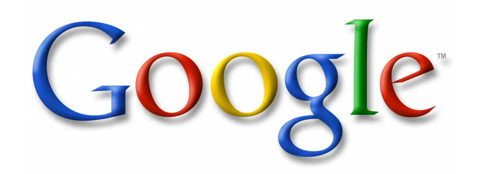
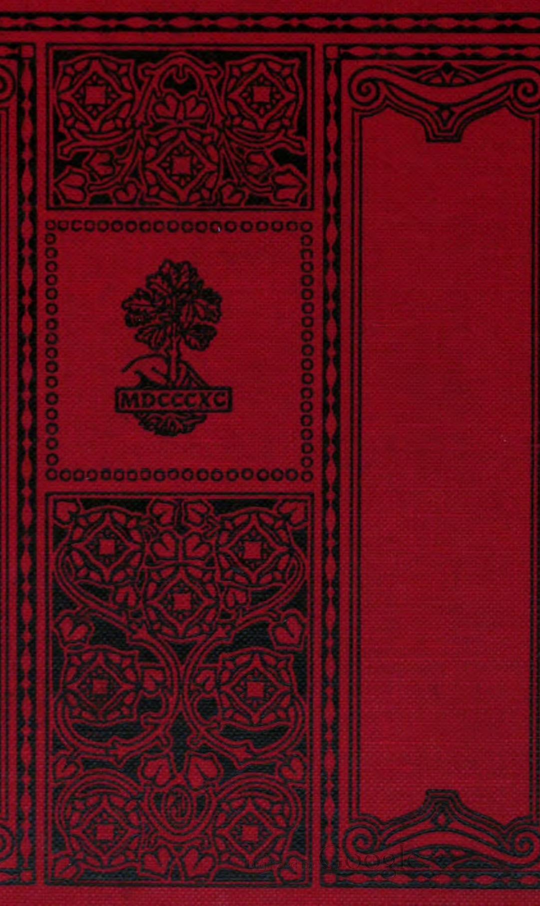


BIBLIOTHEK DER UNTERHALTUNG UND DES WISSENS




Bücher-Sammlung
von

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens



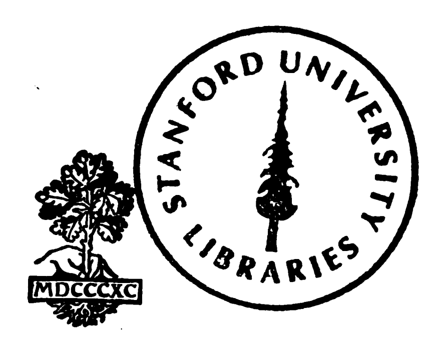


Zu der Novellette „Im Jugendland“ von Else Franken. (S. 15)
Originalzeichnung von H. Grobet.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

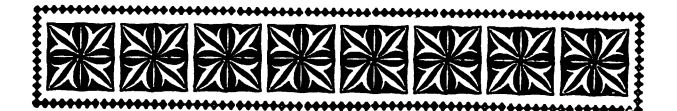
Mit
Originalbeiträgen
der hervorragendsten
Schriftsteller und Gelehrten
sowie zahlreichen
Illustrationen

Jahrgang 1913 ◆ Sechster Band



Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Stuttgart ◆ Berlin ◆ Leipzig

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart



Inhalts-Verzeichnis.



Im Jugendland.

Novellette von Else Franken.

Mit Bildern
von H. Grobet.

In einem wohldurchwärmten Abteil erster Klasse des D-Zuges lachten die beiden Herren vergnügt, als Mister William Linthurst auf den Bahnsteig hinabgesprungen war — tatsächlich gesprungen, trotz seiner silberweißen Haare und Bartkoteletten.

Dieser jugendliche Mister Linthurst mit seinem hübschen, rosigen Altherrengesicht hatte den fremden Herren — sie fuhren schon seit Hamburg zusammen — in der aufgeregten Freude seines Herzens Mitteilungen gemacht, die ein smarter Chicagoer Fabrikant sonst nicht so leicht Fremden preisgibt. Wie er eigentlich Wilhelm Thudichum heiße, hier in Mitteldeutschland daheim sei, aber schon als junger Mensch von einem Chicagoer Onkel, einem Kistenfabrikanten, adoptiert und über den großen Teich entführt worden sei. Er hätte vierzig Jahre drüben geschuftet, eine liebe kleine Deutsche geheiratet, die es als Kinderfräulein in einem Parvenühause übel genug gehabt hätte. Oh, eine perfekte Lady sei sie geworden, so daß er beinahe ein bißchen unter ihrem zierlichen Pantoffel stehe. Dazu neigten ja die Deutschen in der Fremde in ihrem gesteigerten Anlehnungsbedürfnis. Ja, und die deutsche Sentimentalität würden die meisten auch nicht los, so tief sie sich auch

in Geschäft und Geldverdienst stürzten. Ihn, den Mister Linthurst, hätte auch immer was am Herzen gezwickt, so viel er auch gemüllert und auf allerlei Weise gesportet hätte, denn das Müllern hätte einen gewaltigen Einfluß auf flatterige Seelenzustände. Aber nun hätte es ihn nicht mehr gelitten. Jugenderinnerungen, eine alte Liebe und so ein paar nichtsnutzige Jungen von einstigen Schulkameraden zögen ihn doch wie mit Strippen. Hier — in der Wiege aller seiner Leiden und Freuden und Kindheitseseleien wollte er sich noch einmal so recht jung baden. Da hätte er mal so ein schnurriges Bild gesehen, von dem alten Lukas Cranach glaube er, ein Bad, so 'n richtiges Wasserbad. Von links stiegen die bresthaften Alten hinein und jenseit kämen sie jung, tolpatschig und übermütig wieder heraus. So hätte ihm immer sein altes Deutschland im Sinn gelegen.

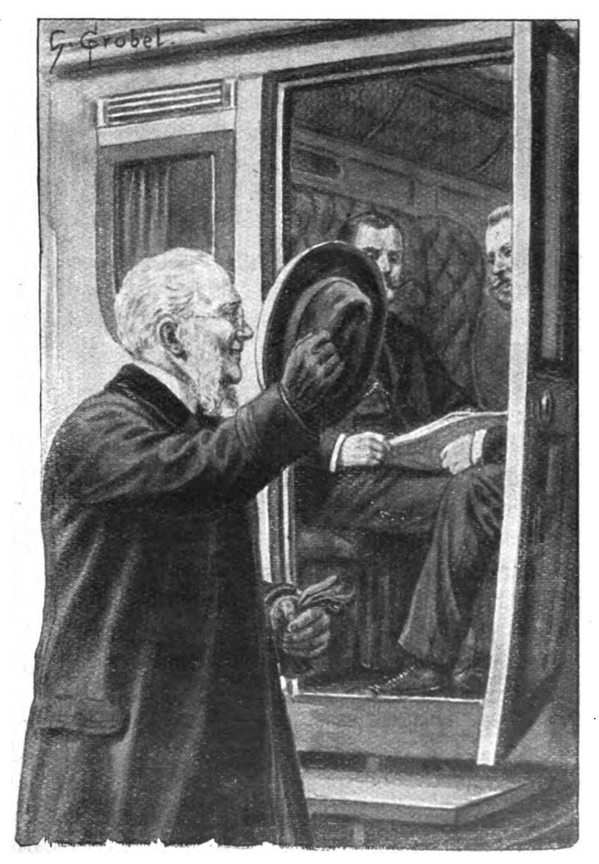
Noch mitten im Erzählen war Mister Linthurst aufgesprungen, hatte im Gepäcknetz herumgekrabbelt — sie glitten gerade in die Bahnhofhalle — hatte alle seine gelben rindsledernen Behälter einem Träger übergeben, vor Vergnügen leise gepfiffen, war hinausgesprungen und hatte noch strahlend zurückgegrüßt.

„Er wird sich wundern, der alte Kistenmacher," sagte der eine der Herren im Weiterfahren, „er meint offenbar, seine Leutchen von Anno Tobak hätten diese vierzig Jahre verwunschen gelegen und wachten nun für ihn erst wieder auf —"

Und der Herr gegenüber, dem man den Rittergutsbesitzer und Standesherrn unschwer anmerkte, sagte: „Ja, die draußen! Die erfrischen sich noch immer an der Vorstellung, in Deutschland blühe unentwegt die blaue Blume der Romantik. Daran erquicken sie sich,

während sie sich mit allen Ecken und Härten des Lebens 'rumschlagen."

Damit vertieften sich die beiden Reisenden in ihre



großen Zeitungsblätter, und der Amerikaner war vergessen.

— — — — — — — — — — — — — —

Linthurst hatte sein Gepäck in den „Grünen Eber“ geschickt und machte sich zu Fuß dorthin auf den Weg. Er stand still, um seine angelaufenen Brillengläser abzureiben — wenn man doch so plötzlich auf Heimatboden steht! Damals hatte zwischen der Stadt und dem Bahnhof ein richtiges Lustwäldchen gelegen. Nun reichten die grauen Straßen mit allen ihren Mittelstandshäusern bis hierher. Es wirkte alles so weit ganz nett. Eine Elektrische klingelte vorbei, und die Leute sahen nach fröhlichem Gedeihen aus.

Er ging durch die Helenen- und die Schwarzhofstraße und stand bald auf dem Friedrichsplatz. Der hatte früher ein spitziges Pflaster aus buckeligen Katzenkopfsteinen gehabt. Nun lagen gärtnerische Anlagen rings um ein Kriegerdenkmal, und außer den paar gotischen Giebelhäusern alter Patrizierfamilien standen da neue Geschäftshäuser mit hohen, protzigen Fronten. Aber drüben, an der Westseite des Platzes, da war nun doch noch ein alter Bekannter, das graue Haus der Käfersteins, in dem der Junge ein und aus gelaufen war wie in seinem Elternhause. Der Lutz Käferstein war damals ein blutjunger Student gewesen, als der Wilhelm Thudichum sich in William Linthurst verwandelt hatte.

Der alte Herr stand vor dem Hause und studierte ein schwarzes Marmorschild. „Ludwig Käferstein“ — so stand in Goldbuchstaben drauf — „Rechtsanwalt und Notar.“

Das Herz pochte Mister Linthurst, als er auf den elektrischen Knopf drückte. Die alte Klingel war es nicht mehr, die immer durch das ganze Haus schrillte. Ein nettes Stubenmädchen öffnete. O ja, der Herr werde noch zu sprechen sein — freilich nur kurz, denn die Herrschaften seien ausgebeten.

„Schade," dachte Linthurst. „Aber immerhin — da muß es ihm doch gut gehen, ihm und seinem lieben Frauchen!" Er labte sich an dem Gedanken weit offener Arme, gemütlicher Aussprache und ausgiebigen Rückerinnerns.

Da hörte Linthurst schnelle, feste Schritte und dachte noch beifällig: „Der Lutz muß ebenfalls fleißig gemüllert haben —"

Als aber die Tür aufflog, stand da ein noch recht junger Herr, kräftig, vollbärtig, bereits in Frack und Lack, eilfertig in jeder Geste, hielt Linthursts Karte in der Hand und fragte: „Womit kann ich dienen, Mister Linthurst?"

Sie nahmen beide in den tiefen Klubsesseln Platz, und der Amerikaner sagte: „Ich möchte Ihren Chef sprechen, mein Herr, denn ich bin ein alter Freund von ihm."

Der Hausherr steckte eine vorsichtige Miene auf. „Wenn Sie wüßten, werter Herr — alte Freunde meines verstorbenen Vaters, mit den verschiedensten Anliegen melden sich so oft, daß —"

Linthurst sprang erschrocken auf. „Mein alter Lutz Käferstein lebt nicht mehr?"

„Nein," sagte der Jüngere, „die Eltern sind schon beide tot."

„Ihr Mütterchen auch? Die reizende Käthe Kruse aus der Tanzstunde? Denn eine andere hat Ihr Vater doch sicher nicht gewählt?"

„Doch, Mister Linthurst, mein Vater konnte nicht ausschließlich seinen Gefühlen folgen. — Übrigens, das Fräulein Kruse lebt noch unvermählt in ihrer kleinen Villa — noch 'ne ganz muntere Dame."

Linthurst wischte mit seinem Taschentuch über die Augen. „Und zu denken, daß ich mich von Chicago

an auf die Stunden der Erinnerung gefreut habe wie ein Kind auf Weihnachten! Steinwein aus Würzburg wollten wir dazu trinken aus den gemütlichen Bocksbeutelflaschen. Das war damals unser Feiertrunk, wenn wir's gerade üppig hatten."

„Wir trinken wenig Wein," sagte der Rechtsanwalt mit wichtiger Miene. „Abstinenzler kommen zu höheren Jahren



und bleiben länger leistungsfähig."

„Und wenn ihr eure Erinnerungsfeste feiert?" fragte Linthurst betrübt. „Hat Ihr teurer Vater nie von Wilhelm Thudichum gesprochen?"

„Nicht daß ich mich erinnern könnte," sagte der Hausherr etwas ungeduldig. Er hatte ja für seine eigenen Freunde so wenig Zeit.

Gerade öffnete sich die Tür gegenüber. Eine reizende junge Frau in goldgesticktem Festkleid erschien auf der

Schwelle. „Ludwig — der Wagen wartet! — Oh, ich wußte nicht —“

Aber der alte Linthurst sagte sich, daß die junge Dame von dem Besuche ihres Mannes recht wohl gewußt haben müsse, und daß er im alten Käfersteinhause überflüssig und lästig sei.

Die hübsche Dame hatte sich sofort wieder zurückgezogen, und Linthurst sagte: „Ich sehe, Eile gibt es auch hier.“

„Ja gewiß, mein Herr.“

Linthurst sah nochmals ungewiß in die Augen seines Gegenübers. Ach nein, auch wenn der eilige Herr ihn um seines Vaters willen zu einer Tasse Tee gebeten hätte, mit dem wäre er nicht warm geworden.

Zwei Minuten später stand er auf der Straße. Vom Trinitatisturm schlug es die zweite Stunde, aber der sonst so pünktliche Chicagoer Magen versagte. „Ich kriege wohl bei Karlchen was zu futtern. Es hat mir den Appetit für den Augenblick verschlagen,“ dachte der Besitzer dieses Magens. —

„Wo Doktor Werkmeister wohnt? Sie meinen wohl die Exzellenz?“ fragte der Dienstmann an der Ecke und gab über die Wohnung des Geheimrats Bescheid.

In der Diele des Exzellenzhauses, auf indischen Matten, zwischen Korbmöbeln und Pflanzenkübeln stehend, kritzelte Linthurst ein vorsichtiges „früher Thudichum“ auf seine Karte. Das war klug, denn nun polterte — vermutlich im Speisezimmer — ein schwerer Stuhl um, und gleich darauf hatte ein alter Herr den Besucher beim Wickel, ein Mann mit einem fröhlichen, roten Gutlebergesicht und einem eisengrauen Apostelbart.

„Der Amerikaner!“ rief er vergnügt. „Weeß Knebchen, der Thudichum! Immer 'rein, alter Sohn!“

Zur Rührung kam es gar nicht erst. Das Eßzimmer war klein und vornehm. Der Geheimrat hatte zum Schluß eines feinen Mahles, dessen Düfte noch in der Luft hingen, Mokka, Zigarren und eine ganze Batterie vielfarbiger Schnäpse vor sich stehen. Ein Wink an den Diener, der gerade vom Büfett die Aschenschale holen wollte, und der Gast war gleichfalls versorgt.

„Also, mein Lieber," sagte der Geheimrat, „ich hätte dich auch ohne Karte wiedererkannt, du hast ja dein Gedächtnis auch wach erhalten durch freundliche Spenden in unseren Stadtsäckel. Kommst just recht zu meiner Jubiläumsfeier morgen — dreißigjährige an der Klinik. Ich bin für mich geblieben — unbeweibt. Mir wurde so viel Gunst zuteil, daß ich mich nicht entscheiden konnte. Hab's verpaßt. Weißt du noch —"

Und nun folgten die „Weißt du noch" mit solcher Lebhaftigkeit, daß der Chicagoer kein Wörtchen einschieben konnte. Der Geheimrat beantwortete sie alle selbst, und alle enthielten sie ein Geschichtchen, das zum Ruhm und zur Eitelkeitsbefriedigung der Exzellenz beitragen mußte.

Aber als er nun endlich doch die Frage hinwarf, was denn aus ihm, dem Thudichum, geworden sei, und Linthurst lächelnd sagte: „Ein Kistenmacher!" und nun fortfahren wollte von seinem gewaltigen Betriebe, seinen zwölfhundert Arbeitern, seinen Wohlfahrtseinrichtungen zu berichten, schnitt ihm Werkmeister das Wort sofort wieder ab.

„Nun, auch das Handwerk hat noch immer seinen goldenen Boden."

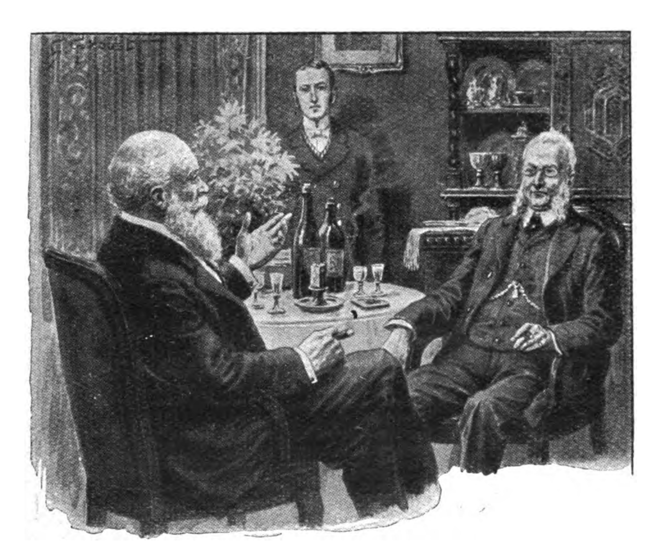
Und so glitten sie wieder in das Fahrwasser von Werkmeisters Lebensumständen und Erfolgen über.

Da meldete der Diener die Equipage der Frau Erbprinzessin, die den berühmten Arzt zu einer Kon-

sultation abholen sollte, und der Geheimrat sprang auf.

„Man steht doch immerzu im Bann der Pflicht. — Aber es war mir eine recht herzerquickende Stunde, mein lieber Thudichum!“

Gleich darauf stand der Chicagoer wieder auf der Straße, wo die Eisenschimmel des Hofwagens auf dem



Pflaster tänzelten, ging stramm, aber recht tief in sich versunken in den „Grünen Eber“, ließ sich im altväterisch gemütlichen Speisesaal eine beträchtliche Mahlzeit anrichten, lachte ein paarmal trocken und grimmig vor sich hin und legte sich danach in seinem Zimmer aufs Ohr.

— — — — — — — — — — — — — —

Als Mister Linthurst wohlgestärkt wieder auf die Straße trat, standen schon die Sterne am Himmel,

für die kleinen Stadtmenschen weit überstrahlt durch die weißen Ballone der elektrischen Beleuchtung.

Gerade ging auf dem Bürgersteig vor dem Hotel eine schlanke Dame in Pelzjakett und verschleiertem Hut vorbei, setzte trotz der inzwischen eingefallenen Glätte die Füße so flink und zierlich wie ein Rebhühnchen, blieb nach zehn Schritten stehen, sah sich den Chicagoer ganz genau an, schwenkte wieder ab und benahm sich recht wie ein Leichtsinnsausbund, dem Begleitung auf einem Abendspaziergang gar nicht so unwillkommen wäre.

Mister Linthurst hatte selbst in grüner Jugend die Lust an solchen kleinen Abenteuern ferngelegen. Aber da er gar nichts Rechtes mit sich anzufangen wußte, so dachte er innerlich lachend, man könnte ja mal zuschauen, wie lange die unternehmende Schöne ihr kokettes Spiel fortsetzen werde.

Nicht lange. Denn sie drehte sich nach weiteren zwanzig Schritten auf dem Absatz herum, schlug den Schleier zurück, dahinter ein fein durchrunzeltes Altfräuleingesicht lachte, streckte herzlichst beide Hände aus und sagte: „Na, du bist ja ein recht leichtfertiges Huhn, Wilhelm Thudichum aus Chicago.“

Und Linthurst schüttelte die beiden kleinen Hände mit Jugendfeuer, denn diese schlanke „junge Dame“ von sechsundfünfzig Jahren war seine kleine Jugendfreundin Käthe.

Ja — sie hätte den Ludwig Käferstein gesprochen, und also wußte sie schon von Linthursts Ankunft. Und daß der im „Grünen Eber“ absteigen würde, wo sie alle ihre schönen Tanzkränzchen gehabt hätten — na, da würde sie doch Gift drauf nehmen. Nun mache sie ihm schon seit zehn Minuten Fensterpromenade. Oh, solche Suiten leiste sie sich noch heute, wenn's

Herz ihr warm würde. Und nun solle er nur gleich mit zu ihr kommen, denn sie hätten sich doch das Blaue vom Himmel zu erzählen.

Sie hakte sich auch gleich zutraulich bei ihm ein*), aber er fand es paßlich, zu sagen: „Du, Käthe, ich habe da zu Hause am Michigansee eine liebe Frau —"

„Wärst schön dumm, wenn du allein geblieben wärst! Aber das krieg' ich alles gemütlich beim Tee zu hören. — Wart mal 'nen Augenblick!"

Und Mister Linthurst, der in Chicago einen chinesischen Koch beschäftigte und zwei irische Küchenmädchen, blieb folgsam vor den Lädchen stehen, in denen seine alte Freundin die frischen Brötchen und die Viertelchen Aufschnitt für den Abendtisch einkaufte. Dann sprang sie die paar Steinstufen vor der Ladentür herab, noch ganz wie der Backfisch, für den der schüchterne Junge von damals solchen verliebten Respekt gehabt, von dem alle drei nächsten Kameraden eine Blume oder ein Bandschnipfelchen auf dem Herzen getragen hatten.

Ja, die kleine Käthe Kruse — die war wie ein verlorener Ton in allen späteren Akkorden seines Lebens mitgeklungen! —

Am Teetisch — Gott, wie vertraut waren ihm die spiegelblanken Mahagonimöbel, die alten Ölbilder und hohen Pfeilerspiegel! — kam nun endlich er ans Erzählen. Denn wenn so ein freundlicher Mund ins Fragen kommt, so kluge Augen in einen hineinhorchen, das öffnet die Herzensschleusen.

Und Mister Linthurst malte ihr das stolze Chicago, hingelagert am Seeufer, von Flußläufen durchblitzt, die stolzen Boulevards, die prachtvollen Parke, eine Welt der Arbeit, des Erwerbs, ein Stapelplatz kost-

*) Siehe das Titelbild.

barer Schätze — endlich sein Wohnhaus am Lincolnpark, ein kleines Juwel.

„So weit hat er's gebracht, der Thudichum, der kleine Wilhelm mit dem blonden Krauskopf!" rief sie ganz atemlos und schlug ihre jung gebliebenen Hände zusammen.

Der Tee im silbernen Kesselchen kräuselte seine



feinen Duftwolken empor, die große Hängelampe leuchtete warm und verständig. Die alte Uhr im Ebenholzschränkchen schlug die zehnte Stunde.

Da rief er: „Komm mit 'rüber zu uns, Käthe, lerne noch so ein neues Stück Leben kennen. Meine Luise nimmt dich mit offenen Armen auf."

Alle die angegrauten Löckchen von Fräulein Kruse zitterten vor Erregung. „Bist doch noch genau der

alte Versucher, der einen zu dummen Streichen verführen konnte.“

Wie vergnügt sie beide lachen konnten!

„Aber weißt du, wenn eine so übriggeblieben ist wie ich — eine Tragödie ist es Gott sei Dank ja nicht gewesen, aber ein rauschendes Allegro war mein Leben nun auch nicht — dann finden sich nachher so viele Pflichten nach allerlei Seiten. Die halten fest und umklammern einen wie die Wasserpflanzen den Schwimmer.“

„Wenn's weiter nichts ist!“ rief er leichtherzig. „Wir haben ein Waisenhaus expreß für Zeitungsjungen und Stiefelputzer — oh bitte, aus solchem Milieu sind bei uns die größten Bürger hervorgegangen. Da bin ich mit in der Verwaltung, da schaffe ich dir gleich 'nen Posten.“

„Versucher, Versucher!“ rief sie und hielt sich beide Ohren zu, ließ aber gleich die Hände wieder sinken. „Nun sag mal, du, wieso tauchst du eigentlich so plötzlich hier auf? Geschäfte natürlich —“

„Nein, meine Schönste,“ sagte er innig auf ihren anteilvollen Blick, „einzig für diese unbezahlbare Teestunde mit einem unvergleichlichen deutschen Altjüngferlein, das ich verehrt habe von Primanerzeiten an. Wäre auch gar nicht in die Welt hinausgelaufen, wenn nicht ein gewisses Fräulein — mit Rosenknospen an ihrem weißen Mullkleidchen — ihren schönsten Orden an des Lutz Käfersteins Rockklappe befestigt hätte.“

Sie blickte errötend vor sich nieder. „Ja, wenn der Thudichum zum Sträußchenwalzer die reiche Therese Simon holt, die keiner leiden konnte, und die nachher der Käferstein geheiratet hat — er wußte wohl warum!“

Sie blickten sich mit feuchten Augen an. Sie hatten sich beide tapfer mit dem Leben abgeplagt, mit allen

seinen Enttäuschungen und Erfüllungen. Viel — ach, viel von allem Erlebten sickert durch das große Sichtungssieb der Erinnerung herab und schwindet wieder aus dem Herzen, das es ja sonst sprengen würde mit seiner Überfülle. Aber das heiße Pochen ihres damals noch halbkindlichen Gefühlssturmes — das war wie Klang und Duft aus der Ferne in ihnen hängen geblieben.

Nein, auch dieser Abend war kein stürmisches Allegro. Er war ein gedämpftes Andante, die Jugend lag weit zurück und drang nur noch an sie heran wie der feine Duft der Hyazinthe auf dem Fensterbrett, der welken Rosenblätter und Melissen aus dem Potpourri drüben vom Nähtischchen.

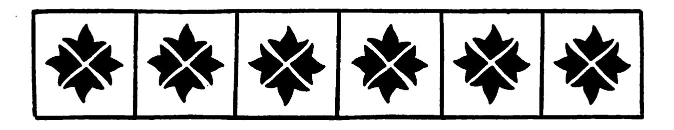
— — — — — — — — — — — — — —

Ein paar Tage später stand Mister Linthurst auf dem Promenadendeck der „Charlotte Henriette“. In Kuxhaven auf der „Alten Liebe“ beim Einschiffen traf er einen Chicagoer Bekannten, einen Gewaltigen der Schweineborstenbranche. Der fragte, was Mister Linthurst am meisten in Deutschland imponiert hätte.

Linthurst antwortete mit versonnenem Lächeln wie aus der Pistole geschossen: „Die alten Jungfern!“

Da schritt Mister Surry West gravitätisch weiter in seiner Gesundheitspromenade, denn an schlechten Witzen hatte er gar keinen Gefallen.





„Ave, carissima!“

Roman von E. v. Adlersfeld-Ballestrem.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Scholastika konnte nicht nur beide Arme ein wenig heben, sondern auch die Finger etwas bewegen. Die Zunge war freilich noch viel zu schwer, um Worte damit formen zu können, und was sie lallte verstand niemand; aber es war doch zur Gewißheit geworden, daß sie nicht gelähmt bleiben würde — und das beste war: die Lebensgeister der Kranken hoben sich sichtlich, und ihre Augen funkelten vor Vergnügen und — Schadenfreude, als sie das Gesicht des berühmten Arztes beobachtete, der gekommen war, um zu sehen, wie der Leidenden die Übersiedlung nach Rom bekommen sei.

„Vom wissenschaftlichen Standpunkte aus hat die Signorina nicht das Recht, sich so schnell von dem Anfall zu erholen,“ erklärte er Ave nach dem Besuch. „Sie ist eben ein neuer Beweis für den Spruch, daß alles Wissen Stückwerk ist. Wenn die Besserung so fortschreitet, kann sie in acht Tagen mit Altezza spazieren fahren, nur wird zunächst äußerste Vorsicht nötig sein, der Kranken jede Erregung fernzuhalten, die einen Rückfall verursachen könnte.“

„Natürlich,“ murmelte Ave zustimmend, während sie ganz genau wußte, daß der Mensch noch geboren werden sollte, der Scholastika daran verhindern konnte,

zu sagen, was sie wollte, ob es aufregend war oder nicht. Aber mit der Gewißheit, daß sie wieder reden würde, verschwand auch für Ave die Furcht davor. Es war charakteristisch für sie, daß sie dem Unabänderlichen ruhig und gefaßt ins Auge sah. Die Probe hatte sie dafür abgelegt, als sie in Castello Rocca del Serpe wußte, daß ihre Flucht vereitelt war, und sie, dem Rufe des Principe folgend, die Galerie betrat. Also: Scholastika würde reden und aussagen, was sie gehört und gesehen, und nun sie das wußte, wünschte sie sogar, daß es erst so weit wäre, damit die Last von ihr genommen würde. Sie war aber fest entschlossen, vor Scholastika keinen Fußbreit ihres Bodens preiszugeben und diesen kühl, überlegt und bis aufs Messer zu verteidigen, falls das nötig wurde; was durchaus noch nicht ausgemacht war.

Mit gesteigerter Erwartung trat sie aber dem neuen Principe Rocca de' Serpi entgegen, der sich zur korrekten Besuchszeit bei ihr melden ließ, und blieb einen Augenblick sprachlos über die Ähnlichkeit mit ihrem Gatten; doch war die Bestürzung nur eine vorübergehende, weil der Ausdruck der sonst so übereinstimmenden Züge ein anderer, der Vetter der „jüngeren Linie“ wesentlich älter als Nelio war. Die harte Entschlossenheit, die dem Rassekopf des letzteren öfters etwas Finsteres gab, war bei diesem Domiziani in zielbewußte Energie umgemodelt, das Auge war klar und offen, und um den glattrasierten Mund lagen ein paar Falten, die auf Humor und auf Güte schließen ließen.

„Herr Vetter, ich danke Ihnen vielmals für die wundervollen Blumen, mit denen Sie die Freundlichkeit hatten, meinen Einzug im Palazzetto Vedovile zu begrüßen,“ sagte Ave mit der Sicherheit der großen Dame, nachdem sie ihr Erstaunen, ja ihr Zurückweichen

vor der merkwürdigen Familienähnlichkeit überwunden.

Aristide Domiziani drückte die ihm gereichte Hand, machte aber keinen Versuch, sie zu küssen. „Warum sind Sie nicht lieber im Palazzo drüben geblieben?“ fragte er ohne Umschweife. „Ich rechne, selbst wenn ich meine Frau und Töchter mitgebracht, hätten wir alle mehr Platz gehabt, als wir brauchen. Das Haus hier hat mich immer als ungemütlich berührt, aber natürlich ist des Menschen Wille sein Himmelreich. — Nein, meine Frau ist nicht mitgekommen,“ fuhr er auf eine eingeworfene Frage Aves fort, indem er Platz nahm. „Ich rechnete, es wäre besser, den ersten Trip allein zu machen, um zu sehen, wie die Sachen hier liegen. Später mal kann meine Frau mit den Girls mich auf ein paar Wochen herbegleiten, um den neuen Titel etwas zu lüften. Drüben haben wir keinen Gebrauch dafür, wissen Sie, da darf er bis zum nächsten Trip nach Europa im Schubkasten liegen. Meine Frau ist Amerikanerin — aus gutem Hause — und die Ladies dort haben eine anerkannte Schwäche für Titel, Kronen und dergleichen, weil sie das drüben eben nicht haben können. Es war nach menschlichem Ermessen nicht abzusehen, daß ich meiner Frau jemals das kindliche Vergnügen bereiten würde, auf dem Kontinent als ‚Fürstin‘ herumreisen zu dürfen, und meine Töchter diesseits des großen Teiches ihr schlichtes ‚Miß‘ mit ‚Principessa‘ vertauschen. Aber der Himmel weiß, daß ich mir aus dem ‚Principe‘ blutwenig mache und mich gefreut hätte, wenn Nelio den Titel seinem Sohne hätte hinterlassen können. Gewiß: Paläste, Schlösser und Villen voll von Kunstwerken sind nicht zu verachten; ich müßte kein Domiziani sein, wenn ich nicht an diesen Häusern meiner Ahnen hinge — vom

praktischen Standpunkt aus aber sind sie ein fressendes Kapital, und es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als den Besitz zu reduzieren beziehungsweise zinstragend zu machen, damit er die Einkünfte nicht verschlingt."

Ave wußte nicht, was sie dazu sagen sollte, da sie nie einen Einblick in die Verwaltung getan oder begehrt hatte. „Sie haben den Besitz doch in Ordnung vorgefunden?" fragte sie.

„Vollkommen — mit Ihrem Gelde," war die unverblümte Antwort. „Der Palast und die Villen sind in gutem Zustande; Ihr Geld hat das für das Haus Domiziani getan. Aber Ihr Geld fällt nun weg, und wenn schon es nach den Büchern des Verwalters auch bei Ihrer Verheiratung die Schuldenlast des Besitzes wie die persönliche Nelios getilgt hat, so finde ich die Revenuen in keinem Verhältnis zu den Anforderungen, die daran gestellt werden und zum Teil gestellt werden müssen. Ich denke morgen nach Rocca del Serpe zu fahren, das ich seit meinen Knabenjahren nicht mehr sah. Natürlich ist keine Rede davon, daß die Wiege unseres Geschlechtes veräußert wird — mag das Kastell eher zerfallen und zerbröckeln, ehe es in fremde Hände gerät. Den Palazzo kann man zum größten Teil vermieten, die Villen werden aber wohl abgesägt werden müssen als ein paar Äste, die dem Baume zu viel Lebenssaft nehmen."

„Ich habe darüber kein Urteil und auch nicht das Recht einer Meinung," sagte Ave sachgemäß. „Die Erhaltung des Palazzetto bleibt jetzt natürlich meine Sache, und ich verzichte auch — wie ich es schon der Verwaltung durch meinen Stiefvater ausdrücken ließ — auf die vertragsmäßigen Witwengelder zugunsten notwendigerer Auslagen. Selbstredend enthalte ich

mich auch jeden Ratschlages in bezug auf den Besitz oder seine Verwertung, aber ich bitte um die Erlaubnis, einen Wunsch aussprechen, vielmehr ein gutes Wort dafür einlegen zu dürfen, daß der Kastellan von Rocca del Serpe seinen Posten behalten darf."

„Ah, Orlandi, der Vater der — hm —" rief Aristide Domiziani mit einem scharfen Blick auf Ave, die ihn ruhig erwiderte.

„Ja, der Vater von Rosalba Orlandi," vollendete sie den unausgesprochenen Satz und fuhr ruhig fort: „Nelio ist tot; er war Ihr Verwandter und mein Gatte, aber das darf mich nicht abhalten, zu sagen, daß er das Mädchen, die als Dame erzogen und als solche im Hause seiner Mutter behandelt wurde, in unerhörter Weise belogen und betrogen hat, indem er sie durch eine Scheintrauung ihrer Meinung nach zu seiner rechtmäßigen Frau machte."

„So? Hat er das getan?" fragte Aristide Domiziani trocken. „Nelio war — — doch Nelio ist tot, und von den Toten soll man nur Gutes reden."

„Und damit einen Ehrenmantel über ihre Blößen decken!" rief Ave heftig. „Täte man nicht mehr und Besseres für ihr Andenken, wenn man versuchte, gutzumachen, was sie auf Erden gesündigt?"

„Das wäre eine harte Buße für die, die nichts verschuldeten," entgegnete Domiziani achselzuckend. „Und wie wollten Sie zum Beispiel Rosalba Orlandi entschädigen?"

„Ich hatte ihr Kind, einen wunderschönen Knaben, erziehen lassen wollen, doch hat sie es nicht angenommen," erwiderte Ave, indem sie sich vorbeugte, um das, was sie sagte, noch eindringlicher zu machen. „Ich hätte es so gern, auch um des Kindes selbst willen, getan, das wirklich reizend ist, doch es war nichts auszurichten.

Ich meine aber, es ließe sich etwas tun — man könnte dem Kinde den Namen geben, um den es von seinem eigenen Vater betrogen wurde —“

Domiziani hustete. „Wenn Sie damit sagen wollen, daß Sie zu einem solchen Akt der Erlaubnis des Chefs der Familie bedürfen, so will ich Ihnen als solcher nicht im Wege stehen,“ sagte er, sie gründlich mißverstehend. „Aber überlegen Sie es etwas reiflicher. Sie sind jetzt naturgemäß noch erregt, Ihre Nerven sind überreizt, und darum sind Sie geneigt, Ihre Großmut zu übertreiben. Lassen Sie sich den Rat geben und überlegen Sie die Sache ein Jahr — meinetwegen auch nur ein halbes, und wenn Sie dann noch dieselbe Auffassung haben, so adoptieren Sie das Kind und setzen Sie es zu Ihrem Erben ein. Ich für meine Person habe nichts dagegen.“

„Sie haben recht: es wäre sehr überspannt, wenn ich das täte,“ rief Ave. „Wie käme ich dazu, welches Recht hätte ich, einen Namen zu vergeben, der — gar nicht mein eigener ist. Der einzige, der das tun könnte, wären Sie —“

„Ich?“ unterbrach er sie erstaunt. „No — danke bestens,“ setzte er sehr trocken hinzu.

„Ja, Sie!“ behauptete Ave ihren Standpunkt. „Es ist ja natürlich nicht der Schatten einer Verpflichtung für Sie vorhanden, aber Sie haben das Recht dazu. Und noch eins: Ihr Name erlischt mit Ihnen. Wäre es Ihr Wille, daß er aus dem Goldenen Buche Roms verschwindet?“

„Einmal muß er ja doch aufhören — warum nicht mit mir?“ erwiderte Domiziani mit einem flüchtigen Lächeln. „Aufgepfropfte Reiser pflegen alten Stämmen erfahrungsmäßig kein neues Lebensmark zuzuführen, sondern ihnen das noch vorhandene zu entziehen.

Ich habe nichts dagegen, wenn die Domiziani vom Schauplatz verschwinden."

„Aber der Besitz!" rief Ave eindringlich. „Denken Sie an den Besitz! Soll Rocca del Serpe zerfallen oder zu einer Strafanstalt eingerichtet, der Palazzo drüben zu Mietwohnungen zerstückelt werden? Und der Titel! — Herr Vetter, Sie haben nur Töchter, geben Sie dem kleinen Romeo Ihren Namen, machen Sie ihn zum Erben des Titels, des Besitzes, der ja doch nicht auf Ihre Töchter übergehen kann —"

„Wer hat Ihnen das gesagt, Frau Base?" fiel Domiziani ruhig ein. „Beim Aussterben des Mannesstammes erbt die älteste Tochter des letzten Fürsten Rocca de' Serpi Titel und Besitz im eigenen Recht, oder in Ermanglung einer solchen seine Schwester beziehungsweise rückwärts schreitend die weibliche Deszendenz unter der Bedingung, daß deren Gatte und Kinder den Namen Domiziani in erster Reihe annehmen. Also steht es verbrieft und unangefochten durch die neue Regierung in den Familienakten. Ich würde also meine eigene älteste Tochter, von der ich gern sehe, wenn sie einen Römer von altem Blute heiratete, einfach enterben, wollte ich Nelios — wie ich gern zugebe, um sein Recht betrogenes — Kind adoptieren und zum Erben des Titels und Besitzes machen."

„So behalten Sie den Besitz — nur geben Sie dem Kinde seinen rechtmäßigen Namen! — Oh, weisen Sie es nicht kurzer Hand ab, erwägen Sie es!" bat Ave mit glühendem Gesicht und fieberhaft leuchtenden Augen, indem sie ihre schönen schlanken weißen Hände flehend ausstreckte. „Lassen Sie das alte Blut der Domiziani in diesem Kinde nicht unterdrückt, seines Rechtes beraubt werden — vergessen Sie nicht, daß

Sie ein Domiziani sind, der seinem Blute, seinem Namen eine ideale Schuld schuldet, seien Sie großmütig, machen Sie gut, was Nelio in seinem Sarge doch eigentlich erdrücken muß —“

Sie hielt ein, weil die Stimme ihr versagte.

Domiziani, der kein Auge von ihr verwandt, machte eine Bewegung. „Beweisen Sie mir, daß eine rechtskräftige Trauung stattgefunden hat, und ich werde der erste sein, der zu dem Kinde sagt: All right — ich stehe auf deinem Platze und trete ohne Murren davon zurück; hier ist er, er gehört dir!“ sagte er ruhig und sachlich. „Es fällt mir nicht im Traume ein, fremdes Eigentum an mich reißen zu wollen, den Usurpator zu spielen, Waisen zu unterdrücken und um ihr Recht zu berauben. Aber ich muß dieses Recht schwarz auf weiß sehen und fühle mich nicht verpflichtet, Nelios Sünden gutzumachen und mein eigenes Fleisch und Blut für sie zu verleugnen. Das kann kein Mensch von mir verlangen, und wenn Sie gelernt haben werden, ruhiger darüber zu denken, dann werden Sie diese sentimentalen Anwandlungen auch überwunden haben und mir recht geben. Und was den Kastellan Orlandi betrifft, so soll er auf Ihre Verwendung sicher auf seinem Posten bleiben, wenn ich in seiner Verwaltung keine Lücken finde. Nur würde ich von ihm eine Garantie fordern, daß im Namen seines Enkelsohnes keine Pression auf Sie, auf mich oder ein Mitglied meiner Familie ausgeübt wird. Ich will dem Knaben später gern weiterhelfen, aber nur aus eigenem freien Willen. Wir sind nicht verantwortlich für ihn, und ich warne Sie freundschaftlich davor, sich durch eine mißverstandene Verantwortlichkeit mit Nelios Sünden zu belasten.“

Damit stand er auf, drückte Aves eiskalte Hand, machte ihr an der Tür noch eine Verbeugung und verschwand.

„By Jove,“ dachte er, sich auf der Straße eine Zigarre anzündend. „Das hätte gerade noch gefehlt! Was doch die Weiber für Ideen haben, besonders diese tadellosen, edlen Frauen. Und dieses wunderbare Weib, das einem fast mit ihren großen, schwimmenden Augen einen ‚Erben‘ auf den Hals geredet hätte — das hat Nelio schlecht behandelt, malträtiert! Und dafür will sie noch dem Kind ‚der anderen‘ zu seinem ‚Blutsrechte‘ verhelfen? Lerne einer die Frauen aus! Ob meine Missis, tadellos anständige Seele, treffliches Herz, das sie ist, so weit für mich gehen würde, der sie gut behandelt? Hm, hm, hm! Das liliengleiche, wunderbare Weib dort oben ist einfach fertig mit ihren Nerven — und ein Wunder wär's nicht — oder es ist etwas faul beim Tode Nelios. Es ist ja richtig: es war niemand dabei, und was sie darüber ausgesagt, hat man einfach für bare Münze genommen und nichts weiter gefragt. Hm! Hm! Sie sieht aus wie eine Heilige, aber selbst eine Heilige kann bei einem Manne wie Nelio die Möglichkeit ferneren Ertragens verlieren. Machte darum der Verwalter solch ein kurioses Gesicht, als ich ihn nach Nelios Tod fragte? Ich will doch mal bei Scarpadoro antippen. Er ist zwar mit der Mutter dieser überirdischen Ave verheiratet, aber er ist ein ehrlicher Mann.“

Scarpadoro machte aber kein „kurioses“ Gesicht — er fuhr in die Höhe wie von der Tarantel gestochen.

„Aber, mein lieber Aristide, wer ist denn so niederträchtig gewesen, einen solchen absurden Verdacht auszusprechen?“ rief er mit ehrlicher Entrüstung. „Ave jemand niederschießen — das ist ja einfach zum Lachen.“

„Jedenfalls — wenn ‚jemand‘ gemeint ist. Es ist aber nicht von ‚jemand‘, sondern von Nelio die

Rede,“ erwiderte Domiziani. „Unser Vetter Nelio war — das Andenken seiner möglichen guten Seiten in Ehren — ein gefährlicher Charakter, ein notorisch schlechter und grausamer Gatte. Darüber brauchen wir uns keine nachträglichen Illusionen zu machen und eine Mohrenwäsche dürfen wir uns, unter vier Augen, als überflüssig sparen. Verschwendung von Wasser und Seife, mein lieber Marcantonio. Sie könnte es ja in Selbstverteidigung getan haben.“

Scarpadoro schüttelte den Kopf. „Ich kann auch das nicht glauben,“ sagte er mit Überzeugung. „Ave ist trotz ihrer Ruhe und ihrer Sanftmut freilich ein fester und durchaus nicht willenloser Charakter — aber ich lege meine Hand dafür ins Feuer, daß sie sich lieber, ohne zu zucken, niederschießen ließe, ehe sie ihre eigene Hand befleckte.“

„Diese hohe Meinung, die du von deiner Stieftochter hast, gereicht ihr zur Ehre, indes würde sie mich noch nicht überzeugen, denn weder du noch ich können gut für uns selbst sagen, was wir in einem gewissen Augenblick tun würden,“ meinte Domiziani. „Wir sind alle Menschen, mein guter Marcantonio, und wenn es drauf und dran kommt, tun wir für unsere Haut, was wir können, sintemalen sie uns näher ist als das Hemd.“

„Das ist eine zweifellose Wahrheit, Aristide. Trotzdem scheint sie mir, auf Ave angewendet, Lücken zu haben. Wer in aller Welt —“

Domiziani machte eine umfassende Handbewegung. „Ich will keine Namen nennen. Ich habe den ersten, der mir, über Nelios Tod befragt, mit bedeutsamem Achselzucken antwortete: ‚Wir wissen nur, was die Principessa darüber gesagt hat; es war niemand dabei als sie,‘ noch einmal vorgenommen und ihn rund-

weg ersucht, mir zu sagen, was er damit gemeint habe. Er wich natürlich aus: nichts, was etwa einer Anklage gleich käme — Gott bewahre! Die Leute meinten nur so, weil der Herr Principe die Frau Principessa doch so schlecht behandelt hätte. Das wüßte ganz Rom. Und der Herr Principe sei doch ein so guter Schütze gewesen, und wunderbar wäre es schon, daß er sich selber getroffen haben sollte. Die Leute redeten eben. Nun wissen wir aber, was das heißt, und wie leicht aus dem Lüftchen ein Sturmwind wird. Und die Principessa ist eine Fremde, noch dazu eine Deutsche. Heute sagen sie: Es ist doch sonderbar. Morgen schon können sie sagen: Sie hat es getan, dort fährt die Mörderin unseres Principe, der ein Domiziani war, das älteste Geschlecht Roms. Oh, ich weiß noch, wie es hier zugeht und nicht nur hier, mein lieber Marcantonio! Nein, nein, nicht nur hier. Und weil ich das weiß und weil ich ein ‚Domiziani-Mysterium' nicht haben will, weil ferner deine Stieftochter wirklich Eindruck auf mich gemacht hat und sie mir leid täte, wenn sie unter den Schatten eines solchen Verdachtes käme, darum will ich der Sache auf den Grund gehen, sie aufklären und Sorge tragen, den Tatbestand durch alle Zeitungen laufen zu lassen."

Scarpadoro schüttelte den Kopf. „Du wirst den Teufel mit Beelzebub austreiben," rief er, „und mehr Schaden als Nutzen damit anrichten. Ich habe mit Ave noch nicht über — über die Schlußszene ihres Ehedramas gesprochen. Sie hat weder mir noch ihrer Mutter deren Verlauf erzählt, was ich ganz natürlich fand, und wir haben aus ebenso natürlichem Zartgefühl sie nicht ausfragen wollen. Wir wissen nur, was Ave dem auf den Schuß herbeigeeilten Kastellan und dem eben zufällig ins Schloß getretenen Pater

Benedetto gesagt hat, der dann für Abfassung des Protokolls —“

„Wer ist dieser Pater Benedetto?“ fiel Domiziani ein.

„Der Guardian des Kapuzinerklosters von Rocca del Serpe — unser Vetter Aquafredda.“

„Wie? Der Saulus, aus dem ein Paulus wurde? Über den unsere Familie ‚Anathema‘ schrie? Ich habe jenseits des Wassers meine Ansicht sehr über ihn geändert. Werde ihn in Rocca del Serpe aufsuchen und ihm sagen: Ich bin zwar für unsere Familie aus einem Paulus ein Saulus geworden, aber ich verstehe den Wandlungsprozeß auch umgekehrt und rechne, daß nur ein ganzer Mann ihn durchmachen kann! Ja, das werde ich zu ihm sagen. Als amerikanischer Millionär kann man sich leisten, was man als römischer Domiziani nicht darf, darin liegt der Unterschied, mein guter Marcantonio.“

„Pater Benedetto ist seit einer Woche Ordensgeneral und hier in Rom — du hast es also bequemer und meinen Segen dazu, denn er ist wirklich ein ganzer Mann,“ erwiderte Scarpadoro. „Ihm hat also genügt, was Ave in ihrer ersten Erregung über Nelios Tod ausgesagt hat, und Aquafredda ist bekanntlich nie ein Dummkopf gewesen. Er hat unter Zeugenschaft des Kastellans Orlandi und dessen Familie Aves Aussage zu Protokoll gegeben, und die Behörden haben keine weiteren Fragen gestellt —“

„Es handelte sich um eine der ersten — nein, um die erste Familie Roms, das Haus Savoyen nicht ausgeschlossen,“ fiel Domiziani ein. „Was ich wissen möchte — und ich denke es zu erfahren — ist, ob nicht ein Zeuge im Hintergrunde steckt, der mehr sagen könnte, als in Pater Benedettos Protokoll steht.“

„Seltsamerweise ist dieser unvermeidliche Zeuge wirklich vorhanden, aber er ist stumm," sagte Scarpadoro sinnend, und auf seines Vetters Drängen erzählte er, was er selbst über Scholastikas Anwesenheit in der Galerie wußte, wie er es von Pater Benedetto erfahren. Gestern noch hatte die Sache hoffnungslos für sie ausgesehen, heute aber seien Zeichen einer zu erwartenden Besserung eingetreten, wie die Marchesa von ihrem Besuch im Palazzetto mitgebracht.

„Well, wir werden also warten, bis die alte Lady sprechen oder schreiben kann. Doch werde ich darum inzwischen nicht untätig bleiben," entschied Domiziani. „Welcher Art ist sie? Alte Gans — he?"

„Das gerade Gegenteil," versicherte Scarpadoro unwillkürlich lachend. „Dein Genre, lieber Aristide: schlagfertig, scharfer Verstand — dabei kindgut und liebt Ave abgöttisch."

„Also die Art, die den Vorteil einer rückhaltlosen Wahrheit anerkennen würde —"

„Sicherlich, wenn sie damit für Ave eintreten kann. Gegen sie würden zehn Pferde sie nicht zum Reden bringen."

„Ausgezeichnet — wirklich ausgezeichnet! Immer vorausgesetzt, daß sie noch etwas gesehen und gehört hat, ehe der Schlag sie rührte."

„Sie war bei Besinnung, als Pater Benedetto sie fand, aber Zunge und Glieder total gelähmt."

„Wie heißt ihr Doktor? Ich werde mit ihm reden, auch andere Ärzte kommen lassen. Was einer nicht weiß, fällt dem anderen vielleicht ein —"

„Mein lieber Aristide, was fällt denn dir ein? Ave hat die ersten Ärzte Roms an das Krankenbett ihrer alten Freundin gerufen. Sie würde deine Einmischung sicherlich beanstanden, sie merkwürdig finden."

Domiziani fuchtelte mit beiden Armen energisch durch die Luft. „Laß mich nur machen!“ rief er. „Ich werde das schon deichseln und nicht eher abreisen, bis dieses dunkle Kapitel aufgeklärt, durch Zeugen erhärtet ist und die Leute es schwarz auf weiß haben —“

„Auch wenn es zu Aves Nachteil wäre? Nicht, daß ich das für einen Augenblick glaubte, Aristide — ich setze nur den Fall.“

Domiziani dachte eine Minute nach. „Ich will keinen öffentlichen Skandal!“ sagte er etwas unsicher. „Nein, keinen öffentlichen Skandal! Fällt die Sache zuungunsten deiner Stieftochter aus, so werden wir sie auffordern, das Land zu verlassen, um das Geschwätz so zur Ruhe zu bringen. Aber wir werden Lärm schlagen, wenn die dem Pater Benedetto gemachten Angaben richtig und unangreifbar sind.“

„Es spricht dafür, daß Ave in Rom geblieben ist.“

„Es kann's, aber ein Beweis zu ihren Gunsten ist es nicht. Morgen fahre ich nach Rocca del Serpe und komme abends wieder. Auf Wiedersehen bis dahin, Marcantonio!“

„Auf Wiedersehen, Aristide! Du hast mich beunruhigt. Die arme Ave! Nach diesem Leben noch solch eine Nachrede! Es ist eine Nichtswürdigkeit.“

„Um so mehr ist's unsere Pflicht, die Wahrheit unzweifelhaft ans Licht zu bringen.“

„Und — faul ist doch etwas an der Sache,“ überlegte er, als er in seinem Wagen saß. „Es war etwas in den Augen dieser lilienhaften Ave, das ich nicht recht begriff, auch jetzt noch nicht recht verstehe. Hat die Kastellansfamilie einen Zeugen im Rückhalt und übt sie einen Druck auf Nelios Witwe aus? Vielleicht verlangt die ‚andere‘ die Fürstenkrone für das Kind. Das wäre eine Lesart für das Verlangen, die

Domiziani im Mannesstamme nicht aussterben zu lassen."

Der Wagen, der, vom Palazzo Scarpadoro kommend, statt die Richtung nach dem Palazzo Domiziani zu nehmen, den Corso Vittorio Emanuele gekreuzt, die alte Piazza Navona durchquert, beim Pantheon vorüber über den Monte Citorio den Corso Umberto überschritten hatte und nun die von Menschen und Fuhrwerken aller Art wimmelnde Via del Tritone hinauffuhr, wandte sich auf der Piazza Barberini links ab und hielt vor dem Kapuzinerkloster an der Via Veneta.

Domiziani wehrte dem Diener, der die Karte abnehmen wollte, stieg aus und läutete selbst an der Pforte.

Auf die Frage, ob der hochwürdigste Pater Benedetto zu sprechen sei, äußerte der Pförtner Zweifel über die Möglichkeit, da der neue Ordensgeneral stark beschäftigt sei. Aber Domiziani war nicht umsonst der „Vetter aus Amerika"; er behauptete mit großer Sicherheit, daß der hochwürdigste Herr für ihn sicher daheim sei.

Und so war's auch. Nach kurzem Warten in dem kalten, kahlen Sprechzimmer standen sich die beiden Männer gegenüber und schüttelten sich herzlich die Hand.

„Du siehst einen alten Bewunderer in mir, Onkel, wenn du mich ja auch kaum gekannt hast," sagte Domiziani. „Dein Beispiel, zu tun, was man muß oder zu müssen glaubt, hat mich nach Amerika geführt, wo ich mein bißchen kaufmännisches Talent besser verwerten zu können meinte als damals noch hier, wo der ‚Don Aristide Domiziani' mir überall im Wege stand. Nun, es ist mir drüben geglückt. Ich dachte, ich hätte dort für immer Wurzel gefaßt — und stehe nun auf einmal wieder in der alten Heimat als Chef

meines Hauses. Ich muß sagen, ich war durch die Nachricht von Nelios Tod wie vom Donner gerührt —“

„Ein jäher Tod, der in der Vollkraft des Lebens dahinrafft, wirkt auf Denkende immer erschütternd, denn er mahnt an die Vergänglichkeit des Irdischen, die sich an keine Stunde, keinen Tag bindet,“ erwiderte Pater Benedetto ernst. „Hast du schon Nelios Witwe gesehen? Sie wollte im Palazzetto Wohnung nehmen.“

„Sie ist gestern in Rom angelangt, und ich habe sie heute gesehen und gesprochen. Sie scheint mir hochgradig nervös zu sein.“

„Ein Wunder wär's nicht — nach allem, was sie durchgemacht,“ meinte Pater Benedetto. „Man schweigt darüber besser.“

„Leider schweigt aber die sogenannte Welt nicht,“ sagte Aristide Domiziani bedeutungsvoll.

„Es ist nicht zu leugnen, daß Nelio ihr Stoff zum Reden gegeben hat,“ erwiderte Pater Benedetto. „Sein Tod hat die kaum schlafen gegangenen Zeugen wieder aufgeweckt, die nun sein Sündenregister wahrscheinlich aufwärmen — bis etwas Neues ihnen frischen Stoff gibt.“

„Nelios Sündenregister beschäftigt, scheint es, die Zungen und Gemüter momentan weniger als sein Tod,“ bemerkte Domiziani. „Es war mir sehr unangenehm, hören zu müssen, daß ‚man‘ Zweifel in die Richtigkeit der Aussage seiner Witwe setzt.“

„Das wäre eine Niederträchtigkeit!“ rief Pater Benedetto. „Wer diese Frau kennt — ich sah sie freilich nur zweimal vor der Katastrophe, aber da war ihr Auge, der Spiegel der Seele, rein und klar wie ein Waldsee —“

Er stockte, und als Domiziani halblaut einwarf: „Und nachher?“ da fuhr er mit Ruhe fort: „Nach-

her hatte alles das, was der Katastrophe voranging, naturgemäß sie völlig aus dem Gleichgewicht gebracht. Das findet sich im Handumdrehen nicht wieder."

„Was ist der Katastrophe vorausgegangen?"

Pater Benedetto überlegte eine Weile, während Domiziani ihn scharf im Auge behielt.

„Frage die Principessa selbst — als Chef des Hauses," sagte der Mönch dann. „Ich war nur mittelbar beteiligt an den Ereignissen, die der Ankunft Nelios in Rocca del Serpe vorangingen —"

„Aber ich höre, du warst zufällig im Schlosse, als der Schuß fiel. Du warst der erste, der den Toten sah."

„Nein. Der Sohn und die Tochter Orlandis waren vor mir zur Stelle."

„So? Das hatte ich also mißverstanden. Nun, Onkel, du hast ja in deinem Leben den Revolver oft in der Hand gehabt —"

„Tempi passati, Aristide!"

„Wohl. Indes, als du ihn mit dem Hirtenstabe vertauscht hast, wirst du ja nicht vergessen haben, welche Eigentümlichkeiten gerade diese Waffe hat — vermöge ihrer Gestalt, ihrer Konstruktion, die sie von der Pistole in so markanter Weise unterscheidet. Ich meine, du hast nicht als Laie vor dem Getroffenen gestanden. Dein geübter Blick wird dir sofort gesagt haben, ob der Schuß von seiner oder — oder einer fremden Hand abgefeuert worden ist."

„Ich habe keinen Grund gesehen, an der Aussage der Principessa, daß ein Unglücksfall vorliegt, zu zweifeln," erwiderte Pater Benedetto ruhig. „Der Schuß war mitten durch Nelios Stirn gegangen, gerade zwischen den Augen. Um eine solche Meistermarke zu erreichen, würde ein guter Schütze mit

größter Kaltblütigkeit und todsicherer Hand zielen müssen; die Principessa muß sich den ganzen Morgen aber schon in einer unerhörten Aufregung befunden haben —“

„Warum?“

„Mann, weil sie in Rocca del Serpe praktisch eine Gefangene war und im Begriff stand, mit meiner Beihilfe zu entfliehen und sich unter den Schutz ihres Stiefvaters zu stellen, als Nelio eintraf und die Flucht verhinderte!“

„Ah — ich fange nun an, zu verstehen. — Gut, fahre fort, Onkel. Du hältst es für unwahrscheinlich, daß die Principessa diesen Schuß abgefeuert haben kann, weil er eine Meistermarke war. Gut. Der Zufall läßt aber manchmal die elendesten Schützen Meisterschüsse tun —“

„Oder sie müßte ihm den Lauf des Revolvers direkt auf die Stirn gesetzt haben,“ fiel Pater Benedetto ein. „Diese beiden Theorien könnten in Betracht kommen, aber ich halte sie für hinfällig, weil sie beide eine Kaltblütigkeit und Schußsicherheit voraussetzen, die Ave auf keinen Fall gehabt hat, gehabt haben kann. Wenn nun Nelio den Revolver selbst in der Hand gehalten hat — er lag mehrere Schritte hinter seinem ausgestreckten Körper — so kann der Schuß diese Richtung genommen haben, falls er unvermutet mit der Hand gegen etwas stieß, was diese nach rückwärts schnellte, wobei der Finger den Hahn mechanisch drückte. Bei einem guten Revolver neuester Konstruktion, wie Nelio ihn hatte, ist dazu nur eine sehr geringe Kraftanwendung erforderlich. Was mich aber besonders in letzterer Annahme bestärkte, war die Stellung seiner rechten, stark zurückgeworfenen Hand, die Lage der Finger, die deutlich davon zeugten,

daß er die Waffe im Augenblick seines Todes darin hatte, wenn schon der unerwartete Rückschlag des losgehenden Schusses sie herausgerissen. Ich habe diese Handstellung oft gesehen. Es ist kein Zweifel für mich vorhanden, daß Nelio selbst den Revolver in der Hand hatte, als eine unvorsichtige Bewegung, ein Stoß den Schuß veranlaßte."

„Das ist klar und läßt sich hören," meinte Domiziani, der aufmerksam zugehört. „Da drängt sich aber nun die Frage auf: Warum hat Nelio den Revolver in der Hand gehabt? Er hat in der Galerie nach einem Bilde oder was weiß ich, geschossen — niederträchtige Angewohnheit, das — nebenbei gesagt — gut! Er hat demnach dann aber mit seiner Frau gesprochen, und dazu würde jeder andere doch den Revolver mindestens beiseite legen. Oder nicht?"

„Man sollte es denken," wiederholte Pater Benedetto zustimmend. „Ich betrachte es als einen feinen und schönen Zug im Charakter der Principessa, daß sie mit Ausnahme der notwendigen Erklärung so zurückhaltend ist über das, was Nelios Andenken nicht anders als schwer belasten könnte."

„Den Teufel noch einmal — und belastet sich selbst durch diese ‚Zurückhaltung' schwer!" rief Domiziani. „Verzeihung, Onkel, für den Kraftausdruck in diesen heiligen Räumen! — Dein Urteil als Sachverständiger hat in meinen Augen die Angelegenheit wohl wesentlich geklärt und ihr Möglichkeiten eröffnet, aber eine Lücke bleibt doch in der ganzen Sache — eine recht weite, klaffende Lücke. Und die sie ausfüllen könnte, die alte Lady, die bei der Principessa ist — die kann nicht reden! Schlaganfall, wie ich hörte."

„So sagt der Doktor und baut seine Diagnose auf den Umstand, daß die Signorina schon tags zuvor

und am Morgen selbst über Schwere der Gliedmaßen, besonders der Beine, geklagt. Da diese aber eine gewisse Bewegungsfähigkeit behalten haben, so kann ich nicht umhin, mich der Ansicht der sehr erfahrenen Pflegeschwester anzuschließen, die dahin geht, daß Aufregung und Furcht diese Vorerscheinungen veranlaßt haben können und daß die Lähmung durch einen starken Schreck verursacht wurde, mit der eigentlichen Apoplexie aber nichts zu tun hat. Natürlich darf man der Wissenschaft mit solchen Privatdiagnosen nicht kommen.“

„By Jove!“ rief Domiziani. „Das erinnert mich an den Fall mit der Mutter meiner Frau — doch das gehört nicht hierher.“

Er versank in ein kurzes, intensives, für den Mann charakteristisches Sinnen, dem Pater Benedetto interessiert zusah, wenn man es so nennen darf. In den beiden Blutsverwandten ruhte jedoch eine gegenseitige Ähnlichkeit, eine Sympathie, so unähnlich die beiden Lebensgänge sich auch gestaltet hatten, und vermittels dieses telepathischen Kontakts las der eine in den Gedanken des anderen.

„Der Fall der Signorina Müller hat auch in der Theorie der Pflegeschwester seine schwache Seite,“ meinte er ergänzend. „Nämlich, ob solche durch Schreck, Furcht und Aufregung veranlaßte Lähmungen nicht rascher vorübergehen. Es sind heute genau vierzehn Tage seit Nelios Tod —“

„Meine Schwiegermutter lag fast vier Wochen so. Energisch, wie sie ist, focht sie hart gegen den Feind, konnte die Bande jedoch allein nicht losschütteln, bis — — aber da erzähle ich dir, was dich gar nicht interessieren kann, Onkel, nachdem ich eben erklärt, es gehörte nicht hierher.“

„Doch, es hilft die Sache zurechtlegen und ausdenken," meinte Pater Benedetto gelassen. „Ein unterbrochener Gedankengang zerreißt oft sehr wichtige Fäden. Geniere dich nicht und denke ruhig weiter. Ich sehe dir zu."

Domiziani lachte. „Ist nicht nötig, deine kostbare Zeit damit zu vergeuden," rief er. „Habe mir nur einen Knoten ins Gedächtnis gemacht. Werde mir die alte Lady vornehmen."

„Wirst du? — Wenn das Verbot des Arztes nichts dawider hat und Ave selbst es nicht befremdend findet —"

Domiziani machte eine seiner Bewegungen, mit denen er Hindernisse zur Seite zu schieben schien. „Ich pflege meist zu erreichen, was ich erreichen will. Wer arbeiten will, muß die Handschuhe ausziehen. Ich werde das über Nelios Tod schwebende Dunkel aufklären, denn ich will kein neues Domiziani-Geheimnis. Paßt nicht in unsere Zeit. Halte nichts vom Vertuschen, denn damit wird jede ‚Affäre' mehr besudelt, als sie vielleicht so schon ist. Wenn man täglich hört und sieht, daß Außenstehende, also die sogenannte ‚Welt', immer mehr wissen, als die Beteiligten selbst, so ist die beste Politik, mit der vollen Wahrheit vorzugehen. Ist sie schlimmer als das, was die Leute sagen, dann ist eben nicht zu helfen, und straft sie das Gerede Lügen, dann soll man sie erst recht nicht zurückhalten. Nur ums Himmels willen nichts vertuschen wollen, was schon im Munde der Menschen ist!"

„Das hat etwas für sich, aber nicht alles. Das Gerede der Leute gleicht einem Regen, der entweder als Wolkenbruch fällt oder als Landregen rieselt. In beiden Fällen können wir nichts tun, ihn zu verhindern. Kommt aber die Flut von einem geborstenen

Rohr, dann fragt es sich doch sehr, ob es sich der Mühe lohnt, es zu verstopfen, oder ob es besser ist, sie laufen zu lassen.“

„Die Principessa ist die Witwe meines Vorgängers als Chef des Hauses; ich darf die Andeutungen, die gegen sie erhoben werden, nicht einfach laufen lassen. Du bist von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt. Scarpadoro ist es auch — es ist meine Pflicht, den Beweis dafür zu führen.“

Zum dritten Male an diesem Tage sagte Aristide Domiziani sich: „Und doch ist etwas faul in der Sache.“ Er sagte es sich zum vierten Male, ehe er einschlief, und am nächsten Morgen erklärte er, heute nicht nach Rocca del Serpe fahren zu wollen. Dafür verließ er zu einer für Rom, das heißt für die Gesellschaft Roms, frühen Stunde zu Fuß den Palast, kreuzte den Platz mit der steinernen Fontäne und betrat den Palazzetto, wo er sich bei Ave melden ließ.

Der zurückkehrende Diener brachte indes den Bescheid, die Frau Principessa fühle sich nicht wohl und bäte den Herrn Principe, sie zu entschuldigen. Das aber tat zum Staunen des wohlerzogenen Dieners der Herr Principe durchaus nicht; er schickte ohne die geringste Entschuldigung seinerseits den Diener noch einmal: die Frau Principessa würde ihn verbinden, wenn sie ihn trotzdem empfangen wollte. Und in weiteren zehn Minuten stand dieser unverfrorene Principe richtig im Salon der Frau Principessa und konnte sich überzeugen, daß die letztere keine leere Ausflucht gebraucht hatte, denn Ave sah heute nur mehr wie der Schatten ihres gestrigen Selbsts aus.

Das zarte Oval ihres schönen Gesichtes war schmal und durchsichtig geworden, tiefe blaue Ränder lagen unter ihren Augen und ließen diese unnatürlich groß

erscheinen; der weiße Schlafrock, ein silbergestickter seidener Kimono, den sie trug, war nicht weißer als ihr Gesicht, welches das blaßgoldene Haar mit seinen feinen kleinen Wellen wie mit einer Glorie — der Glorie einer Märtyrin krönte. Der Mund war fest geschlossen wie unter dem Einfluß eines unabänderlichen Entschlusses, aber der Blick hatte etwas vom gehetzten Wild.

„Es muß etwas Wichtiges sein, das Sie mir zu sagen haben, Vetter," trat sie ihrem Besuch etwas kühl entgegen. „Sie sehen, ich fühle mich heute wirklich nicht wohl genug, um —"

„Schlechte Nacht gehabt, Frau Base? — Man sieht's Ihnen an," fiel Domiziani im Tone ehrlicher Sympathie ein. „Werden sich eben erst an den Palazzetto mit seinen nicht eben nervenstärkenden Echo gewöhnen müssen. Sie hätten besser getan, in den Palazzo zu kommen."

„Sehr gütig, aber ich bin nicht gern, wo ich kein Recht habe zu sein," sagte Ave kühl und müde. „Ich habe Ihre Gastfreundschaft in Rocca del Serpe so schon länger in Anspruch nehmen müssen, als ich mit meinen Wünschen in solchen Dingen in Einklang bringen kann."

„Aber ich bitte Sie — reden Sie doch nicht davon," fiel Domiziani ihr abermals ins Wort.

„Ich wäre sicher in ein Hotel gegangen," fuhr Ave hartnäckig fort, „aber ich bin ja nicht allein, und meine alte Freundin, hilflos wie ein Schlaganfall sie gemacht hatte —"

„Ich weiß," unterbrach Domiziani sie zum dritten Male mit einer gewissen Endgültigkeit. „Mein Himmel, Sie sind ja stolz wie Luzifer — und um solch eine Bagatelle!" setzte er mit einem gutmütigen Lachen

hinzu. Dann fuhr er im selben Atem fort: „Wegen der alten Lady, Ihrer Freundin, bin ich eben zu Ihnen gekommen.“

„Wegen Scholastika Müller?“ fragte Ave erstaunt.

„Ja — ihretwegen. Kann ich die alte Lady sehen?“

„Warum denn um alles in der Welt?“

„Ich habe nichts Böses mit ihr vor. Sie können dabei bleiben,“ versicherte Domiziani.

„Sehr gütig,“ erwiderte Ave gereizt. „Sie werden mir aber vielleicht doch das Recht zugestehen müssen, daß ich frage, weshalb Sie eine kranke, an Gliedern und Zunge gelähmte Person sehen wollen, deren Namen Sie nicht einmal kennen.“

„Doch. Sie heißt Scholastika Müller,“ erwiderte Domiziani mit unerschütterlichem Ernst, trotzdem es in seinen Augen vor innerer Belustigung sprühte.

Ave erhob sich. „Diese — Scherze mögen in Amerika zugkräftig sein — hier, an diesem Ort und vor mir sind sie wenig geschmackvoll,“ sagte sie hochmütig. „Also entweder Sie sagen mir — doch es ist überflüssig: der Arzt hat Besuche bei meiner Freundin verboten.“

„Ich pfeife auf den alten Quacksalber,“ versicherte Domiziani vergnügt, und etwas in seinem Tone berührte Ave, als hätte Scholastika selbst gesprochen.

Sie sah ihm einen Augenblick in die Augen und mußte lachen — ein kurzes, aber erlösendes Lachen nach langer, langer Zeit. „Nun, wenn Sie auf ihn pfeifen, dann steht Ihrem Wunsche ja nichts mehr im Wege,“ meinte sie mit gänzlich verändertem Tone. „Also bitte mir zu folgen. Übrigens — setzen Sie immer alles durch, was Sie wollen?“

„Für gewöhnlich, ja,“ meinte er ganz sachlich. „Es kommt aber natürlich schon vor, daß man einmal

gegen eine Mauer rennt. Nun, da kehrt man eben um und versucht's von der anderen Seite. Es hat nämlich alles seine zwei Seiten."

„Sehr richtig. Auch Mauern. Aber wenn Sie mich nun aufklären wollten —"

„Zeitvergeudung, Frau Base. Nachher viel einfacher. Gnädigst abwarten."

„Schön — ich warte gnädigst. Wirklich ‚gnädigst', denn zwingen kann mich nicht einmal Ihr Wille."

„Zwingen? Wo werde ich das wollen. Überzeugen wollen wir's nennen. — Ah, da ist ja die alte Lady!"

Auf den Zehenspitzen gehend nahte er sich dem Bette, in dem Scholastika lag. Die Krankenschwester, die strickend am Fenster saß, erhob sich und grüßte.

Ave trat an das Fußende des Bettes und nickte ihrer Freundin zu, die erstaunt und mißtrauisch den fremden Herrn betrachtete, der sich neben ihrem Bette aufstellte, die Hände über dem Magen faltete und die Kranke stumm, mit schiefem Kopfe zu betrachten begann.

Scholastika gab ihm etwas von seinem Interesse, stark mit Verachtung gemischt, in ihrem Blicke zurück; als aber die Betrachtung ihres von einer Nachthaube umrahmten Gesichtes wortlos und ununterbrochen anhielt, da stieg erst eine empörte Röte in ihre Wangen, und dann streckte sie, so lang sie konnte, die Zunge heraus.

Ob sie dadurch einem vermeintlichen neuen Arzt in seinen Wünschen nach dem Zustande ihrer Inwendigkeit zu Hilfe kommen oder ihren Gefühlen Ausdruck verleihen wollte, mag unerörtert bleiben, jedenfalls schien der ausdrucksvolle Akt das Interesse Domizianis zu vermehren, denn ohne die Augen von ihr zu lassen, zog er einen Kneifer hervor, klemmte ihn auf seine

kühne Römernase und setzte durch die scharfen Gläser die Betrachtung Scholastikas wortlos fort.

Der Kneifer stieß dem Faß — bildlich geredet — den Boden aus. Scholastikas Augen sprühten, klatschend ließ sie die Hände auf die Bettdecke fallen, richtete sich dann zu halber Höhe auf und rief klar und deutlich und zu zwei Dritteln wieder ihr eigenstes Ich auf gut deutsch: „Zum Deibel noch einmal — wer ist denn der alte Esel, der sich vor mich hinpflanzt und mich anglotzt wie die Kuh das neue Tor?“

Domiziani steckte seinen Kneifer in die Westentasche, wendete Ave seinen Blick zu und sagte lakonisch: „Well!“

„Aber Schums — alter Schums, du kannst ja wieder sprechen!“ rief Ave, nichts als reine, selige Freude im Herzen.

„Gestatten Sie dem alten Esel, sich Ihnen vorzustellen: Aristide Domiziani, Ihnen aufzuwarten,“ unterbrach der Principe zum ersten Male sein Schweigen gleichfalls in deutscher Sprache, indem er sich tadellos vor Scholastika verbeugte. „Ich bin entzückt von der Kraft Ihres Ausdrucks — Tatsache ist, daß ich dieselbe beim ersten Blick in Ihnen vermutete. Wunderbare Eigenschaft — war Ihre Rettung!“

„Was quatscht er?“ murmelte Scholastika.

„In einer halben Stunde kommt der Herr Professor. Was wird er dazu sagen?!“ rief die Schwester mit leicht verständlichem Triumph.

„Der Professor! Ich pfeife auf den alten Quacksalber!“ erklärte Scholastika mit erstarkender Stimme und Energie.

Domiziani sah Ave strahlend an. „Meine eigenen Worte!“ bekräftigte er diesen Blick, und sich zu Scholastika wendend ergriff er ihre Hand und schüttelte sie

ganz kräftig. „Wir beide," sagte er gemütlich, „Sie und ich, scheinen Vögel desselben Gefieders zu sein. Wir werden's versuchen und es zuwege bringen, uns hier etwas nützlich zu machen. Ich habe mit Freuden gesehen, daß Ihre Zunge sehr gut aussieht, vom medizinischen wie vom ästhetischen Standpunkte aus, Sie dürfen also ordentlich essen, um baldigst wieder auf Ihren sehr werten Beinen stehen zu können."

Scholastika erwiderte lachend den Händedruck. „Man wird alt wie 'ne Kuh und lernt immer noch dazu," bemerkte sie, mit schöner Selbsterkenntnis den bekannten Spruch zitierend.

„Jawohl, und ein alter Esel weiß mehr als ein junger," lachte Domiziani. — „Verehrte Base," fuhr er zu Ave gewendet fort, die nun neben Scholastika stand und ihre Hand streichelte, „lassen wir Ihre verehrungswürdige Freundin nun ruhen, denn wir dürfen nicht vergessen, daß sie vierzehn Tage im Bett gelegen, über ihren Zustand Trübsal geblasen hat und anscheinend die erste Jugend hinter sich hat. Bitte, schlucken Sie diese Pille hinunter, old Lady — mannhaft. Sie können ja nichts dafür, daß Sie nicht mehr zwanzig Jahre alt sind. Es ist dies ein schwacher Trost — ich weiß es, aber er spricht doch von eigener Schuld frei."

„Quatsch!" brummte Scholastika deutlich, und als Ave, zu ihrer eigenen Verwunderung wiederum einem „Wunsche" Domizianis nachgebend, diesem ohne Widerspruch zur Tür folgte, rief sie ihr ganz energisch nach: „Du, Ave, wenn etwa Peter heute wieder nach mir fragen kommt, dann soll er zu mir heraufgeschickt werden — hörst du?"

„Ja, Liebe, ich werde es sagen," entgegnete Ave und ging, gefolgt von Domiziani, durch den Korridor in ihren Salon.

„Und wer ist Peter?“ war seine erste Frage, als sie kaum dort angelangt waren.

„Graf Peter v. Windeck, Legationsrat bei der Botschaft und meiner Freundin Patensohn,“ erteilte Ave lachend die verlangte Auskunft. „Kennen Sie ihn oder — sind Sie immer so neugierig, mein verehrtester Vetter?“

„Aber gnädigste Base — man muß sich doch informieren! Ich bin ja so gut wie ein Fremder in Rom. Also Graf Peter v. Windeck. Die alte Lady da drüben scheint ihm sehr zugetan.“

„Ich fürchte, ich muß ihm schon die reichliche Hälfte ihres lieben, guten Herzens abtreten,“ erwiderte Ave mit einem leisen Erröten.

„Also ungleiche Teilung. Sind Sie eifersüchtig?“

„Auf Graf Peters Löwenanteil? O nein. Ganz gewiß nicht. Er verdient viel, viel mehr von diesem Herzen als ich. Aber neugierig bin ich, zu wissen, wie Sie diese wunderbare Sache mit meiner alten Freundin zuwege gebracht haben.“

„Nein, ich sehe, Sie sind nicht eifersüchtig. Hm. Ich werde mir diesen Peter ansehen. — Oh — wie ich das gemacht? Sie waren ja Zeuge. Als ich vom Fall Ihrer Freundin hörte, dachte ich an einen ähnlichen bei der Mutter meiner Frau. Die alte Dame hatte über einen Zimmerbrand vor Schreck die Sprache und Bewegung verloren. Natürlich Schlag — sagten die Ärzte. Well, meine Frau war vier Wochen bei ihr, und ich kam, sie endlich heimzuholen — von Washington war's. Sah die alte Dame — damals übrigens noch nicht so sehr alt — zum ersten Male nach dem Anfall wieder und stehe in ehrlichem Schmerze vor ihr — da kriegte sie auf einmal voller Zorn über mein ‚Anstarren‘ die Sprache wieder. Sie hat so ziemlich dasselbe

gesagt wie Fräulein Scholastika Müller, nur auf englisch. Well, und weil ich mir einbildete, daß auch Ihre Freundin aus Schreck die Sprache verloren haben mußte, dachte ich mir, man könnte das einfache Mittel ja wieder versuchen. Ein Schaf hätte natürlich nicht darauf reagiert. Fräulein Müller scheint smart genug zu sein und gescheit wie ein Dackel. Der kann keiner ein X für ein U machen, rechne ich."

„Es hält gewiß schwer," gab Ave zu. „Aber weshalb haben Sie mir denn nicht gesagt, warum Sie Scholastika sehen wollten?"

„Sie hätten gedacht, ich mache einen schlechten Witz, und hätten mich nicht zu ihr gelassen, und ich hätte den — Umweg um die Mauer machen müssen."

„Müssen! Welches Interesse haben Sie an dem armen alten Wesen, daß Sie — ausgerechnet Sie — einen Umweg ihretwillen gemacht hätten?"

„Das ist wiederum meine Sache, gnädige Base."

„Immerzu — ich bin nicht neugierig, Ihre Interessen kennen zu lernen. Aber es interessiert mich, zu wissen, weshalb Sie für Scholastikas Anfall einen Schrecken als Ursache mit solcher Sicherheit annahmen?"

„Weil ich gehört hatte, daß sie in der Galerie war, als das — das Unglück mit Nelio geschah."

„Ah — wir wissen aber nicht, ob sie den Schlag nicht schon vorher hatte. Sie war schon in der Galerie, ehe Nelio mich dahin bitten ließ."

„Ich rechne, Frau Base, daß wir's jetzt wissen. Aber wir wollen darüber nicht disputieren, denn Ihre Freundin wird sehr bald in der Lage sein, den strittigen Punkt richtigzustellen. Wobei ich auf den zweiten Zweck meines Besuches komme. Ich möchte Sie bitten, mir den Vorgang, wie das Unglück geschah, genau zu beschreiben."

Aves leicht gerötetes Gesicht wurde wieder bleich — bleicher wie vorher, und ein harter Zug legte sich um ihren schönen, charaktervollen Mund.

„Sie werden das Protokoll darüber gelesen haben. Ich kann nichts anderes erzählen, als was darin steht,“ sagte sie kurz.

„O doch — alles zum Beispiel, was in ein Protokoll nicht gehört,“ beharrte Domiziani auf seiner Bitte, aber er sagte es nicht befehlend oder widersprechend, sondern überredend, überzeugend, überzeugt.

„Dann sehe ich nicht ein, welches Interesse es gerade für Sie haben könnte,“ erwiderte Ave, sichtlich auf der Hut. „Was dem Unfall vorausging, also was ich mit meinem Manne gesprochen habe, ist ganz Privatangelegenheit und steht in keinem, auch nicht dem leisesten Zusammenhange mit dem unvorhergesehenen, jähen Ende Nelios. — Warum sehen Sie mich an, als ob Sie mir nicht glaubten?“ fuhr sie heftig auf.

„Bitte, halten Sie sich an meine Worte, nicht an Ihre Auslegung meiner Blicke,“ bat er mit verbindlicher Gelassenheit. „Was ich Ihnen nicht glaube, werde ich mir erlauben Ihnen zu sagen — im Augenblick wüßte ich nicht, was ich an Ihrer Aussage bezweifeln sollte. Seien Sie nicht mißtrauisch, sondern gestatten Sie mir, was Sie in meinen Augen zu lesen meinen, in dieser Frage zu erhärten: Wie kam Nelio dazu, den Revolver in der Hand zu haben, während Sie bei ihm waren?“

Ave tat einen tiefen Atemzug, wie erleichtert. „Ich wundere mich, daß man mich darüber nicht schon früher gefragt hat,“ entgegnete sie. „Nelio hatte mit dem Revolver geschossen — nach dem Bilde in der Galerie, nach dem er schon öfter geschossen hatte. Ich hörte

ihn bis in meine. Zimmer schießen und noch kurz, ehe ich bei ihm eintrat. Er hielt die Waffe in der Hand und legte sie nicht fort, als er mit mir zu sprechen begann. Ich wußte, daß der Revolver geladen war, und es machte mich nervös, ihn fortwährend damit gestikulieren zu sehen. Dadurch beeinflußt bat ich ihn, die Waffe hinzulegen, bis ich wieder fort wäre. Das war ein unverzeihlicher Irrtum, denn ich mußte nun nachgerade wissen, daß Nelio genau das Gegenteil von dem zu tun pflegte, was ich wünschte oder nicht wünschte, indes — ich war zu nervös, zu — zu aufgeregt, um zu überlegen. Also er behielt den Revolver nicht nur in der Hand, sondern fand noch eine besondere Genugtuung darin, mit ihm herumzufuchteln. So kam es. Der Schuß hätte ja auch mich treffen können. — Und nun, meine ich, haben Sie genug gefragt. Warum kommen Sie, mich mit dem Aufrühren dieser schrecklichen Erinnerungen zu quälen?“

Aristide Domiziani erhob sich von seinem Stuhl und langte nach seinem Hute. „Ich rühre nichts in Ihnen auf — diese Erinnerungen haben noch nicht angefangen, sich in Ihnen zu setzen,“ sagte er ernst. „Und warum ich das alles wissen will? Nicht aus Neugierde, darauf haben Sie mein Wort. Aus dem ganz natürlichen Gefühl meiner Pflichten gegen Sie, aus der Pflicht, für die Witwe meines Vorgängers eintreten zu können, weil — weil die Leute den Wortlaut über den Tod Nelios zu dürr und nichtssagend beziehungsweise zu vielsagend finden. Die Frage, wie der Revolver in seine Hand kam, ist durch Ihre Darlegung erschöpfend beantwortet. Ich habe kein Recht, weiterzufragen. Dies Recht aber hatte ich kraft meiner Stellung als Chef unseres Hauses.“

Ave stand totenblaß bis an die Lippen vor ihm.



„Wer sind diese Leute, von denen Sie reden? Sie?“

Domiziani wollte auffahren, aber er besann sich.

„Liebes Kind,“ sagte er freundlich, „Sie wissen nicht, was Sie reden. Ich nehme es Ihnen nicht übel, denn Sie kennen mich nicht. Ich komme als Freund, aber Sie wollen mich nicht anerkennen, weil Ihre Augen getrübt sind und Ihre Seele unter einer schweren Last dahinkeucht. Nun, fassen Sie Mut, es wird sich alles schon wieder ins rechte Geleis schieben. Wir haben alle einmal vor einem Drachen in uns gestanden, mit dem wir kämpfen mußten — das ist Menschenlos. Viele verschlingt der Drache — ich sehe ihn eben jetzt aus Ihren Augen funkeln, weil der Vetter aus Amerika ihm auf den Schwanz getreten hat. Aber der Vetter aus Amerika fürchtet sich nicht — er hat große Lust, dem Drachen sogar auf alle vier Pfoten zu treten, weil er das schöne, schneeweiße Hermelin verschlingen will. — — So, jetzt gehe ich. Sie sind jenseits von Worten aus Zorn und Entrüstung über den alten Esel — also: auf Wiedersehen!“

Domiziani verließ den Salon mit der Gemütlichkeit eines Menschen, der eben eine angenehme Stunde verlebt hat, und ließ Ave wirklich sprachlos vor Entrüstung, vor Qual, Zorn und Furcht zurück. Zu sagen, daß ihn dies nicht anfocht, hätte dem Manne bitteres Unrecht getan; im Gegenteil, es focht ihn sehr an, doch je mehr es das tat, um so weniger ließ er es sehen. Das war seine Art. Nachdenklich stieg er die Treppe hinab, mehr denn je davon überzeugt, daß etwas faul war, im ganzen aber zufrieden mit seinem Tagewerk, und kam unten gerade an, als der Portier einem großen, schlanken, tadellos gekleideten jungen Manne die Tür öffnete.

„Ich komme, mich nach dem Befinden der Signorina zu erkundigen.“

„Da kann ich Auskunft geben,“ rief Domiziani vortretend. „Sie sind gewiß Graf Peter — Peter —“

„Windeck.“

„Windeck. Richtig: Peter Windeck. Mein Name ist Rocca de' Serpi. Ja — der neue Principe. War nicht hier unten so eine Art Wartezimmer? — Richtig, hier rechts. — Treten Sie ein, Herr Graf — nach Ihnen, bitte! — Setzen wir uns einen Augenblick. Hm — ja — die Signorina Scholastika befindet sich auf dem Wege der Besserung.“

„Man sagte mir gestern schon, daß sie anfinge, Bewegungen zu machen. Also ist es heute besser geworden?“ rief Peter Windeck sichtlich erfreut. „Gott gebe, daß sie die Sprache wiederfindet —“

„Hat sie. Mein Werk, Herr Graf. Ja, man kommt nicht umsonst aus dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten! Sprache wiederfinden und mir ein halbes Dutzend Ehrentitel an den Kopf werfen war eins! Worauf wir uns die Hände geschüttelt haben. Sehr vernünftige, erleuchtete und zoologisch gebildete alte Lady. Ihre Patin, höre ich?“

„Ja, aber das grenzt ja reinweg ans Wunderbare!“ rief Peter lachend. „Nicht, daß sie geschimpft hat — das zeugt nur von der Wiedergewinnung ihres geistigen Gleichgewichts, aber daß sie so schnell, mit einem Male —“

„Wenn ich nicht gekommen wäre, würden die Ärzte noch lange an ihr herumkuriert haben,“ sagte Domiziani sehr befriedigt. „Schlaganfall — falsche Diagnose! Einfach Effekt von fürchterlichem Schrecken. Tod meines Vetters mitangesehen. Einfache Paralyse, aufgehoben durch Einwirkung auf kitzligen Punkt.

Wissenschaftlich ist das natürlich der höhere Blödsinn, ich kann den lateinischen Namen für den Vorgang aus Unkenntnis desselben leider nicht angeben. — Will Sie übrigens nicht aufhalten, Herr Graf, denn Fräulein Scholastika wünscht Sie zu sehen, wenn Sie kämen, um nach ihr zu fragen. Die Principessa ist leider recht wenig wohl. Finden Sie nicht auch?“

„Das tut mir aufrichtig leid,“ erwiderte Peter erschrocken. „Ich habe die Principessa noch nicht gesehen —“

„Aber Sie sind doch alte Bekannte — nicht?“

„Durchaus nicht. Ich bin eben erst nach Rom versetzt worden und habe die Principessa vorher nie gesehen.“

„O — in der Tat! Das war also ein Trugschluß meinerseits, weil dieses wunderbare Fräulein Scholastika Ihre Patin ist.“

„Ich wußte, daß sie bei der Principessa in Rom war — oder vielmehr bei Donna Lucrezia Domiziani, nicht aber, daß sie nach Rocca del Serpe kommen würde. Ich war vor Antritt meines Amtes dorthin gegangen, um den Ghislandi zu kopieren. Dabei hatte ich die Ehre, die Frau Principessa kennen zu lernen, und die Freude, meine gute Scholastika bei ihr zu finden. Das war zwei Tage vor dem Tode des Principe,“ erklärte Peter sachgemäß.

„Ah so!“ machte Domiziani. „Haben Sie im Schlosse gewohnt?“

„O nein — ich war dort nur zum Malen, und den Namen auf dem Permesso hat kein Mensch entziffern können — nicht einmal der Guardian der Kapuziner, in deren Kloster ich wohnte. Und Pater Benedetto gehört doch zu den Schriftgelehrten.“

„Er ist jetzt hier in Rom — als General seines

Ordens. Wir sind Verwandte, wie Sie vielleicht wissen."

„Ja, ich hörte es. — Pater Benedetto in Rom! Das freut mich."

„Er hat großen Anteil an dem traurigen Schicksal meiner Base genommen."

„Wer sollte das nicht, Altezza?"

„Gewiß, gewiß! Man sollte denken, die tragischen Umstände, unter denen meine Base Witwe wurde, sollten eigentlich der Sensationssucht der lieben Nächsten genügen. Aber das scheint, wie Sie ja wohl auch gehört haben werden, nicht der Fall zu sein."

„Was wollen Sie damit sagen, Altezza? Ich habe kein Wort davon gehört."

„Oh — desto besser, so ist die Verdächtigung, die in der Redensart liegt, man habe nur das Wort der Principessa dafür, daß ein Unglücksfall vorliegt, doch wenigstens noch nicht Gemeingut."

Peter war bei den Worten Domizianis aufgesprungen. „Das — das ist eine nichtswürdige Gemeinheit!" rief er empört. „Der Mensch, der mir das zu sagen wagte — aber das kann ja ernstlich niemand meinen, der die Principessa kennt oder von ihr gehört hat."

„Selbst wenn der Schuß in Selbstverteidigung gefallen wäre, könnte ein vernünftiger Mensch ihr daraus keinen Vorwurf machen," sagte Domiziani betont. „Wohlverstanden: gefallen wäre. Pater Benedetto hält das für ausgeschlossen. — Graf Windeck, daß ich diese Sache vor Ihnen erwähne, geschieht nicht ohne Absicht. Sie sind mit Fräulein Scholastika, wie ich höre, sehr befreundet, diese wiederum steht der Principessa sehr nahe. Wenn es nun gelingen könnte, durch die alte Lady auf meine Base einzuwirken, daß

sie ihre Zurückhaltung über die Schlußszene ihres Ehedramas aufgibt und klar erzählt, wie alles gekommen ist, so würden Sie sich damit ein Verdienst erwerben und der Principessa selbst einen großen Dienst erweisen. Wir leben in einer Zeit, wo nicht mehr das Schweigen, sondern die Wahrheit über Geschehenes das Öl ist, das die Wogen glättet. Es wäre schade um meines Vetters Witwe, wenn die Medisance ihr den Boden unter den Füßen wegzöge und vielleicht noch einmal einen braven Mann verhinderte, sich ihr zu nähern.“

Es war Peter lieb, daß der neue Principe ihn nicht ansah, denn er hatte bei den letzten Worten nicht verhindern können, daß ihm das Blut in die Stirn stieg.

Der neue Principe hatte das aber gar nicht nötig, sondern mit Absicht seine Augen zum Fenster hinaus gerichtet.

„Ich hoffe, daß Altezza meinen Einfluß auf meine Patin nicht überschätzen,“ sagte Peter nach einer kleinen Pause ruhig und gesammelt. „Ich werde natürlich versuchen, in Ihrem Sinne, den ich als richtig anerkenne, auf Scholastika Müller einzuwirken, muß aber vorweg sagen, daß sie sehr selbständig in ihren Ansichten und Überzeugungen ist. Sie wird wohl jetzt auch noch nicht kräftig genug für ein derartiges Gespräch sein.“

„Ich schätze, sie wird sich sehr bald erholen. Heute natürlich nicht — man darf aber die Sache nicht zu lange laufen lassen. Ich will morgen nach Rocca del Serpe fahren. — Wie viel schlägt die Uhr eben? Per Bacco, da hätte ich fast einen Termin mit meinem Sachwalter versäumt. Sehr gefreut, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, Graf Windeck. Verzeihen Sie meine Offenheit — aber ich bin ja ein Fremdling in Rom — muntern Sie die alte Lady nur recht auf,

reizen Sie sie — das wird ihre Widerstandskraft stärken! Loben Sie ihre Ärzte, das wird die Schleusen gleich öffnen, ihre Spannkraft erhöhen durch Ausströmung lang aufgespeicherten Grimms. — Guten Morgen, Graf Windeck — hoffe, wir sehen uns bald wieder!"

* * *

Peter Windeck saß neben Scholastikas Bett und machte sie durch seine Gegenwart glücklich. Sie hatte sich aufrecht setzen lassen, sah reichlich angegriffen aus, doch waren ihre Augen von gewohnter Lebhaftigkeit, und mit sichtlichem Genuß erzählte sie, wie der fremde Herr, den sie für einen neuen Doktor gehalten, ihr durch sein sonderbares Benehmen die lähmende Schwere genommen, die sie am Sprechen und in der Bewegung verhindert. „Ich war außer mir, daß Ave mir noch einen solchen Quacksalber auf den Hals hetzte, wo doch bisher keiner der vier anderen auch nur das geringste für mich tun konnte. — Ach, Peter, Sie ahnen nicht, wie schrecklich das ist, so stumm und regungslos zu liegen, wenn man doch an allen Gliedern zittert, daß der Bann von einem genommen wird, damit man endlich, endlich das sagen kann, was man sagen muß. Schließlich hat alles ja sein Gutes, denn man kann alles gut überlegen und prüfen, ob's auch recht ist. — Ave war noch nicht bei mir, seit der sonderbare Gentleman bei mir war und mich fast aus dem Häuschen, jedenfalls aus meiner Sprachlosigkeit gebracht hat. Er ist wahrscheinlich noch bei ihr."

„Nein, er ist fortgegangen. Ich traf ihn unten an der Treppe," sagte Peter Windeck, der nur mit halbem Ohr zugehört.

„Ah!" machte Scholastika, und um ihren Mund zuckte es und arbeitete es, und es dauerte ein Weil-

chen, bis sie wieder reden konnte. „Wie heißt er denn eigentlich — der sonderbare Gentleman?“

„Wie er heißt? Er ist der neue Fürst von Rocca de' Serpi,“ erwiderte Peter Windeck, dem die Pause gar nicht aufgefallen war.

„Der neue Fürst! Gerechter Strohsack — und ich habe ihm die Zunge herausgestreckt und ihn einen alten Esel genannt! Ich wußte ja nicht, daß er Deutsch versteht.“

„Domina, ist eine herausgestreckte Zunge nur Deutschen eine verständliche Bewegung?“ konnte Peter nicht umhin sich zu erkundigen.

„Ach, schwabbeln Sie nicht! Sie wissen ganz gut, was ich meine,“ sagte Scholastika ärgerlich. „Der Fürst von Rocca de' Serpi! Ja, warum habt ihr mir denn das nicht gleich gesagt? Wo ist er denn? Drüben im Palazzo? Warum hat mir Ave nichts davon erzählt, daß der neue Principe von Amerika gekommen ist?“

„Sie haben es vielleicht überhört, Domina. Er sagte mir, er führe morgen nach Rocca del Serpe.“

„So? Was will er denn dort?“

„Nun, sich vermutlich seinen Besitz ansehen oder — was weiß ich?“

„Gar nischt wissen Sie — das stimmt aufs Haar! Und zerstreut sind Sie wie die Eicheln im Walde,“ brummte Scholastika mit der ihr eigenen schönen Offenheit.

„Verzeihen Sie mir, Domina — es geht mir halt was mächtig durch den Kopf,“ erwiderte Peter in aller Demut, denn er war sich seiner Geistesabwesenheit nur zu bewußt.

„Na, glauben Sie, daß mir nichts durch den Kopf geht?“ fragte Scholastika erbost. „Vielleicht mehr wie Ihnen mitsamt Ihrer klötrigen Diplomatie! — Ach,

Peter — wenn ich nur ein und aus wüßte! — Nun, es wird schon kommen! Ja, Peter, und eh' ich's vergesse — nicht wahr, Sie kommen morgen wieder hier vorbei und lassen sich zu mir heraufführen? Ich werde Ihnen wahrscheinlich morgen einen sehr wichtigen Auftrag geben — Peter, den müssen Sie für mich besorgen, und wenn's Backpflaumen regnet. Versprechen Sie's mir?"

„Ist nicht nötig, Domina — ich werde kommen."

„Gott sei Dank, daß Sie in Rom sind! — Jetzt können Sie gehen, Peter, denn ich bin ein bissel müde und klapperig wie ein Möbel, das aus dem Leim geht. Und habe so viel zu denken. Ja, und, Peter, kommen Sie mal her — ich muß Ihnen was ins Ohr sagen —"

Er beugte sich über sie, aber es kam nichts, sie schien die Worte nicht finden zu können.

„Na, wenn's nicht geht — morgen ist ja auch noch ein Tag," meinte er gutmütig.

„Morgen —! Nein, heute muß ich's wissen," widersprach Scholastika sofort wieder aufgeregt. „Hören Sie mal, Peter, denken Sie nicht schlecht von mir, und halten Sie mich nicht für eine taktlose Person, wenn ich Sie nun etwas frage, was kein Mensch, kein Mann gern preisgibt. Aber ich muß es wissen — ich muß! Peter, sind — sind Sie ihr — Sie wissen schon, wen ich meine — sind Sie ihr gut? Ich meine so, wie's die Dichter besingen?"

Windeck stieg das Blut zum zweiten Male heute in Stirn und Wangen — vielleicht, weil er sich so tief zu der alten Scholastika herabbeugen mußte. Er sah ihr dabei ganz nahe in die Augen und las darin etwas, das ihn den Grenzpfahl, den er eben Lust hatte höher zu stellen, einfach beiseite schieben ließ.

„Ja, liebe alte Domina. Ich bin ihr so gut, wie

noch kein einziger Dichter das rechte Wort dafür gefunden hat,“ sagte er leise.

Da nahm sie sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn auf die Wange. „Pfui Deiwel — wie’s jemandem Spaß machen kann, Bartstoppeln zu küssen, das geht mir über den Verstand!“ gab sie ihren zunächst in Frage kommenden physischen Gefühlen Ausdruck und dann, der richtigen Reihenfolge entsprechend, denen ihres liebreichen Herzens. „Ich danke Ihnen, Peter, für Ihr sehr großmütiges Vertrauen. Fragen Sie mich nicht — ich kann Ihnen jetzt noch nicht sagen, was und wie ich’s meine. Oh — und noch eines sagen Sie mir: haben Sie ihr Rosen geschickt, als wir — wann war’s doch? — hier ankamen? Lafrancerosen, halberblüht, mit Frauenhaar gebunden?“

„Domina, seien Sie nicht so neugierig!“ erwiderte Peter v. Windeck, indem er sich aufrichtete und streckte. „Schickt sich das für Ihr Alter? Übrigens habe ich kein Geheimnis daraus gemacht, schon weil die Rosen für Sie bestimmt waren.“

„So?“ rief Scholastika entrüstet. „Auf die Weise werden einem also hier die Sachen unterschlagen! Den Strauß dort in der Vase, groß genug, daß eine Kuh sich daran satt fressen kann, den hat sie mir gebracht, und meine Rosen — hatte sie sich an die Brust gesteckt!“

„Domina — das ließe ich mir nicht gefallen,“ lachte er mit heller Seligkeit in den Augen. „Anderseits aber müssen Sie gerecht sein: den Strauß dort kann sich jemand nicht gut an die Brust stecken, während zwei Rosen sich dazu entschieden besser eignen.“

„Mm — meine Rosen!“ polterte Scholastika mit blitzenden Äuglein. „Nein, was es doch für arrogante Menschen gibt, die sich einbilden, zwei halberblühte

Lafrancerosen könnten nur für sie bestimmt sein, während sie doch so ganz das Symbol meiner strahlenden Jugend sind, ganz so, wie Sie es gemeint haben, Peter, als Sie die Rosen einzig und allein nur für mich wählten. — Machen Sie jetzt, daß Sie fortkommen, Sie altes Lügenmaul — Sie, und suchen Sie sich jemand anders für Ihre schlechten Witze aus!"

„Weh mir — ruft er — ich bin erkannt und ersticht sich!" lachte Windeck und machte wirklich, daß er fortkam.

Die Tür wurde ihm aber aus der Hand genommen, denn Ave trat in das Zimmer und fuhr bei seinem Anblick mit einem leisen Ausruf zurück. Tiefes Rot überzog ihr Gesicht, und auf der schlanken weißen Säule ihres Halses, der aus dem silbergestickten Kimono in herrlichen Schönheitslinien herausragend den feinen, wundervollen, kameenartigen Kopf trug, konnte man das aus dem Herzen heraufdrängende Blut in den Arterien pochen sehen.

Ein paar Sekunden standen sie sich Aug' in Aug' gegenüber, dann ebbte das Blut zurück, woher es gekommen, und sie wurde so blaß, daß er unwillkürlich den Arm ausstreckte, weil er fürchtete, sie würde umfallen.

„Ich — ich wußte nicht, daß Sie hier sind," sagte sie leise, und ihre fast krampfhaft ineinander geschlungenen Hände wie einem entgegenwirkenden Willen zum Trotz auseinanderreißend, gab sie ihm die Hand, die er mit einem dankerfüllten Blicke nahm und ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte. Dann ging er hastig hinaus.

„Ave — du stehst ja da wie Lots Weib!" mahnte Scholastika nach einer ganzen Weile und rief die noch immer neben der zugefallenen Tür Stehende in die

Wirklichkeit zurück. Und als Ave mit einem tiefen Atemzuge an ihr Bett trat, sagte sie schläfrig: „Ich bin müde — das ungewohnte Reden hat mich angegriffen. Ich dachte, der Mann, den du mir brachtest, wäre noch bei dir.“

„O nein,“ erwiderte Ave hart. „Ich habe ihn dir auch nicht gebracht — er wollte zu dir gehen. Es ist ein unmöglicher Mensch, der sich in alles mischt, ein taktloser, rücksichtsloser Parvenü —“

„Ich denke, er ist ein Domiziani — der neue Principe?“ bemerkte Scholastika trocken. „Nun, von meinem Standpunkt aus ist mir seine Takt- und Rücksichtslosigkeit sehr sympathisch. Er hat damit mehr für mich getan als die ganze medizinische Fakultät Roms, die du für mich altes, wertloses Gesteck zusammengetrommelt hast. Ich danke dir aber schön dafür und für alles, was du mir Gutes erwiesen hast. Wir haben schweres miteinander erlebt, meine arme Ave!“

„Ja, mein lieber Schums. Etwas, was für eine ganze Lebenszeit an Schrecken, Jammer und Elend ausreicht,“ erwiderte Ave mit einem Schauer. Und ruhiger, ja mit gelassener Sicherheit setzte sie hinzu: „Das ist gottlob vorüber. Der Tag der Ruhe und des Friedens ist nun angebrochen — aus blutiger Morgenröte. Kannst du mir's verdenken, daß ich mir wie erlöst vorkomme? Nur das jammert mich immer noch, daß du Ärmste nach deinem Lähmungsanfall so lange bewußtlos liegen mußtest, ohne daß wir eine Ahnung davon hatten, denn in der Aufregung dieses Morgens hatte ich ganz vergessen, daß du dorthin gehen wolltest, weil wir ja dachten, er würde zu mir kommen. Hast du denn dort oben noch gehört, wie er nach der Scheibe — oder vielmehr nach dem Bilde geschossen hat?“

Scholastika gab keine Antwort. Sie hatte den Kopf

tief auf die Brust gesenkt und die Augen geschlossen — sie schien eingeschlafen zu sein.

Ave stand eine kleine Weile neben dem Bett und sah auf sie herab; dann zog sie leise eines der Kissen fort, um Scholastika in eine mehr liegende Stellung zu bringen.

„Liebe, treue, alte Seele!“ dachte Ave schmerzlich, indem sie in ihr Zimmer zurückkehrte. „Sie weiß nichts, sie hat nichts gehört und gesehen — sie hat nicht widersprochen, daß sie bewußtlos war, ehe ich kam. Sie hätte sicherlich energischen Protest eingelegt, wenn sie eine klare Erinnerung hätte. Und es ist ja so leicht, so einfach ist das, was ihr etwa noch einfallen will, auszureden. — Das andere, was dieser unmögliche Mensch angedeutet, was die Leute reden sollen — solange Peter es nicht hört und nicht glaubt, kann's mich nicht anfechten. Und Peter hat noch nichts gehört, er hat meine Hand gedrückt und geküßt. Törin, die ich war, daß ich die Büchse ins Korn werfen wollte und schon alles verloren gab! Peter wird mir glauben — mir! Niemand anderem!“

* * *

Am Nachmittage machte Ave einen Besuch bei ihrer Mutter und fand, zurückgekehrt nach dem Palazzetto, Pater Benedetto am Bette ihrer alten Freundin vor. Es war eine von Aves schönen Eigenschaften, daß sie nicht mißtrauisch war, schon weil sie die natürliche Bescheidenheit besaß, ihr Ich nicht immer gleich im Vordergrunde von jedermanns Interesse zu vermuten; denn im Grunde ist das Mißtrauen nichts als eine großartige Arroganz, auch wenn es dem Bewußtsein entspringt, etwas verbergen zu müssen, gerade als ob die Leute nichts anderes zu tun hätten, als sich mit einem

zu beschäftigen! Vielleicht ist eine gewisse, wohltemperierte Dosis von Mißtrauen eine ganz praktische Mitgabe fürs Leben; sicher aber ist, daß man ohne sie glücklicher ist. Also, obwohl ein Grundzug von Aves gewiß sehr liebenswertem Charakter ihre große Harmlosigkeit war, von der sie selbst in den Tagen ihrer härtesten Prüfung kaum etwas eingebüßt, so hatte sie beim Betreten von Scholastikas Zimmer das Mißtrauen, als ob von ihr gesprochen worden wäre. Darin lag ja eigentlich nichts, was sie sonst beanstandet hätte, es war ganz natürlich, daß zwei Menschen, die für ihr Wohl besorgt waren, darüber und von ihr sprachen — weil sie aber ihr Wohl in ihre eigenen Hände, in ihre eigene Verwahrung genommen hatte, so lehnte sie sich gegen eine Besprechung desselben selbst durch freundschaftlich gesinnte Personen auf und senkte den Samen des Mißtrauens in ihr Herz.

Und dieses wurde nicht zerstreut, sondern in gewissem Sinne sogar verschärft, als Pater Benedetto nach einer durchaus nicht verlegenen Begrüßung heiter sagte, daß Scholastikas drastische Erzählung von der Besserung ihres Zustandes ihn mit dem Wunsche erfüllt hätte, dabei gewesen zu sein.

„Schon weil man seine Kenntnis von Hausmitteln bereichern muß,“ meinte er lachend. „Auf alle Fälle ist's wohl eines, von denen man sagen kann: Nützt's nichts, dann schadet's nichts, und von dieser Sorte darf man sich schon einen Vorrat anlegen.“

„Es war einfach eine — eine unerhörte Hanswurstiade,“ erwiderte Ave verächtlich. „Du wärst auch ohne sie wieder so weit, wie du jetzt bist.“

„Nee, sicherlich nicht,“ sagte Scholastika überzeugt. „Du hast das Gesicht vom Professor nicht gesehen, als er kam und ich ihm entgegenrief: ‚Buon' Giorno,

Eccellenza, come sta?' Zwei Meter lang war das Gesicht, sag' ich dir. Und um ihm zu zeigen, daß ich meine Hände auch bewegen kann, hab' ich ihm eine Nase gedreht. Er war ganz befriedigt von der Probe. Nein, dieser Don Aristide Domiziani — das ist mein Mann! Hanswurst! Ein Original ist er und eine Persönlichkeit!"

„Vielleicht — für meinen Geschmack dürfte er etwas weniger originell sein," erwiderte Ave trocken und setzte nach einer kurzen Pause hinzu: „Unsympathisch, wie der Mensch mir ist, muß man ihm gleichwohl sein Recht geben — also den Titel, der ihm gebührt. Mein Himmel, jede Königin und Kaiserin muß den Nachfolger ihres Mannes, ob er ihr Sohn ist oder eben nur der Erbe, offiziell mit Majestät anreden. Das ist eben nicht anders in der Welt."

„Die Bahnen, in die Gottes Hand uns lenkt, sind schon die rechten," meinte Pater Benedetto freundlich, „nur lassen wir uns leicht vom Versucher überreden, daß seine Wege die besseren, gewinnbringenderen sind, und wir gleiten hinein und überreden uns, daß es das Leben, unser Schicksal ist, das uns lenkt, und merken nicht oder wollen nicht merken, daß diese Wege verrottet, unterminiert, gefährlich sind und jeder Schritt vorwärts die Umkehr schwerer, am Ende gar unmöglich macht, und die leuchtenden, lockenden Früchte, die wir auf diesem Wege an die durstenden Lippen führen, sind wurmstichig und bitter, und was wir mit ihnen essen, ist der Tod."

„Woher wissen wir denn aber, daß wir unrechte Wege gehen?" fragte Ave. „Jeder Mensch hat das Verlangen nach süßen Früchten."

„Die wachsen auf dem Baume des Lebens, meine Tochter — auf dem Baume der Erkenntnis gedeihen

nur die bitteren Früchte der Sünde, des Irrtums. Gott hat sie den ersten Menschen im Paradiese verboten, und die Schlange kam und verlockte sie, davon zu essen. Für jedermann wird das verständlich sein und mindestens zum Nachdenken anregen.“

„Wer erst nachdenkt, der hat schon halb gewonnen,“ meinte Scholastika. „Womit ich sagen will, daß Nachdenken und Denken zweierlei ist. Es mag komisch klingen, ist aber so: Das Denken führt oft auf den Holzweg, von dem das Nachdenken wieder herabhelfen kann, falls man sich nicht selber die Augen vorher verbunden hat. Als ich so lange den Mund halten mußte, hab' ich viel gedacht und nachgedacht und überhaupt über manches gegrübelt. — Ave, kannst du mir nicht erzählen, was am Morgen in der Galerie zwischen dir und dem Principe vorgegangen ist? Überwinde dich, Liebe, und tu's! Ich frage ja nicht aus Neugierde — doch das weißt du so gut wie ich. Jetzt weil Pater Benedetto gerade da ist. Du bist es deinen nächsten Freunden schuldig und dir selbst, dich einmal auszusprechen, denn es wird dich erleichtern. Es ist unnatürlich, daß du noch so wie ein Gespenst umherschleichst — ich meine unnatürlich, weil du den Mann unmöglich betrauern kannst und es dir gut sein wird, uns einmal zu sagen, womit er dich noch in der letzten Stunde seines Lebens gekränkt und bedroht hat. Wir haben das Vergangene mit dir durchgemacht, laß uns nun auch an dem Ende teilnehmen.“

Ave ließ den Blick von ihrer alten Freundin auf den Kapuziner schweifen und — schlug die Augen nieder.

„Haben Sie das vorhin miteinander besprochen?“ fragte sie zurückhaltend.

„Wann denn sonst? Hab' ich bisher reden können?“

fiel Scholastika ohne jede Verlegenheit ein. „Ich habe dich aber alle Tage sehen können, wie du immer elender ausschaust, statt dich zu erholen. Das macht, weil du alles für dich behältst, was dich kränkt und unruhig macht. Oder willst du mir's lieber mal allein erzählen? Aber hier sitzt der Mann Gottes, der nicht gezögert hat, dich aus Rocca del Serpe herauszuholen — der weiß genug, um Sympathie für dich zu haben —"

„Ja, aber es ist nichts zu erzählen," fiel Ave kalt und hart ein, und ihre Augen sahen fast schwarz aus, als sie langsam, schleppend die Worte aussprach. „Nichts, was Pater Benedetto nicht schon weiß, was ich ihm gleich sagte. — Vorher? Ach, was voranging? Worte — die erregten Worte eines Menschen, der sich in eine maßlose Wut hineingearbeitet hat. Nelio war ja schon lange so, wenn er mit mir allein war. Ich wußte es und war auf alles gefaßt. Es war nichts Besonderes, nichts Außergewöhnliches. Wozu soll ich es aufwärmen? Ich habe es schon halb vergessen —"

„Das ist nicht wahr!" rief Scholastika geradezu, wie sie nun einmal war.

„Doch," behauptete Ave kühl, indem sie aufstand. „Es ist überhaupt keine Erleichterung, Worte zu wiederholen, die einem nicht besonders wohlgetan — das hieße ja einer Kegelkugel nachrennen und sich von ihr umwerfen lassen. Vorgänge habe ich nicht zu erzählen, wenn du damit meinst, daß Nelio mich mißhandelt hat. Er hat mich mit keinem Finger berührt. Also darüber kannst du ruhig sein. Er hat auch nicht geschrien — das tat er ja nie, wenn er gefährlich wurde. — So, das ist alles. Erleichtert hat's mich nicht, ich wüßte auch wirklich nicht, warum ich mich erleichtern sollte. Es ist alles vorbei und gehört zum Vergangenen. Lassen wir's da ruhen."

Und indem sie sich vor Pater Benedetto verbeugte, ohne ihn anzusehen, ging sie aus dem Zimmer. Doch als sie sich in der Tür noch einmal zurückwendete, trafen sich doch ihre Augen mit den seinen, und sie sah in diesem großen, durchdringenden Blick eine Frage, und da wußte sie, daß auch er gehört hatte, was „die Leute sagten“.

Ob es auch schon bis zu Peter gedrungen war? Es wäre zum Wundern gewesen, wenn er es nicht gehört hätte, der in den Kreisen lebte, welche das „man sagt“ immer auf den Lippen haben; aber Peter hatte ihre Hand geküßt, und seine Augen hatten nicht gefragt wie die Pater Benedettos. Er würde es auch nie glauben, nie — die Frage war nur die: Konnte, durfte er eine Frau heimführen, an die ein solches Gerücht, ein solcher Verdacht sich heftete? Und Ave wußte jetzt, daß in ihrer Furcht vor Scholastika nun ihre einzige Hoffnung lag. —

Am folgenden Tage war Scholastika so weit, daß sie das Bett verlassen und in einem Lehnstuhl am offenen Fenster sitzen konnte; am Abend führte Ave sie schon in ihren eigenen kleinen Salon neben ihrem Schlafzimmer und machte es ihr dort behaglich.

„Sobald du reisefähig bist, gehen wir ans Meer,“ erklärte sie ihr dabei. „Ich habe gestern meinen Anwalt beauftragt, eine hübsche, kleine, freundliche Villa in Porto d'Anzio oder Nettuno für mich zu mieten, von wo wir das herrliche blaue Meer, Torre d'Astura und den Felsen der Sirenen sehen können. Dort wirst du dich ganz erholen — in den heißen Monaten kannst du hier nicht bleiben, und dein Peter Windeck, der noch nicht weiß, ob er auf Urlaub geht, hat ein Automobil, mit dem er in einer Stunde herüberkommen kann, dich zu besuchen. Ich habe ihn gestern gefragt.“

„Du warst ja nicht da, als er mich besuchte," brummte Scholastika, anscheinend wenig von diesem Zukunftsbilde begeistert.

„Nein, aber ich traf ihn unten in der Halle, wie er gerade die Treppe herunterkam, und teilte ihm meinen Plan mit. Er fand ihn famos, also bist du moralisch verpflichtet, ihn auch famos zu finden, denn was dein Peter sagt und tut, das ist doch wohlgetan — nicht? Und gibt den Handlungen deiner armen Ave sozusagen den Segen, das Privilegium und die Befähigung zum Hoflieferanten."

Scholastika mußte nun ein wenig lachen, aber es erstarb in einem tiefen Seufzer. „Meine moralischen Verpflichtungen Peter gegenüber als Patin zwingen mich nicht, alle seine Dummheiten famos zu finden," sagte sie. „Auch vermute ich, daß die Rolle eines Elefanten darin eingeschlossen ist —"

„Schums, schäme dich!" fiel Ave tief errötend ein.

„Aber sie legen mir doch eine Last auf, die —"

Hier wurde sie durch einen Diener unterbrochen, der den Herrn Marchese Scarpadoro anmeldete.

„Verzeihung, daß ich zu so früher Stunde schon komme," sagte dieser, nachdem er Ave und Scholastika herzlich begrüßt und letztere zu ihrer Genesung beglückwünscht. „Aristide hat mich indessen unter Einschärfung so großer Pünktlichkeit hierher bestellt, daß ich lieber fünf Minuten früher kam, als diesen lieben Vetter zu erzürnen, dem die Zeit drüben in der Tat Geld geworden ist."

„Was?" begann Ave, aber die Meldung, daß auch Pater Benedetto da sei, ließ sie verstummen, und dieser würdige Mann sagte fast wörtlich bei seinem Eintritt dasselbe, womit ihr Stiefvater sie eben in Erstaunen versetzt hatte.

„Nein,“ rief sie empört, „das schlägt doch alles Dagewesene! Ich weiß ja nicht eine Silbe von diesem Rendezvous, das mir zwar die Freude gibt, die Herren hier zu sehen, aber mir sonst unverständlich ist. Ist es nicht richtig, wenn ich den Vetter aus Amerika einen unmöglichen Menschen nenne? Wahr ist, daß dieses Haus zum Familienbesitz gehört, aber solange ich es bewohne, ist es mein Haus, in dem ich niemand erlaube, auch dem Fürsten Rocca del Serpe nicht, sich Leute ohne mein Vorwissen einzuladen! — Ah, da ist er ja selbst! — Herr Vetter, wollen Sie mir gütigst erklären —“

Domiziani, der ohne den zeitraubenden Umweg einer vorherigen Anmeldung, nur durch ein kurzes, lautes Anklopfen vorbereitend, ohne weiteres eingetreten war, unterbrach Ave: „Frau Base — Ihr ergebenster Diener! — Hochwürdigster Onkel, wie gütig, dich auf meine Bitte deinen Geschäften zu entziehen! — Marcantonio, ich war sicher, daß du kommen würdest. — Ah — Miß Scholastika! Ich bin entzückt, Sie hier zu finden! Sie sehen anders aus als in Ihrer Nachthaube — in der müssen Sie mir Ihre Photographie versprechen. — Und nun zum Geschäft —“

„Verzeihung, Herr Vetter, dies ist mein Haus und mein Zimmer,“ unterbrach ihn Ave zornsprühend. „War der Palazzo Ihnen nicht groß genug, diese Herren zu sich zu bestellen?“

„Well — das war mein erster Gedanke. Da ich Sie, verehrte Frau Base, aber zu dieser Versammlung brauche, so war es bequemer für Sie, wenn wir alle zu Ihnen kamen — nicht?“ erklärte Domiziani mit unerschütterlicher Ruhe und Selbstverständlichkeit. „Ich konnte auch Ihnen vorher Nachricht geben, wie ich unseren hochwürdigsten Onkel und Marcantonio benachrichtigt habe — es ist klar, daß ich das konnte und

eigentlich hätte tun müssen. Doch wozu Sie beunruhigen, in Ihnen alle möglichen Vorstellungen über das Warum und Weshalb heraufbeschwören? Setzen wir uns jetzt und halten wir uns nicht mit Etikettenfragen auf, denn was mich zu Ihnen führt und mich veranlaßte, die Herren herzubitten, das geht mich und Sie in gewissem Sinn so verteufelt nahe an, daß darüber Komplimente zu Nebendingen werden. Ich komme also gleich zur Sache. Also, ich war gestern in Rocca del Serpe und gestehe, daß dies Wahrzeichen, wenn nicht die Wiege unserer Familie, mir einen mächtigen Eindruck gemacht — mehr Eindruck als der Palazzo drüben und die unschätzbare Villa vor den Mauern, und ich habe mich sehr stolz, sehr erhaben, sehr römischer Magnat gefühlt, als ich den Fuß über die Schwelle des Kastells setzte. Well — man verlernt's drüben, sentimental zu sein, und gerade darum hebe ich hervor, was ich fühlte, als ich das Haus meiner Ahnen betrat — als Haupt der Familie, als Fürst von Rocca de' Serpi! Es hämmerte in meinen Adern, das römische Cäsarenblut, ich ward wieder ein Römer, der Chef eines Hauses, das an der Geschichte Roms Anteil genommen, seinen Namen unsterblich gemacht hat. Und ich — der Letzte dieses Stammes! — Well, um es kurz zu machen: ich ließ mich von dem Kastellan durch das ganze große Schloß führen, legte einen Kranz auf Nelios Sarg unten in der Gruft, und als ich daraus wieder heraufstieg, sah ich in der Kapelle einen Knaben stehen in einem weißen Anzuge und einer Florbinde um den linken Arm, einen schönen, aristokratischen Knaben mit dunkelgoldenen Locken und großen rostbraunen Augen, die mich furchtlos musterten. Der Kastellan schien sehr ärgerlich, als er den Knaben erblickte, und schickte ihn mit heftigen Worten fort.

Das Kind gehorchte, rückwärts gehend, sofort und machte mir in der Tür eine Verbeugung mit einer Handbewegung, als wollte es sagen: ‚Genieren Sie sich nicht und fühlen Sie sich hier zu Hause! Meine Erlaubnis haben Sie!‘ — — Ich fragte den Kastellan nicht, wer der Knabe sei; sein Anblick hatte mir das Gefühl eines naturalisierten Bürgers der Vereinigten Staaten zurückgegeben, und mir war's, als hörte ich das Sternenbanner wieder flattern. Es war ein sonderbares Gefühl und machte mich nachdenklich. Als letzte Station in dem Rundgang hatte ich mir die Galerie vorgemerkt — einmal, um auch diese Stätte gesehen zu haben, dann wollte ich den Raum benützen, um die für meine Anwesenheit in Rocca del Serpe vorgesehenen Geschäfte darin zu erledigen und um einen dort befindlichen Schreibsekretär durchzusehen, von dem der Verwalter mir gesagt, daß er jedenfalls Privatpapiere bergen müsse, da Nelio den Schlüssel in Rom aufbewahrt, wo er, der Verwalter, ihn gelegentlich gesehen. Doch hätte ihn Nelio bei seinem Tode bei sich gehabt. Dieser Schlüssel, ein kleines, wunderlich geformtes Ding zu einem Schloß, so kompliziert, daß es einem Einbrecher eine harte Nuß aufzuknacken gegeben haben würde, ist mir natürlich mit übergeben worden und öffnete mir den bewußten Sekretär, ein schweres Möbel aus dem siebzehnten Jahrhundert, nachdem ich einige Mühe gehabt hatte, den Trick herauszufinden, der dieses Vexierschloß sehr sinnreich macht. Sobald ich Zeit finde, werde ich wieder nach Rocca del Serpe fahren, um Nelios Privatpapiere gründlich zu vernichten. Jedenfalls fand ich — um nun zur Sache zu kommen — darunter die mit dem Stempel einer weltfernen sizilianischen Parochie versehene Bescheinigung der kirchlichen Trauung von

Cornelio Domiziani mit Rosalba Orlandi, gebürtig aus Rocca del Serpe."

Aristide hielt ein nach dieser Mitteilung, die eine sehr verschiedene Wirkung auf die Anwesenden ausübte. Scarpadoro machte mit ausgespreizten Fingern eine sehr ausdrucksvolle annullierende Bewegung; Pater Benedetto kreuzte die Arme auf der Brust und sah mit ruhiger Erwartung den Sprecher an, Ave aber war aufgesprungen und stand blaß und tiefatmend da.

„Und wer bin ich nun?" fragte sie nach einer Pause mit verhaltener Stimme.

„Sie sind vor dem Gesetz die Fürstin-Witwe von Rocca del Serpe und meine sehr verehrte Base," erwiderte Aristide gelassen. „Dieses Dokument — ich habe es bei mir — hat legal nicht den geringsten Wert, und Rosalba Orlandi würde im ganzen Königreich nicht einen einzigen Advokaten finden, der den Mut hätte, es auf einen Prozeß ankommen zu lassen, um ihrem Sohne die Erbfolge damit zu erzwingen. Wenn Nelio dem Mädchen also gesagt hat, daß diese Trauung ungültig ist, weil ihr die bürgerliche Eheschließung nicht voraufgegangen sei, so hat er ihr die reine Wahrheit gesagt — nur erlaube ich mir anzuzweifeln, daß Nelio nicht gewußt haben sollte, was er tat, als er, die Unkenntnis Rosalbas benützend, sie durch eine vor dem Gesetz wertlose Zeremonie in seine Gewalt brachte. Das aber geht uns nichts an — er steht vor seinem Richter, dem er sich nun zu verantworten hat, und wir sind, wie ich Ihnen, liebe Base, schon sagte, nicht dazu da, seine Sünden und meinetwegen Verbrechen auf unsere Schultern zu nehmen und auszubaden. Uns alle schützt das Gesetz, und keinem einigermaßen vernünftigen Menschen wird es einfallen, an unserer Position zu rütteln, die ganz unanfechtbar ist sowohl

für Sie als hinterlassene rechtmäßige Witwe, wie für mich als nächsten legitimen Erben. Habe ich recht oder nicht?“

„Zweifellos,“ sagte Scarpadoro, ohne sich zu besinnen.

„Zweifellos,“ gab Pater Benedetto mit ganz eigenem Ton zu, ohne Aristide aus den Augen zu lassen. „Ich wundere mich nur, daß du für nötig fandest, uns hierher zu bestellen, um uns eine Mitteilung zu machen, die du — als ganz unwesentlich für deine und Aves Stellung — ebensogut hättest für dich behalten können, ohne daß dir ein Mensch daraus hätte einen Vorwurf machen können —“

„Ich sehe überhaupt nicht ein, welchen Wert es haben soll, Ave eine Handlung Nelios zu bestätigen, deren Kenntnis sowieso schon peinlich genug auf sie eingewirkt hat,“ fiel Scarpadoro gemessen, wie er immer war, ein, aber doch mit einer merklichen Spannung. „Es müßte denn sein, daß du — doch ich will mir nicht anmaßen, dir Motive unterzulegen, die du jedenfalls die Absicht hast, uns auseinanderzusetzen.“

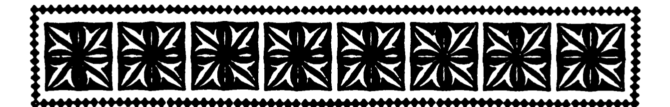
„Marcantonio hat mir das Wort aus dem Munde genommen,“ sagte Pater Benedetto. „Du bist nicht der Mann, etwas ohne Grund zu tun.“

„Wir sind also einig darüber, daß Nelios Trauung vor dem Gesetze ungültig, total ungültig ist, wie ich davon überzeugt bin, daß wir alle Ehrenmänner sind,“ sagte Aristide mit unerschütterter Ruhe und großem Ernst. Dann aber erlaubte er seinen unbewegt gebliebenen Zügen den Luxus einer Veränderung: sie wurden weich, und in seinen Augen erschien ein Ausdruck, der sein Gesicht wie mit einem inneren Licht erleuchtete. „Well, wenn man aber, wie wir alle hier,“ fuhr er leiser fort, „der Überzeugung lebt, daß die Gesetze Gottes vor denen der Menschen bestanden haben, mit einem Worte: wenn wir unseren inneren Menschen, unser Gewissen von irdischen Bestimmungen

unabhängig in uns erhalten und die Mahnung: Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist als ein lebendiges Wort, nicht als einen toten, von der Zeit überwundenen Buchstaben in uns bewahren konnten, dann kann dieses vor der Welt wertlose Dokument, das uns bezeugt, daß Nelio vor Gott Rosalba Orlandi zu seiner Gattin gemacht, für uns — für mich kein wertloses sein. Auf mein Gewissen wenigstens würde es bis zu meinem Ende mit Zentnerlast drücken, die Gestalt des Knaben in Rocca del Serpe würde noch mahnend an meinem Totenbette stehen. Ich schrecke nicht zurück zu sagen — wie ich es Ihnen, liebe Ave, schon gesagt — daß ich über diese Episode in Nelios Leben ohne jeden Skrupel hinweggehe, mich keinen Sentimentalitäten über eine Handlung hingebe, die ja leider nicht vereinzelt dasteht. Falsche Trauungen sind schon oft dagewesen, von falschen Priestern vollzogen — das ist für Geld zu haben, um ein Mädchen zu täuschen. Aber dieses Dokument ist echt, die kirchliche Trauung hat stattgefunden, und mein Gewissen erlaubt mir nicht, darüber einfach hinwegzugehen, weil ich ja das Gesetz auf meiner Seite habe. Für die Mutter des Knaben damit etwas ausrichten zu wollen, wäre ein Unterfangen, für das mir die Macht und der Mut, mich lächerlich zu machen, fehlt, aber in meinen Augen, vor meinem Gewissen ist und bleibt sie in ihrem Rechte vor Gott, den ich nie in meinem Leben verleugnet habe. Ich werde also den Knaben adoptieren und zu meinem Erben erziehen, sicher der vollen Zustimmung meiner Frau, selbst wenn es ihr, wie mir, eine kleine — hm — Enttäuschung bereiten sollte."

(Fortsetzung folgt.)





Deutsche Diamanten aus Südwestafrika.

Von Alex. Cormans.

Mit 6 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Es war im Juni des Jahres 1908, als das Gouvernement von Deutsch-Südwestafrika die Mitteilung erhielt, ein Eingeborener aus der Kapkolonie habe bei Kilometer 16 der Lüderitzbuchtbahn im Sande eine Anzahl von Diamanten gefunden. Natürlich wurden daraufhin sofort zweckentsprechende Nachforschungen angestellt, und ihr Ergebnis ging in geradezu überraschender Weise sehr erheblich über die an jene Kunde geknüpften Erwartungen hinaus. Nicht nur im Küstengebiet der Lüderitzbucht, sondern auch an verschiedenen anderen Stellen innerhalb eines weit ausgedehnten Gebietes, so bei Swakopmund, im Küstengelände gegenüber der Pomonainsel, bei der Spencerbucht usw., wurden Diamanten in beträchtlicher Menge gefunden, und zwar nicht etwa durch umständliche Nachgrabungen, sondern durch einfaches Auslesen oder Auswaschen der oberflächlichsten Sandschichten.

Diese Art des Vorkommens ließ von vornherein darauf schließen, daß die kostbaren Edelsteine nicht an ihrer Fundstätte „gewachsen", sondern durch irgendwelche elementaren Ereignisse von ihrem ursprünglichen Lagerplatze hierher gelangt waren. Darüber, woher sie stammen und wie ihre Ausstreuung über das jetzige

Verbreitungsgebiet zu erklären sei, sind sich die untersuchenden Geologen allerdings bis heute noch nicht einig geworden.

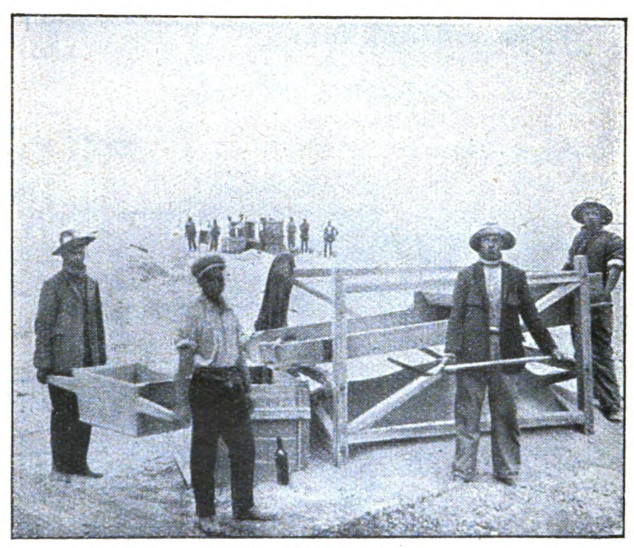
Die Deutung ist in der Tat nicht ganz leicht. Zwischen den inselförmigen Erhebungen des Gesteins, das



Gewinnung der Diamanten durch Handwäscherei.

den Untergrund der für die Ausbeute in Betracht kommenden Gebiete bildet, lagern in großer Ausdehnung ungeheure Sand- und Kiesmassen. Unter dem Einfluß der hier täglich einsetzenden Südwinde, die sehr oft bis zu orkanartigen Stürmen anschwellen, hat sich der Sand stellenweise zu Wanderdünen angehäuft, die östlich von Lüderitzbucht und von der Küste einen zwischen 6 bis 15 Kilometer breiten Streifen bedecken.

Vor dem westlichen Rande dieser Dünen befanden sich die zuerst entdeckten Diamantenlagerplätze. Die Steine liegen hier in einem lockeren Material, das bis zu 75 Prozent aus rötlichem Dünensand und bis zu 25 Prozent aus einem feinen bunten Kies besteht.



An der Siebmaschine.

Innerhalb dieses Feinkieses, der sich in der Hauptsache aus kleinen, buntstreifigen Achatgeröllen, aus Jaspis und Eisenkiesel zusammensetzt, finden sich die meist wasserhellen und farblosen, zuweilen aber auch gelblich, bläulich, grünlich, braun oder rosa gefärbten Diamanten. Rote und schwarze Stücke sind bisher nur ganz vereinzelt gefunden worden. Anfänglich schätzte man die Dicke der diamantenführenden Ablagerung sehr gering, nämlich auf 0,1 bis 0,4 Meter, ein; aber bei weiteren Arbeiten konnte man die überraschende

Wahrnehmung machen, daß sich der Diamantengehalt streckenweise um vieles tiefer in die Kiesschicht hinab erstreckte, oder daß mehrere diamantenreiche Kieslager, durch andere Schichten getrennt, übereinander lagen.

Trinkwasserkarawane.

Nirgends aber, soweit die bisherigen Untersuchungen gediehen sind, fand sich jener berühmte Blaugrund, der in Südafrika bisher als die charakteristische und unerläßliche Voraussetzung für das Vorkommen von Diamanten gegolten hatte.

Der Gehalt des Feinkieses an Diamanten erwies

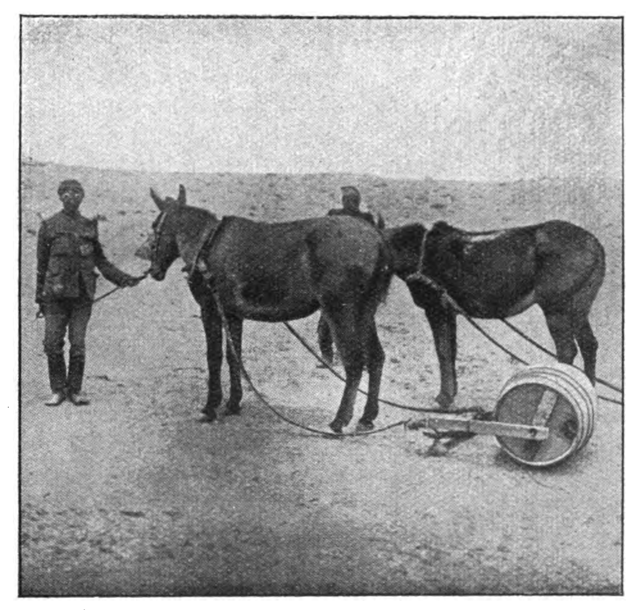


sich als sehr verschieden. Bei den zuerst in planmäßige Bearbeitung genommenen Flächen schwankte er zwischen $^{1}/_{4}$ und $^{5}/_{4}$ Karat auf den Quadratmeter. Neuerdings aber ist man stellenweise zu erheblich günstigeren Resultaten gelangt. So wurden auf einer Abbaufläche der Colmanskop Diamond Mines Ltd. auf 445 Quadratmeter 570 Karat oder 20 bis 25 Steine zu 5,3 Karat in einem Kubikmeter Kies gefunden, und ein anderes Feld derselben Gesellschaft ergab eine Ausbeute von Diamanten im Werte von etwa 1,140,000 Mark.

Die anfänglich vielfach geäußerte Befürchtung, daß die nur zufällig an ihre jetzigen Fundstätten gelangten Diamantenvorräte sehr bald erschöpft sein würden, scheint in der Tat grundlos gewesen zu sein; denn obwohl man mit einer systematischen Bearbeitung eigentlich erst in allerjüngster Zeit begonnen hat, betrug die Monatsförderung doch schon im Dezember 1909 nahezu 70,000 Karat im Werte von ungefähr 2 Millionen Mark, und statt der befürchteten Verminderung ist seither noch eine beträchtliche Steigerung der Ausbeute erfolgt.

Woher nun sind diese schätzbaren Eindringlinge in unsere Kolonie gekommen? Aus dem Innern Südwestafrikas, wo in den Bezirken Gibeon und Berseba Blaugrund sehr häufig angetroffen wird, können sie nicht wohl stammen, da keine Flüsse vorhanden sind, denen man die Anschwemmung des Feinkieses zuschreiben dürfte. Viel eher spricht der Anschluß der Diamantenfelder an den Westrand der Dünenkette für einen Zusammenhang mit der alten Meeresküste. Da aber bis jetzt weder an der Küste noch auf den Inseln Gesteine aufgefunden worden sind, welche die Achatgerölle und die sie begleitenden Geschiebe von Jaspis, Eisenkiesel und Toneisenstein hätten liefern können, die Gerölle auch nicht mit dem Auftriebwasser aus der Tiefe des

Ozeans kommen können, so vermag man für die Lieferung unseres wertvollen Feinkieses wohl nur den Oranjefluß in Anspruch zu nehmen, und man muß vermuten, daß die Gerölle durch eine starke Küstenströmung nach Norden geschoben worden sind. Für die Richtigkeit



Transport des für die Tiere bestimmten Wassers.

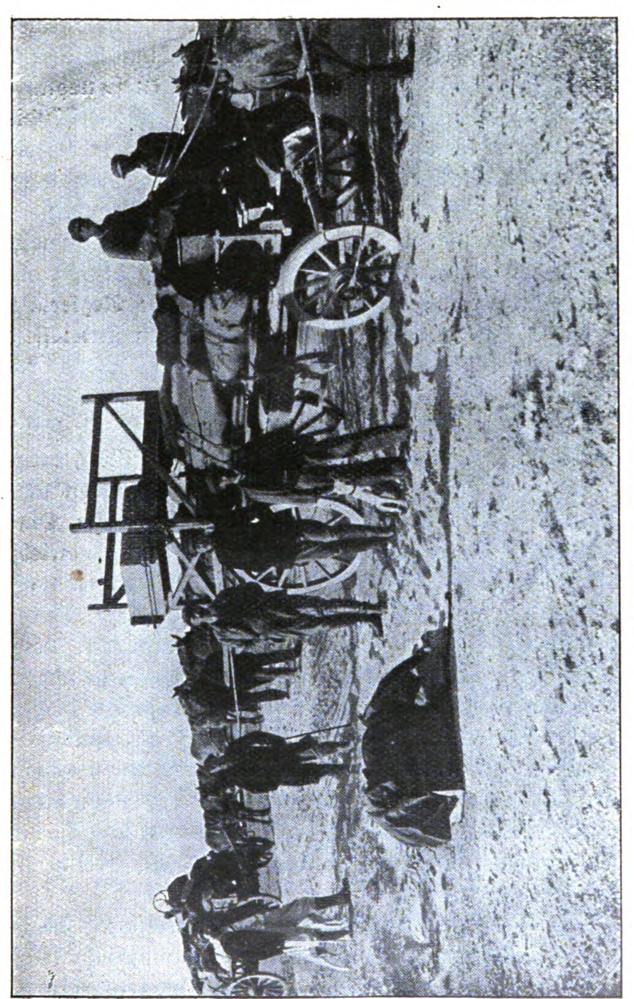
dieser Erklärung scheint auch der Umstand zu sprechen, daß die Diamanten Deutsch-Südwestafrikas in ihrer Beschaffenheit den Vaalriverdiamanten außerordentlich ähnlich sind, und daß sich hier wie dort dieselben Begleitmineralien finden.

Eine andere Ansicht geht dahin, daß die Steine aus primären Lagerstätten stammen, die in größerer Zahl längs der Küste vom Oranjefluß bis Lüderitzbucht vor-

handen waren, und in denen der Diamant zusammen mit achatführenden Mandelsteinen vorkam. Bei der mehrfach wechselnden Hebung und Senkung der Meeresküste wären diese Lagerstätten dann durch die Brandung zerstört und ausgewaschen worden. Die Erklärung ist zwar nicht unbedingt von der Hand zu weisen, als unzweifelhaft richtig aber wird man sie doch erst dann anerkennen können, wenn es gelungen ist, irgendwo an der Küste das Muttergestein der Diamanten nachzuweisen.

Unsere südwestafrikanischen Diamanten zeigen im allgemeinen gut ausgebildete Kristallformen, besonders Oktaeder und Rhombendodekaeder mit gewölbten Flächen. Der Wert eines Karats beträgt bei den gegenwärtigen Diamantenpreisen durchschnittlich 30 Mark. Bei größeren Steinen steigert sich dieser Wert natürlich um das Vielfache. Während in dem Gebiet um Lüderitzbucht die Größe der Steine ziemlich gleichmäßig ist und einen Durchschnitt von 1/5 bis 1/4 Karat selten übersteigt, sind nach Süden hin größere Steine durchaus nicht selten. In den Feldern bei Elisabethbucht fand man mehr als 2 Karat schwere Steine, im Pomonadistrikt solche bis zu 9 Karat, und bei Bogenfels hatte ein Diamantenwäscher sogar das Glück, auf einen Riesen von 17 Karat zu stoßen.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die völlig unerwartete Kunde von den südwestafrikanischen Diamantenfunden etwas von jenem Spekulations- und Gründungsfieber hervorrief, das mit derartigen überraschenden Entdeckungen stets untrennbar verbunden ist. Aber die Kolonialregierung erwies sich glücklicherweise als ihrer Aufgabe gewachsen. Wenn auch die Gefahr des Massenzuflusses abenteuernder und gemeinschädlicher Elemente nicht ganz abgewendet werden



Ein Diamantentransport.

konnte, und wenn sich auch nicht verhindern ließ, daß mancher auf dem Wege zu bescheidenem Wohlstand

befindliche Ansiedler durch die meist trügerische Aussicht auf schnelleren und größeren Gewinn bestimmt wurde, sein Besitztum leichtfertig aufzugeben, so nahmen diese Erscheinungen, dank den energischen und verständigen Maßnahmen der Regierung, doch zu keiner Zeit eine so bedrohliche Gestalt an wie etwa seinerzeit in Kalifornien oder Australien, und heute kann von einem südwestafrikanischen „Diamantenfieber" wohl kaum noch gesprochen werden. Die Besitzverhältnisse dürfen als wohlgeordnet angesehen werden, und die Regierung hat es durchaus verstanden, die fiskalischen Interessen ohne jede gewaltsame Schädigung privater Rechte zu wahren.

Durch eine kaiserliche Verordnung vom 17. Juni 1909 wurde der Diamantenhandel monopolisiert, denn diese Verordnung sicherte dem Reich, abgesehen von dem selbstverständlichen Aufsichtsrecht über die Diamantenpachtgesellschaften und ihren Geschäftsbetrieb, als Pachtzins drei Viertel des jährlichen Gewinnes nach Abzug der Betriebsunkosten, Abgaben, Zölle usw. Durch den Wertausfuhrzoll sind dem Reiche seit dem 1. März 1909 31⅓ Prozent Anteil an den Erträgen gesichert. Die Pachtdauer endet am 31. März 1924. Die bisher bestandenen Sonderrechte der Deutschen Kolonialgesellschaft wurden im Jahre 1910 durch einen neuen Vertrag aufgehoben. Das Schleifen der Diamanten wird vorläufig noch in Amsterdam bewirkt, doch ist die Einrichtung eines Diamantenmarktes in Berlin in Aussicht genommen.

Infolge dieser umsichtigen und rechtzeitigen Maßnahmen sind dem Landesfiskus im Rechnungsjahr 1910 rund 3,544,000 Mark mehr an Einnahmen zugefallen, als der Voranschlag sie vorgesehen hatte, und die beträchtliche Summe konnte im Interesse des Landes



Nach getaner Arbeit.

Verwendung finden. Trotz der bereits erfolgten Gründung einer sehr großen Anzahl von Schürfgesellschaften

regen neue Funde noch immer zu neuen Gründungen an.

Um krankhafte Auswüchse dieses Gründungseifers möglichst hintanzuhalten, erstrebt die Minenkammer von Lüderitzbucht, die eine freie Vereinigung aller dortigen Diamanteninteressenten darstellt, die staatliche Anerkennung, um alsdann sämtliche Diamantenfirmen bis hinab zum kleinsten Schürfer zum Beitritt zwingen zu können. Die Frage ist jedoch schwer zu entscheiden, und das Reichskolonialamt hat denn auch bisher zu ihr noch nicht Stellung genommen. Dagegen wird eine Erhöhung des Diamantenzolles auf 40 Prozent beabsichtigt, und es ist begreiflich, daß sich die Pachtgesellschaften gegen diese Absicht ebenso heftig sträuben wie gegen die geplante Einführung einer Feldsteuer.

Unsere Bilder erzählen von der Art der Diamantengewinnung und von dem Leben der dabei beschäftigten weißen und farbigen Arbeiter. Die ursprünglichste und hie und da noch immer geübte Methode der Ausbeutung bestand darin, daß man ein Feld von Eingeborenen systematisch ablesen ließ. Fast allgemein jedoch ist man zum Auswaschen des Kieses übergegangen. Es erfolgt entweder durch Handwäscherei oder durch die Bearbeitung in der sogenannten Siebmaschine. Die Prozedur an und für sich ist in beiden Fällen die gleiche. Der Feinsand wird unter Anwendung von Schüttelsieben entfernt und der zurückbleibende Kies in Wasser gesetzt. Die schweren Steinchen, unter denen sich auch die Diamanten befinden, sammeln sich dann am Boden in der Mitte des Siebes. Man stülpt dasselbe um, und aus den schweren, meist schwärzlichen Steinen werden die Diamanten ausgelesen.

Die gröbere Handarbeit des Waschens wird fast

durchweg von Ovamboleuten bewirkt, die sich dafür besonders eignen. Sie arbeiten unter der ständigen Aufsicht des meist berittenen weißen Sortierers, dessen Aufgabe es ist, diebische Manipulationen zu verhindern und die gefundenen Diamanten sogleich in sichere Verwahrung zu nehmen.

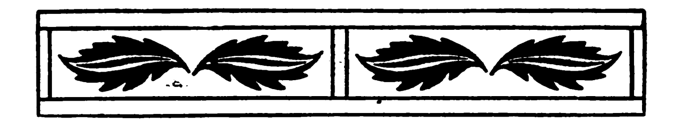
Ist die Arbeit an und für sich keine allzu schwere, so bereiten doch die klimatischen Verhältnisse und namentlich die Wasserarmut den Schürfgesellschaften mancherlei Schwierigkeiten. Das kostbare Naß muß oft von weit her zu den Diamantenfeldern geschafft werden. Für den Transport bedient man sich gern der Kamele, weil die Beförderung auf Wagen bei der Tiefe des lockeren Sandes oft ganz und gar unmöglich ist, und weil sich bei der Anspruchslosigkeit des „Schiffs der Wüste", das unterwegs immer irgend etwas zum Fressen findet, diese Art der Heranschaffung zumeist auch als die billigste erweist. Wo die Wegverhältnisse nicht gar zu schlecht sind, spannt man vor die Fässer, die das Trinkwasser für die Tiere enthalten, wohl auch Pferde oder Maultiere, wie es unsere Abbildung zeigt.

Der Transport der gefundenen Diamanten nach Lüderitzbucht, dem südwestafrikanischen Zentralpunkt des Diamantengeschäfts, erfolgt stets auf gutbewachten Maultierwagen, die allerdings nicht eben mit Eilzugsgeschwindigkeit ihrem Bestimmungsorte zuzustreben pflegen.

Auf den Feldern werden die Wäscher meist in Wellblechhäusern untergebracht, die gegen Staub und Wind immer noch den besten Schutz gewähren. Der Komfort läßt da freilich beinahe alles zu wünschen übrig, die Stimmung der Leute aber leidet darunter gewöhnlich nicht im mindesten. Nach getaner Arbeit ergötzt man

sich auf die mannigfachste Art, und den Hauptanteil an den Kosten der Unterhaltung pflegen die immer lustigen Kapboys zu bestreiten, die durchweg von ausgesprochener musikalischer Begabung sind, und von denen beinahe jeder mit einer für Südwestafrika vollkommen ausreichenden Virtuosität irgend ein Instrument zu spielen weiß.





Die Bessa.

Erzählung aus den albanischen Bergen.

Von E. Schulze-Schwekhausen.

1.

Darf ich unseren großen Gänserich vom vorigen Jahre zum Wettkampf mitnehmen, Vater? Murad und Jero vom See sagen, daß ihre Gänseriche viel stärker als unsere seien. Sie bringen morgen zum Patronsfeste ihre mit. Ich will unseren stärksten gegen die anderen kämpfen lassen. Er ist stark und fürchtet kaum die Hunde."

„Meinetwegen," sagte Marku e Zij lachend und warf die dicke Wurzel einer Buche ins Herdfeuer.

Über der Glut brodelte ein Messingkessel, der an einer mit Ruß bedeckten Kette hing. Sie kam von einem pechschwarz gefärbten Balken der Decke herunter. Über dem Herde sah man an der Wand geladene Gewehre und Pistolen, die mit wunderbaren Silberbeschlägen vom Kolben bis zur Mündung verziert waren, kostbare Erzeugnisse alter Prizrener Waffenschmiedekunst.

„Aber sage mir, Njin," fuhr der Vater fort, „wenn nun die anderen Ganser stärker sind? Und wenn dich die Buben auslachen — was dann?"

„Dann — dann schieße ich. Ich bin jetzt zehn

Jahre alt und kann ein Gewehr tragen, auch schon das ganz große von Prenk, das so gut ist, denn es knallt so laut."

„Und er trifft so schlecht," vollendete der Vater mit einem verdrießlichen Ton in der Stimme. „Er sollte sehen, ein anderes zu bekommen, denn die Dürre in diesem Sommer war groß, und kaufen kann ich ihm vorläufig keines."

„Möchte doch die Gänsekämpfe der Satan holen," mischte sich jetzt Drano, des Hausherrn Weib, ein. „Noch fast jedes Jahr hat es Streit und Schießen gegeben, und fast jedes Jahr fallen an dem Tage Familien in Blut. Ich zittere, bis du abends mit den Söhnen heil und wundenlos zurückkommst."

„Ihr Weiber habt Hasenherzen," antwortete schroff und mit Geringschätzung Marku. „Was schadet es, wenn wir uns schießen. Der Strohtod ist keine Ehre in unserer Sippe. Weder mein Großvater noch mein Urahne sind ihn gestorben. Die Kugel löschte sie alle aus, und sie mag auch mich treffen, wenn das Schicksal mich erfaßt. So sollen auch alle Söhne denken."

Drano schwieg, sie merkte, daß sie das Mißfallen ihres Gatten erregte, der von niemand im Hause Widerspruch duldete und keine andere Meinung neben der seinen gelten ließ. Marku e Zij verlangte unbedingten Gehorsam und Respekt von seinem Weibe und den Kindern. So war es Brauch von alters her.

Nach seiner Stammesgenossen Meinung hatte der schwarze Marku aber auch Anspruch darauf, trotzdem er nicht zu den sieben Adelsfamilien des Malissorenstammes gehörte. Nicht sein Reichtum an Schafen und Ziegen, sein großer Grundbesitz am Ufer des Skutarisees und auf den Bergen waren es, die ihm und seiner

Familie die große Achtung schafften, sondern vor allem seine Person selbst.

Aus dem braunen Gesicht sprang feinrückig, aber energisch die habichtartig gebogene Nase. Über den großen, schwarzen und brennenden Augen wölbten sich dichte, buschige Augenbrauen. Den etwas vollen Mund verdeckte ein mächtiger Schnurrbart, durch den beim Sprechen die starken weißen Zähne leuchteten. Nicht nur Augen, Nase und Brauen zeigten den heftigen, herrischen Charakter und Unbeugsamkeit des Willens an, sondern vor allem das massive Kinn. Es war in der Mitte durch eine senkrecht laufende Furche wie gespalten und schimmerte trotz täglichen und sorgfältigen Rasierens schwarz. Scharf wie eine Sichel zog sich von ihm der gewölbte Unterkiefer bis zum Ohre hin. Während der ganze Kopf in allen seinen Teilen stark ausgeprägt war, erschien das Hinterhaupt wenig entwickelt. Der starke, muskulöse Nacken stieg in fast gerader Linie bis zum Wirbel empor. Wenn Marku ging, glaubte man, er biege den stolzen Hals mit dem Haupte darauf nach hinten durch, so kerzengerade und straff war seine Haltung. Stolz, Herrschsucht, Härte und Kraft atmete die ganze Erscheinung.

Man wußte im Stamm den Grund seines düsteren Ernstes nicht. Die einen behaupteten, daß er keinen inneren Frieden habe, weil er vor Jahren einen Knaben erschossen hatte, dessen Sippe ihm von seines Vaters Zeiten her Blut schuldete, und von der er kein erwachsenes männliches Mitglied vor die Büchse kriegen konnte, so eifrig er ihr auch nachstellte; die anderen sagten, daß er so düster sei, seit der Pater Paskale ihn von der Kirche und den Sakramenten ausschließe, nachdem er einen Stammesangehörigen erschossen hatte und dafür keine Kirchenbuße tun wollte. Der schwarze

Marku bezahlte trotzdem regelmäßig seinen Zehnten an Schafen, Ziegen, Wolle, Mais und Honig an den Pfarrer, schickte auch jedes Jahr ein Almosen für Messelesen; aber der Pater mied sein Haus und er die Pfarrei. Eine dritte Partei meinte, daß er mit seinem Weibe unzufrieden sei, die er aus dem Stamme der Wassojewitschi im Sandschak Novibazar sich geholt habe. Die Gruda wußten, daß Marku und Drano als Kinder von den Eltern verlobt wurden, um eine alte beglichene Blutschuld beider Sippen in nunmehriger Freundschaft zu besiegeln. Marku bekam seine Verlobte nie zu Gesicht, denn er verließ die väterliche Kula in der Gemschlucht nur, um auf die Almen und zum See zu gehen oder Vieh nach Podgoritza zu verkaufen und dafür Mehl, Salz, Pulver und Lederwaren einzutauschen. Zwar sprach die Mutter, die nach dem Tode des in einem Grenzkampfe gegen die Kutschi*) gefallenen Gatten den einzigen Knaben erzog, oft von seiner Braut. Aber der heranwachsende Jüngling schwieg trotzig und kniff die Lippen aufeinander, wenn er von seiner Braut hörte. Er liebte seit langem Naïla, des Woiwoden Murad-Tahir Tochter vom Nachbarstamme der Clmenti, die er fast täglich sah, wenn sie die Schafherde wie er in die Berge zur Weide trieb. Das schöne, schlanke Mädchen mit den braunen Rehaugen und dem dunklen Haar hatte ihn rein verhext.

Mit den Worten: „Du mußt eine Helferin haben. Ich will heiraten," trat er kaum achtzehnjährig vor seine Mutter.

Als seine Mutter hörte, wer die Braut war, ging

---

*) Ehemaliger Albanesenstamm, der seit Jahrhunderten sich zu Montenegro gehalten hat und in ihm politisch und national ganz aufgegangen ist.

sie schweigend in ihr Gemach, holte eine große alte Silbermünze aus ihrer Truhe und hielt sie dem Sohne vor Augen.

„Hier! Sieh her!“ sprach sie scharf. „Diese Münze haben wir als festes Unterpfand deiner und Dranos Verlobung von ihren Eltern erhalten und die unsere dafür gegeben. Feierlich gaben wir unsere Bessa*) ewiger Freundschaft mit Dranos Eltern. Gehe also hin, nimm ein anderes Weib und schände die Bessa deiner Mutter als Dank für ihre Mühe und Not um dich und dein Erbe. Aber wisse, daß zehn Schritte genügen, um mich in das Wasser des Sem zu tragen, wenn du, bessabrüchig geworden, Naïla über die Schwelle führst. Und du wirst dann nicht nur ein Muttermörder, sondern der erste Bessabrecher in der Familie.“

Marku wurde bei diesen Worten blaß und rot. Das Wort „bessabrüchig“ brachte ihn zur Besinnung. Wenn auch voll Groll und heimlichen Zornes gegen seine aufgezwungene Braut, gab er doch seine Einwilligung, daß die Mutter alle Vorbereitungen zur baldigen Hochzeit traf.

Er sah seine Braut am Hochzeitstage zum ersten Male und empfing sie kalt und förmlich. Er suchte seine Enttäuschung zu verbergen, aber seine Mutter erkannte sofort, wie es ihm ums Herz war, trotz der Unbeweglichkeit in Mienen und Haltung. Marku verglich im stillen das große, derbe, knochige Mädchen, das ihn an Körpergröße fast überragte, mit der zierlichen, flinken und braunäugigen Naïla.

Marku nahm sich trotzig vor, bei den ersten triftigen Gründen ihr den breiten Ledergürtel, den sie wie alle Bergalbanesinnen um die Lenden gürtete, damit den

*) Schwur, Ehrenwort, Bürgschaft.

kurzen, nur bis zum Knie reichenden schwarzen Filzrock und das Hemd zusammenhaltend, zu zerschneiden und die kleinen Trotteln der verheirateten Frau, die sie an der Schulter der kurzen offenen Filzjacke als Vorrecht des verheirateten Weibes trug, ihr abzureißen. Mit dieser symbolischen Handlung schied er sich von ihr. Dann mußte sie zu den Eltern heimkehren, und sein Blut konnte von ihrer Sippe deshalb nicht gefordert werden.

Aber Drano ließ die kälteste Behandlung mit Demut über sich ergehen. Sie diente ihm und der Mutter wie eine Sklavin. Nie redete sie ihn unaufgefordert an. Holz schleppte sie auf ihrem Rücken von den Bergen und von dem drei Stunden entfernten Basar von Podgoritza Mehl, ohne zu murren.

Als die Mutter Markus sah, daß der Sohn keine Liebe zur Schwiegertochter empfand und ihr damit nichts raubte, auf das sie als Mutter hätte eifersüchtig werden können, schützte sie die ohne Murren und Klagen dienende Schwiegertochter, so gut es ging. Trotzdem Drano guter Hoffnung wurde, änderte Marku sein Benehmen nicht. Im Gegenteil, er haßte sie jetzt geradezu. Denn gebar sie einen Sohn, so wurde jede Scheidung unmöglich und alle Hoffnung auf eine schließliche Heirat mit Naïla für immer vernichtet. Markus Mutter dagegen frohlockte mit großmütterlichem Stolze, als der erste Sohn geboren wurde. Er hatte wie die Mutter graublaue Augen. Als sie Marku den Neugeborenen mit einem Segenswunsche aufs Knie legte und wartete, bis er ihr das Kind zurückgab zum Zeichen, daß er es als das seine anerkannte, nahm dieser es und reichte es der Mutter hastig wieder, ohne den Neugeborenen näher zu betrachten. Man nannte ihn Prenk.

Nach einem Jahre bekam Drano den zweiten Sohn,

und in sieben Jahren schenkte sie ihrem Gatten sechs Söhne, die alle am Leben blieben. Der zweite, Vuk, glich dem dunklen Vater, der dritte, Lesch, wieder der Mutter. Dann kamen Issa, Murad und als letzter der kleine Njin.

Bewundernd und glückwünschend ob so vieler Söhne und damit ebensovieler Gewehre sprachen die Nachbarn und Stammesgenossen zu Marku. Dranos Ansehen als Mutter von sechs Söhnen wuchs bei allen Weibern des Stammes. Vielleicht war es eine gewisse Eitelkeit auf seine Söhne, die Marku mit der Zeit seinem Weibe gegenüber milder stimmte. Er behandelte sie weniger rauh. Seine Abneigung ging zuletzt in ein gewisses Wohlwollen für sie über, besonders als er sah, wie trefflich sie die weißen Filzanzüge für Gatten und Söhne schneiderte und mit breiten schwarzen Wollborten verzierte.

Als die Schwiegermutter starb, hielt sich Drano sogar für glücklich, da sie jetzt wenigstens im Hause frei schalten und walten konnte. Marku hatte seit seiner Hochzeit nie wieder einen Fuß auf die Almen gesetzt, wo er die hübsche Naïla so oft getroffen hatte. Mit den Jahren söhnte er sich mit seinem Schicksal aus, und Naïlas Bild verblaßte vollständig in seiner Erinnerung. Gefürchtet, aber auch geachtet wegen seiner Rechtlichkeit und des Ansehens, das seine einmal gegebene Bessa genoß, wurde er das tatsächlich regierende Haupt des Stammes, trotzdem der Bülük Baschi als offizieller Vertreter in Skutari beim türkischen Pascha die Angelegenheiten des Grudastammes vertrat. Nicht zuletzt kam ihm sein großer Reichtum an Grundbesitz und Herden zustatten, da viele Stammesangehörige ihm verschuldet waren.

Marku beutete übrigens die Notlage seiner Stam-

mesgenossen nie aus, und je mehr seine Söhne heranwuchsen, um so größer wurde sein Einfluß. Denn jetzt bildete er mit den erwachsenen Söhnen eine Macht, der sich niemand mehr zu widersetzen wagte, wenn es in den Stammesversammlungen Anordnungen durchzusetzen gab. Njin war nun auch schon im zehnten Sommer. Noch zwei Jahre und auch er würde Gewehr, Revolver und Patronengürtel erhalten.

Njin ähnelte dem Vater äußerlich am meisten. Von ihm hatte er die dunkle Hautfarbe und die Augen geerbt. Während die erwachsenen Söhne in strengster Zucht gehalten wurden, durfte er sich schon etwas erlauben. Aber er mißbrauchte das Vorrecht nie, denn Njin war von Natur ein weiches Gemüt und liebte die Mutter tief und innig, während er den Vater mehr bewunderte und für ihn eine an Furcht grenzende Achtung hegte. Wohl machte auch er manchen übermütigen Streich, balgte und prügelte sich mit den Altersgenossen, wagte indes niemals ein ernstes Verbot zu übertreten, seitdem er den Vater den ältesten Bruder Prenk halb totschlagen sah.

Wie er von der Mutter hörte, sollte Prenk das Haus der vom ganzen Stamm verachteten Familie des Mail Dzona, die seit langen Jahren als türkische Spionin galt, betreten haben, um mit der schönen Tochter des Besitzers zu plaudern. Der Auftritt haftete unauslöschlich in des Knaben Gedächtnis, trotzdem er schon drei Jahre zurücklag.

Als ihm der Vater deshalb heute seine Bitte erfüllte, zum Gänserichkampf den stärksten der Herde aussuchen zu dürfen und ihn morgen am Patronsfeste gegen die anderen kämpfen zu lassen, war seine Freude eine geradezu ausgelassene. Jubelnd stürmte er aus der Kula den Fluß entlang, bis er in die Sumpfniederungen

des Sees kam, wo die Hütten der ärmeren Stammesgenossen standen. Die reichen Familien des Stammes hielten sich Gänseherden, die sie von den Anwohnern des Sees hüten und beaufsichtigen ließen, wofür diese dann jährlich eine bestimmte Zahl der Gänse erhielten. Auch Marku ließ dort seine Herde hüten. Njin griff den kräftigsten Ganser aus der Schar und lief, das Tier unter dem Arm, eilig heimwärts. Die Beißversuche, die der Gefangene machte, wehrte er lachend und scherzend ab. „Beiß nur und wehr dich! Um so besser wirst du morgen die anderen zerraufen, wenn du schon vor mir keine Furcht hast," dachte er.

Als er vor der Kula ankam, trat gerade die Mutter heraus. „Bring den Ganser in den Stall und hole von dort zugleich Holz für das Feuer!" gebot sie. Dann trat sie aus dem Hoftor und legte die Hände wie einen Schalltrichter an den Mund. Sie rief in langen Tönen mit erstaunlich hallender Stimme flußaufwärts in die Schlucht empor die Söhne zum Essen. Hoch über ihr kam in langen Pausen Antwort, daß sie verstanden sei. Dann gab der zunächst befindliche Sohn das Signal weiter, um die anderen entfernteren Brüder zu benachrichtigen.

Die Kula, der Hof des schwarzen Marku, lag versteckt in einem Winkel der Felswand, dort, wo der Fluß ein zungenartig geformtes Stück Land gebildet hatte. Es mochte vielleicht achtzig Schritte lang und an der geräumigsten Stelle, wo das Haus stand, fünfundzwanzig Schritte breit sein; flußabwärts lief dieser schmale Streifen spitz zu. Eine hohe Mauer mit festem Hoftor aus Eichenholzplatten, die sich an das Wohnhaus anschloß, bildete die Grenze des Besitzes dem Flusse zu, während die andere Seite von der steilen, zweihundert Meter hohen Felswand der Schlucht ge-

bildet wurde. Ein kleiner Eckturm sprang über den Winkel der Felswand hervor. Aus seinen Schießscharten konnte das schmale Tal sowohl flußaufwärts wie flußabwärts eine Strecke weit übersehen werden, da der Sem hier keine Krümmung machte. Trat man aus der Haustür auf den Hof, so sah man zuerst zahlreiche Bienenstöcke herumstehen. Statt der Körbe bestanden sie aus dem ausgehöhlten ellenhohen Stück eines Baumstammes, das oben und unten einfach durch ein Brett geschlossen wurde. Am unteren Brett war ein Schlitz als Ausflugloch für die fleißigen Tiere. Mitten im Hofe reckte ein riesiger alter Maulbeerbaum voll goldgelber Beerenfrüchte seine Zweige in die Luft. An der anderen Seite des Hofes, der Kula gegenüber, war der Schweinestall, der sich unmittelbar an die Felswand lehnte. Das Quieken von Ferkeln zeigte, daß er gut besetzt war. Das spitz auslaufende Ende der Besitzung nahm ein kleiner Gemüsegarten ein, in dem Knoblauch, Zwiebeln, Bohnen und Tabak gezogen wurden.

Eine Stunde, nachdem Drano gerufen, kam Issa, der vierte der Söhne, als letzter atemlos in die Kula gestürzt: „Vater, ich habe Noz-Col getroffen, er sprach mich um Brot und Wasser an."

„Bist du sicher, daß er es war?"

„Er sagte es selbst und lachte, daß die Türken in Skutari den Preis auf seinen Kopf wieder um fünfzig Pfund erhöht hätten. Das wußte er auch schon, trotzdem es erst heute in den Dörfern bekannt gemacht worden ist."

„Er ist ein Mann, ein rechter Mann, und sie werden ihn lebend nie fangen," sprach Marku, „und vom Stamm wird keiner ihn verraten oder töten. Höchstens die Bande des Mail Dzona, die auch sicherlich den Ulla verraten hat, als er der Bessa ihres Hauses traute.

Denn wenn die Dzona auch mit gefangen und ins Gefängnis geworfen wurden, so glaubt ihnen doch kein Mensch, daß sie nicht die Türken heimlich benachrichtigt haben, um nächtlich das Haus umzingeln zu lassen. Die neuen seidenen Schale und die neuen Büchsen wurden zu früh von dem Judasgeld angeschafft. Diese eidbrüchige Bande ist die einzige, die den Noz-Col verraten könnte. Wenn ihn einer von euch sehen sollte, warnt ihn dringend vor dieser Brut."

Marku sah bei diesen Worten scharf seinen ältesten Sohn an, der über und über rot wurde. Dann setzten Marku und die Söhne sich zum Abendessen auf den Boden mit untergeschlagenen Beinen nieder.

Drano stand während des Mahles von Gatten und erwachsenen Söhnen, um sie zu bedienen, wie es die strenge uralte Sitte vorschrieb. Die Reste des Mahles trug sie ins Frauengemach, um dort mit Njin zu essen. Solange er nicht zum waffenfähigen Mann erklärt wurde, schlief er bei ihr im Frauengemach und aß an ihrem Tisch.

Nach dem Abendessen verriegelte Marku das Hoftor mit dicken Querbalken und ließ in den schmalen Schießscharten der meterdicken Mauern aus unbehauenen Kalksteinen Felsplatten oder dicke Eichenbretter, in Rillen laufend, herunter, um alles ritzendicht zu verschließen.

Drano breitete im Männerraume die Decken und Felle aufs Stroh zum Nachtlager für Gatten und Söhne aus und zog sich dann mit dem müden Njin ins Frauengemach zurück. Noch im Halbschlummer hörte sie die Männer eifrig über das unerwartete Auftreten des berühmten Giakfuren Noz-Col unter den Gruda sprechen. Sie saßen am Herdfeuer, das sich an der Rückwand des Zimmers befand, und plauderten länger

als sonst, denn Noz-Col, der schon ein halbes Dutzend ihn verfolgender türkischer Gendarmen und ebensoviele Soldaten erschossen hatte, bildete seit zwei Jahren das Tagesgespräch aller Stämme am See. Und nun war er unter den Gruda aufgetaucht, wahrscheinlich wurde ihm der Boden bei den Retschi-Loja, den Slaku und den Bschkaschi zu heiß.

Die Männer blieben heute bis tief in die Nacht hinein auf. Dabei drehten sie geschickt aus goldgelbem, wie Haare feingeschnittenem und aromatisch duftendem Tabak eine Zigarette nach der anderen, bis auch bei ihnen die Müdigkeit sich meldete. Marku deckte die glimmenden Holzkohlen mit Asche zu; so hielt sich die Glut bis zum anderen Tage, und man sparte Stroh und Reiser zum Anmachen. Dann zog er die Bundschuhe aus und hing die weiße Filzkappe an einen Nagel. Es war das Zeichen zum Schlafengehen. Die Söhne taten dasselbe und wickelten sich, ohne die übrigen Kleider auszuziehen, in ihre Decken. Das tiefe Schnarchen störte keinen der Schläfer, die mit Tagesgrauen aufzustehen und bis Sonnenuntergang in der freien, reinen Bergluft den Herden über Stock und Stein auf beschwerlichen Pfaden zu folgen pflegten und müde und abgespannt abends die heimische Kula betraten.

Rauschend, brausend, gurgelnd und stöhnend jagte der Sem an den Mauern der Kula vorbei sein kristallklares Wasser in der unheimlich finster gewordenen Schlucht dem See zu und sang auch heute wie jede Nacht dem schwarzen Marku mit den Seinen das alte Schlummerlied.

2.

Ein heißer Augustmorgen brach an. Wie verloren segelten einige Wolken, schneeigen Schwänen gleich, durch

die azurfarbene Himmelsflut, bis auch sie verschwanden und eine fleckenlos tiefblaue Halbkugel sich über die leuchtenden Zacken der albanischen Alpenwelt wölbte.

Noch ehe die Nacht ihre schwarzen Schleier von den zerrissenen Gipfeln und Tälern des Prokletija ganz gehoben hatte, war Njin vom Lager aufgesprungen und lief mit bloßen Füßen zum Stall, wo sich der Ganser befand, um ihm Mais und Wasser zu geben. Der Knabe fieberte beinahe vor Aufregung und malte sich im Geiste den Triumph aus, wenn sein Gänserich die feindlichen alle ohne Ausnahme in die Flucht treiben würde. Denn daß sein Tier siegen würde, davon war er fest überzeugt. Der Ruhm verwirrte ihn schon jetzt.

Im Männergemach erhob man sich später. Das Patronsfest der Kirche sollte am heutigen Sonntage vom ganzen Stamme nach uralter Sitte mit einem großen Volksfest gefeiert werden. Die Herden im Gebirge wurden an diesem Tage gänzlich den gemieteten Hirten überlassen. Diese Hirten bestanden vielfach aus Blutsflüchtlingen fremder Stämme, die einen Totschlag begangen hatten oder als nächste Verwandte eines Mörders mit diesem in Blut gefallen waren und deshalb aus dem Stamme für Jahre flüchten mußten. Sie verdienten sich als Hirten auf fremdem Boden ihren kargen Unterhalt, bis ihnen daheim durch die Pfarrer ein Waffenstillstand oder Verzeihung verschafft wurde.

Für den schwarzen Marku und seine Söhne holte Drano die besten Kleider hervor, während die Männer die Läufe ihrer Gewehre blanker als sonst putzten. Denn am Patronsfeste fand jedes Jahr das große Wettschießen der Männer statt. Die Jugend erfreute sich dafür an Wettläufen und den Gänserichkämpfen.

Die runde Filzkappe umwickelten alle Männer der Sitte gemäß mit einem weißen, schleierartigen Tuch,

das Stirn, Kopf, Nacken und Hals umhüllte, so daß die dunkelgebräunten Gesichter doppelt von dem weißen Rahmen abstachen. Besonders Marku selbst wirkte geradezu wie ein nach Norden verpflanzter Araber Tripolitaniens. Nur Njin trug, da er noch ein Knabe war, eine kleine, runde Kappe aus weißem Filz ohne Tuch. Die Mutter Drano holte aus einer schweren buntbemalten eichenen Truhe des Frauengemaches ihre Gehänge aus Silber- und Goldmünzen hervor und bedeckte damit Stirn und Brust bis zum breiten Ledergürtel hinunter, so daß die Münzen bei jedem Schritte klirrten. Die buntbestickte Schürze aus Wollstoff, die sie heute anlegte, zeigte verschwenderischer als die gewöhnliche am Werktage rote Farben, das Vorrecht der verheirateten Frauen des Stammes. Es fehlte nur noch der kleine neue Filzdeckel mit Quasten, den sie als Kopfbedeckung anlegen wollte. Sie fand ihn nicht gleich und wühlte eifrig unter den Kleidungsstücken. Endlich griff sie den Deckel und zog ihn hervor. Aber im selben Augenblicke schrie sie laut auf, blaß vor Schrecken. Sie hatte ein dabei liegendes schwarzes Tuch erfaßt und hielt es mit dem Filzdeckel zusammen in der Hand. Es war eine Art Flor, den die Frauen der Berge bei Todesfällen des Gatten oder eines erwachsenen Sohnes zu tragen pflegten. Der Flor, den sie da ergriffen hatte, stammte von ihrer Schwiegermutter her, die ihn aus Trauer um den gefallenen Gatten getragen hatte. Marku hob ihn als Andenken an seine Mutter auf, die seine einzige, selbstlose und reine Liebe genossen hatte. Abergläubisch wie alle Skipetarinnen, bedeutete das unvermutete Anfassen des Trauertuches ein großes Unglück für Drano. Daher ihr Entsetzen.

„Jesus, Maria, steht mir bei!“ flüsterte sie. Der Schreck über das hervorgezogene Tuch rief ihr deutlich

den fast verblaßten Traum der vergangenen Nacht ins Gedächtnis zurück. Sie hatte geträumt, wie die Dominika, des Gori Niks Weib, auf ihre Kula zukam und ihr die Hand reichte. Das war die Vaitoiza, das Klageweib des Stammes. Aber die Vaitoiza lud trotz der Trauerkleidung nicht zu einer Totenklage, wie sie erwartet hatte, sondern zur Hochzeit. Drano wollte sie eben wegen des sonderbaren Aufzuges fragen, als das Weib sich in einen durchsichtigen Schemen verwandelte und boshaft lächelnd winkte, ihr flußabwärts in die kahle, steinige Ebene nach Tuzi zu folgen. Drano fühlte dann ebenfalls, daß ihr Körper wie ein Vogel durch die Luft flog. Aber im Begriff, die Vaitoiza einzuholen, verwandelte sich diese in eine schwarze Riesenwolke, die sich auf dem letzten, alleinstehenden Hügel der Ebene nach Podgoritza zu niederließ, und aus der ihr plötzlich das weiße Gesicht des unheimlichen Weibes schadenfroh entgegengrinste. Dann erwachte sie.

Als Drano jetzt den Traum überdachte, nahmen die Unruhe und das Grauen vor einem Unglück zu. Wie alle Weiber dieser Alpenwelt und ihrer Stämme suchte sie sich den Traum zu deuten; aber sie kam nicht ins reine damit. Das Erscheinen des Klageweibes bedeutete Glück, anderseits aber die Einladung zur Hochzeit einen Trauerfall, denn nach dem Glauben der Malzoren bringen Träume immer das Gegenteil von dem, was man in ihnen erlebt oder gesehen hat.

Nun, zum heutigen Patronsfeste kam ja wie alljährlich eine Zigeunertruppe. Das beste war also, bei den Weibern dieses unsagbar verachteten Stammes sich den Traum deuten und die Zukunft weissagen zu lassen. Man mußte das Gesindel beim Feste dulden, weil man sie als Schmiede und Schlosser nicht entbehren konnte, denn welch ehrlicher Mensch mag dies Hand-

werk noch ausüben, das durch die Zigeuner erst entehrt und dann von ihnen ausschließlich mit Beschlag belegt ist? Ihre Weiber kannten geheimnisvolle Zauberkünste, sagten den Frauen in gesegneten Umständen, ob das zu erwartende Kind der heißersehnte Knabe sein werde, gaben Zauber gegen Kinderlosigkeit und konnten vor Unglück und Mißgeschick warnen. Und die Malzorinnen der Stämme am See glaubten fest an die Prophezeiungen dieser schmutzigen und mit geheimer Furcht betrachteten frechen und zudringlichen Zigeunerweiber.

Da man am Patronsfeste dem Pfarrer den Zehnten darbrachte und eine dicke Wachskerze zu Ehren des Heiligen opferte, so beschloß Drano heute eine besonders große Gabe zu stiften und seine Fürbitte bei Gott zu erflehen. Sie holte statt der einen großen Kerze aus goldgelbem, selbstgeerntetem Wachs ihrer zahlreichen Bienenstöcke deren drei, band die Opanken um die Füße mit den dicken, kurzen Wollsocken darin fester und verließ die Kula, um gleichfalls den Weg zum Gottesdienste anzutreten.

Die Männer waren schon unterwegs. Einer mußte hinter dem anderen gehen, denn der schmale Weg neben dem tosenden Sem, dicht an dem Fuße der Felsenschlucht sich hinziehend, ließ ein Nebeneinandergehen nicht zu. Marku e Zij bildete die Spitze des Zuges, und Njin mit dem bösen Gänserich unter dem Arme beschloß ihn.

Drano mußte ungefähr sechshundert Schritte flußaufwärts wandern, bis sie den halsbrecherischen Pfad erreichte, der schräg von unten nach oben, kaum einen Fuß breit, an der fast senkrechten Wand aufwärts führte, bis er am Rande der Hochebene, wo der größere Teil des Stammes um die Kirche wohnte, ganz unvermittelt endete. Sie atmete tief auf und wischte sich mit ihrer

bunten Wollschürze den Schweiß von der Stirn, ehe sie zur Kirche schritt, die nicht weit vom Rande der Schlucht mit ihren in der hellen Sonne blendendweiß stehenden Mauern friedlich winkte.

Der Pfarrer Paskale, ein Franziskanerpater von ungefähr dreißig Jahren, lebte schlecht und recht mit seinen fast durchweg sehr armen Pfarrkindern von dem, was sie ihm freiwillig als Zehnten brachten. Einige hundert Kronen zahlte ihm die österreichische Regierung als Protektorin der albanisch-türkischen Christen.

Nach dem Gottesdienste begaben sich die Männer zur Pfarrei, um den Zehnten in Gestalt von Hühnern, Lämmern, Wolle, Mais und aromatisch duftendem Berghonig von bernsteingelber Farbe abzuliefern.

Sie küßten beim Eintritt in das Haus dem Pfarrer die Hand. Er begrüßte sie alle herzlich und ließ von der alten Haushälterin, einem verhutzelten, aber noch flinken Weibe in grauen Haaren, die Gaben in eine angebaute Kammer tragen. Wundern mußte man sich, daß der Fußboden aus Brettern mit fingerbreiten Ritzen nicht brach, so baufällig war die Wohnung des Geistlichen, wo er in gottergebener Armut hauste und seine wilden Schäflein hütete. Die Weiber brachten lange, dicke Kerzen von gelbem Wachs als Gabe für die Beleuchtung des Altars. Nur Marku zog sechs türkische Goldpfunde aus dem Gürtel und reichte sie Pater Paskale mit einer stolzen Feierlichkeit.

Dieser dankte und bat den schwarzen Marku, heute sein auserwählter Gast zu sein, ließ sich auch nichts von dem alten Gegensatz, der zwischen ihnen waltete, merken. Heute war ja der ganze Stamm ohne Unterschied des Glaubens gekommen, denn auch die Mohammedaner unter den Gruda kamen, um ihre Gaben zu bringen. So sonderbar es klingt: in den Alpen am Skutarisee

feiern Mohammedaner und Christen das Patronsfest vielfach gemeinsam. Es ist, als ob eine dunkle Erinnerung in allen fortlebt, daß die kirchliche Spaltung erst einige Generationen zurückliegt, und daß sich an diesem Tage alle als Kinder eines Volkes zu fühlen haben. Gegen Mittag ließ der Pater Paskale sein ganzes Mobiliar in Gestalt von fünf Stühlen und einer Bank nebst Tisch vor die Pfarrei unter eine große Buche schaffen und setzte sich dort selbst in den Kreis der Gäste nieder, um den Volksbelustigungen zuzusehen und mit den Pfarrkindern und den mohammedanischen Gästen zu plaudern.

Marku saß unter den Vornehmsten der Gruda, den sieben Häuptern der Woiwodenfamilien und den Ältesten des Stammes, trotzdem er kein Ehrenamt bekleidete. Stolz und Befriedigung kamen auf sein Gesicht, so oft die Woiwoden und der Pfarrer ihm zutranken. Und dieser Mann, das Abbild der Kraft, der Männlichkeit und des Stolzes, erschien doch wie ein großes, eitles Kind, wenn er häufig, scheinbar zufällig, seine Uhr, die an der dicken Silberkette um den Hals befestigt war und im Gürtel steckte, herauszog, um nach der Zeit zu sehen. Niemand im Stamm besaß nämlich eine Uhr mit so buntbemaltem Zifferblatt und mit einem kleinen Knauf zum Aufdrehen daran. Einige Woiwoden und der Pater selbst trugen nur alte Zylinderuhren, die man mit einem Schlüssel aufziehen mußte.

Gemessen und zurückhaltend wie sein Äußeres war auch seine Rede; man fühlte den Stolz und das Selbstbewußtsein des reichsten und einflußreichsten Mannes aus jeder Bewegung und Miene. Die weniger wohlhabenden Männer der Gruda umstanden den Kreis des Pfarrers und der Woiwoden; sie mischten sich lebhaft in das Gespräch der Sitzenden und zeigten jene

Freiheit und Wohlerzogenheit ohne Frechheit und Aufdringlichkeit im Verkehr mit den sozial Höherstehenden, wie sie unter einem wirklich sich frei und unabhängig fühlenden Volk jeder hat, der entschlossen ist, mit seinem Leben für seine Bessa und zur Wahrung seiner Ehre auch gegen die Höchsten und Mächtigsten einzutreten.

Natürlich drehte sich die Unterhaltung um das Auftauchen des berühmten Noz-Col und die Aussichten der türkischen Behörden, ihn zu fangen, der ihnen den Anführer der Gendarmerie und andere Leute bei Verfolgungen erschossen hatte und immer wieder entkommen war. Mehrere behaupteten, ihn gesehen und deutlich erkannt zu haben. Marku aber, der am sichersten den Beweis von seiner Anwesenheit in den Bergen des Stammes durch seinen Sohn erbringen konnte, schwieg absichtlich. Niemand war sicher, ob nicht ein feindlicher Spion der türkischen Behörden, deren es in jedem Stamme gab, unter den Anwesenden stand.

Die Frauen blieben abseits von den Männern unter sich. Nur einige Zigeunerweiber trieben sich mit dreisten Mienen und Reden an der Buche zwischen den Männern bettelnd umher. Sie trugen kurze Jacken und Hosen aus schreiend buntgewebtem Kattun und boten mit ihren ungekämmten Haaren ein geradezu abschreckendes Bild des Schmutzes, der Verkommenheit und Zerlumptheit. Kein Wunder, daß die Malzoren der Berge das stets bettelnde, diebische Gesindel wie räudige Hunde betrachteten und es nicht in der Nähe ihrer Häuser duldeten.

Gleich dem fahrenden Gauklervolke im zivilisierten Europa kannten die Zigeuner, obgleich sich zu den Mohammedanern haltend, doch alle Kirchenfeste der verschiedenen Stämme. Sie zogen von einem Ort zum anderen und schlugen abseits von den Kula ihre rost-

braunen Zelte, die sich wie große Turbane von den hellen Kalkfelsen abhoben, im Schatten der hundertjährigen Kastanien auf. Nur Hunde und halbnackte Kinder belebten das Zeltlager. Ein altes Weib führte die Aufsicht. Zu ihrem Zelt sah man von Zeit zu Zeit verstohlen und ängstlich sich umblickende Weiber der Gruda gehen, junge und alte, um sich die Zukunft wahrsagen zu lassen, Liebestränke zu kaufen oder Amulette gegen den Syni-y-Kek (bösen Blick) einzuhandeln.

Auch Drano, die keine Ruhe über ihren Traum und die anderen Vorzeichen finden konnte, stahl sich aus der Gruppe der Frauen, die am Kirchplatz schwatzend saßen, und suchte die alte Zigeunerin auf.

Sie traf Zorka hinter ihrem Zelt, wie sie gerade eine kurze Tonpfeife rauchte und in einem Kochtopf rührte. Ein Huhn und Gemüse schmorte darin.

Zorka beachtete Drano nicht und gab keine Antwort auf ihren Gruß. Ihrer Macht sich wohl bewußt, die sie auf die abergläubischen Bäuerinnen ausübte, behandelte sie selbst das Weib des vornehmen Marku verächtlich und schroff. „Ich habe heute keine Zeit,“ begann sie endlich, „komme ein anderes Mal.“ Sie sah mit ihren Geieraugen gleich das Gedrückte und die Sorge in Dranos Gesicht. Hier hieß es möglichst viel Geld herauspressen. Denn das Weib des reichen Marku e Zij war ihr von Podgoritza her wohlbekannt. Dort haust eine große Zigeunerkolonie, ausgespieen von den Mohammedanern der Altstadt und zurückgewiesen von den neuen christlichen Herren dieses im Jahre 1879 von den Türken abgetretenen Stückes Oberalbaniens, im Flußbett der Ribnitza inmitten ihrer Schmiedewerkstätten. Der schwarze Marku pflegte jedes Jahr große Teile seiner Herden an die Schlächter von Podgoritza zu verkaufen, und Drano besuchte zweimal

wöchentlich den Markt, von dem sie stets schwerbeladen mit Mehl, Zucker, Kaffee und Reis heimkehrte.

„Ich biete dir ein gutes Stück Geld, wenn du mir den Wunsch erfüllst," sprach Drano fast flehend.

„Nein, heute nicht. Bin müde, komme morgen wieder. Wir bleiben drei Tage im Stamme."

„Wenn ich dir eine Krone gebe — auch dann nicht?"

„Zeige sie!" forderte mißtrauisch die Alte.

„Hier, sieh her — eine echte Krone!" Drano warf das Geldstück auf den Boden, daß es klirrte.

Eine ganze Krone! Alle Weiber zusammen gaben ihr nicht so viel. Bares Geld ist selten in den Bergen. Maiskolben, eine Taube, höchstens ein mageres Huhn oder einige Para bekam sie von ihnen.

„Gib sie her. Dann wollen wir sehen," sprach Zorka.

Drano warf der Zigeunerin das Geldstück hin. Die griff gierig danach und verbarg es in ihrem Gürtel. Dann ging sie in ihr Zelt und holte einen kleinen Beutel aus Ziegenleder, den sie mit einer Schnur zugezogen hatte.

Als Zorka sich auf den Boden niedersetzte, bereute sie schon ihre schnelle Zusage, denn sie sah an den gespannten, ängstlichen Zügen Dranos deren innere Aufregung und Qual nur zu deutlich. „Nein, es ist zu wenig, ich will dir deine Krone wiedergeben," sagte sie.

„Du hast es versprochen. Jetzt halte dein Wort wie ich das meine."

„Lege noch zwei Piaster zu."

„Gut — hier! Jetzt aber schnell!"

Drano warf ihr noch zwei Piaster hin, die die Alte gierig ergriff und erst untersuchte, ob sie auch echt waren, ehe sie ebenfalls in ihrem Gürtel verschwanden.

Endlich zog sie die Schnur des Beutels auf und

hielt ihn Drano hin. „Wirf das Gebein gut durcheinander!“ befahl die Alte kurz.

Drano griff mit zitternder Hand hinein und mischte den Inhalt, daß es leise klapperte.

Zorka führte jetzt den Beutel an ihren zahnlosen Mund und murmelte die Zauberformeln hinein. Alsdann holte sie eine große Handvoll Knochen aus dem Beutel und warf sie in die Luft. Sie fielen zerstreut und bunt durcheinander vor ihr nieder.

Es war eine seltsame Mischung von Uhu- und Kauzköpfen; dazwischen lange, schmale und weiße Knochenplättchen mit geheimnisvollen Zeichen bekratzt; auch das Stück Kinnlade eines Wolfes, noch mit den starken Zähnen darin, sah man am Boden liegen.

Die Alte drehte sorgfältig die Knochenplatten um. Die aber, die mit der gezeichneten Seite nach oben lagen, ließ sie unberührt.

Auf einigen konnte man ohne Mühe eine Gewehrkugel, ein Kreuz und einen Baum erkennen. Andere trugen den rohen Umriß eines Männerkopfes oder verschiedene Tiere. Bedächtig das strähnige Haupthaar schüttelnd, murmelte die Prophetin wie traumverloren vor sich hin und legte einige Knochenstücke nebeneinander, als ob sie eine gewisse Ordnung hervorbringen wollte. Sie schien Drano ganz vergessen zu haben, so versunken war sie in ihre Betrachtungen.

Drano glühten die Wangen wie im Fieber, sie verschlang mit halb neugierigen, halb ängstlichen Augen bald die Zeichen, bald die Zigeunerin. Sie bebte vor Aufregung. Als sie reden wollte, weil die Fassung sie zu verlassen drohte, hob die Alte die rechte Hand zum Zeichen des Schweigens und murmelte weiter, ohne die starren Augen von den Zeichen zu erheben. Dann schwieg sie einen Augenblick still und hüstelte. Nach-

dem sie ausgespieen hatte, gab sie, die Augen noch immer auf die jetzt geordneten Knochen gerichtet, ihren Spruch:

„Wenn der Fremdling um ein Dach dich fragt,
Wenn die Sau die Frucht am Maulbeer nagt.
Hütet Pulver, Flinte und Blei,
Denn der Tod geht dicht vorbei!“

„Du machst mir Furcht. Was soll der Spruch?“ fragte Drano.

„Weiß ich's? Lege ihn dir doch selbst aus!“

„Ich gab dir mehr, als du zuerst wolltest, und nun sagst du mir so Schlimmes.“

„Habe ich die Zeichen gemischt oder du? Habe ich sie gelegt? Sie fielen von selber so. Du hast es gesehen mit deinen Augen, wie Kugel, Kreuz und der Schweinskopf mit dem Baum zusammenfielen. — Oder lüge ich?“

„In der Tat — ich mischte sie,“ seufzte Drano und erhob sich.

„Willst du mir nicht noch einen Piaster zugeben?“ bettelte Zorka.

„Nein,“ sagte Drano schroff, „keinen Para mehr.“ Sie drehte der Alten den Rücken und ging davon.

„Herzchen mein, nur langsam, langsam! Du wirst mir schon noch einen Piaster bringen!“ rief die Zigeunerin ihr drohend nach.

Drano sah sich nicht um, sondern ging schnell weiter, dem Festplatz an der Kirche zu. Aber je weiter sie sich von dem Zelte Zorkas entfernte, um so langsamer wurden ihre Schritte. Schon dicht an der Kirche blieb sie plötzlich stehen. Die Furcht, sich die böse Hexe zur Feindin gemacht zu haben, war mit jedem Schritt gewachsen. Bei dem allgemeinen Aberglauben vor Verzauberung und Besprechung besiegte die Angst vor

der Alten ihren Unmut über deren Habsucht. Und ehe Drano es selbst wußte, drehte sie um und ging den Weg zurück.

Zorka empfing sie mit höhnischem Lächeln. „Ich wußte es ja, daß du wiederkommen würdest,“ redete sie halb boshaft, halb erfreut das Weib des schwarzen Marku an.

Drano warf schweigend noch zwei Piaster der Alten zu, dann kehrte sie mehr laufend als gehend zur Kirche zurück.

Zorka sah der Davoneilenden mit grimmiger Schadenfreude nach. „Sie fragen uns erst, und dann behandeln sie uns wie räudige Hunde!“ murmelte sie. „Aber endlich habe ich meine Rache für die zerschlagenen Knochen, die der schwarze Marku meinem Enkel um ein lumpiges Zicklein besorgte. Nicht ein Stück darf man nehmen von ihrem Reichtum. Jetzt sollst du dafür Sorge und Angst ausstehen, du und deine ganze hartherzige Sippe.“

Auch die Männer der Berge sind nicht weniger abergläubisch als die Weiber, und sie hoffte, daß Drano durch ihren heimgebrachten Spruch alle Angehörigen der Familie in große Unruhe stürzen würde.

Drano warf sich, in der Kirche angekommen, vor einem Muttergottesbilde, das in einer Ecke der Kirche stand, nieder und bat um ihre Fürsprache vor Gottes Thron.

Sie bereute es tief, daß sie die Sünde auf sich genommen und wieder bei der wahrsagenden Zigeunerin gewesen war. Ohne Trost und Ruhe zu finden, trat sie aus dem stillen Gotteshause, um unter die Menge zu gehen, die trinkend, singend und tanzend den Tag feierte.

An der Buche entstand jetzt eine Bewegung. Der

Pfarrer hatte sich erhoben, um den Glanzpunkt des Festes, das Wettschießen, anzukündigen.

Von den Vornehmsten geleitet, ging er einige fünfzig Schritte von der Kirche auf einen sanften Abhang zu, der sich, nur mit niedrigem, ärmlichem Gestrüpp bewachsen, allmählich bis zur Höhe ausdehnte, wo die türkischen Blockhäuser mit ihren Soldaten blendendweiß herabschauten. In einhundertundfünfzig Schritte Entfernung sah man einen mit Kalk angestrichenen Stein sich senkrecht vom Boden erheben, knapp einen Meter hoch und einen halben breit. Ein schwarzer Kreis war darauf gemalt. Ihn zu treffen war das Ziel und der Ehrgeiz jedes Schützen.

Dem Pater Paskale wurde ein Gewehr vom Bairaktar überreicht. Der Geistliche nahm es, um mit dem ersten Schuß den Wettkampf zu eröffnen. Aber er war ein schlechter Schütze im Gegensatz zu manchem seiner Amtsbrüder, die mit dem Gewehr ihren Pfarrkindern in der Schießkunst den Rang streitig machten. Pater Paskale fehlte das Ziel und gab gutmütig lachend das Gewehr zurück.

Dann schoß der Bairaktar. Dem Range nach mußten jetzt die drei Woiwoden vom Uradel kommen und dann die vier anderen, die erst von den Türken vor einhundertundfünfzig Jahren ihren Adelstitel erhalten hatten. Aber wie nach einem bestimmten Übereinkommen traten alle zurück und ließen Marku e Zij den Vortritt.

Der schwarze Marku lehnte bescheiden die Ehrung ab, und das alte Spiel begann, das die Teilnehmer jedes Jahr von neuem erlebten. Man sah seinen Stolz aus jedem Gesichtszuge leuchten und kannte dieses Weigern, bis er sich schließlich förmlich zu diesem Vortritt nötigen ließ.

Marku legte jetzt bedächtig die blanke Büchse an

die Wange und zielte. Das Licht blendete. Er setzte wieder ab. Er wußte, daß die Augen aller Männer auf ihn gerichtet waren, und fürchtete zu fehlen.

Wieder legte er an und zog den Drücker.

Die Gruda, die mit größtem Eifer dem Lieblingstun der wehrhaften Skipetaren beiwohnten, erwarteten gespannt den Aufschlag der Kugel. Einige Knaben rannten zur Scheibe um die Wette, und der erste rief triumphierend, daß die Kugel fast den Mittelpunkt der Scheibe getroffen habe.

Marku nickte befriedigt, denn sein Ruf als bester Schütze war für dieses Jahr wieder gewahrt. Er gab dem schnellen Burschen, der den guten Schuß verkündete, eine ganze Krone, wie immer, wenn er sich als Schütze auszeichnete.

Nachdem auch die Woiwoden geschossen, drängten die übrigen Männer des Stammes durcheinander. Marku blieb mit den Adelshäuptern noch stehen, um seine Söhne zu beobachten. Er sparte kein Geld, um sie zu guten Schützen zu machen, und kaufte ihnen trotz der hohen Preise Patronen, so viel sie wollten. Vier von den Söhnen trafen den Kreis.

Als letzter trat Prenk an, schoß und fehlte die Scheibe. Fast einen Meter von dem Stein mit dem Ziele sah man eine kleine Staubwolke aufwirbeln.

Marku warf ihm einen zornigen Blick zu, sprach aber kein Wort des Verdrusses, während ringsumher Männer und auch einzelne fernstehende Weiber in lautes spottendes Lachen ausbrachen. Es schnitt Prenk durch die Seele. Vor dem ganzen Stamme hatte er bis jetzt den schlechtesten Schuß abgegeben.

„Die Büchse ist alt und schießt schlecht,“ meinte er verlegen zum Vater. „Ich habe es dir schon immer gesagt, daß ich eine andere haben muß.“

„Warum treffen denn deine vier Brüder und ich besser? Wir haben auch dieselbe Büchse wie du. An dir liegt es, nicht an der Büchse. Schimpft nicht der ungeschickte Reiter, der vom Esel fällt, immer das Tier?“ antwortete kurz Marku voll inneren Zornes.

„Paßt mal auf! Jetzt kommen wir!“ rief laut und prahlerisch ein junger Skipetare, dessen rote Weste von schwerer Goldstickerei leuchtete und dessen Lenden ein herrlicher buntseidener Schal umspannte.

Alle sahen auf den sich lärmend vordrängenden Zek, den Sohn des Mail Dẑona. Vielleicht hatte er zuviel Raki getrunken, daß er sich so laut gebärdete.

Sein Vater Mail, gleichfalls in bester Gewandung, die zu der sonst sprichwörtlichen Armut der Dẑona nicht paßte, ermunterte prahlerisch den Sohn: „Ja, jetzt wollen wir unsere neuen Büchsen zeigen. Ziel gut! Den Mittelpunkt werden wir beide heute treffen. Paßt nur auf!“

Niemand gab ihnen Antwort. Jeder betrachtete aufmerksam ihre neuen modernen Repetiergewehre, die außer ihnen kein Gruda sich anschaffen konnte, weil der Preis zu hoch war und weil die Türken jedes moderne Gewehr einzogen. Nur Mail Dẑona und sein Sohn Zek waren die beneidenswerten Besitzer solcher Mausergewehre, wie sie die türkische Armee seit einiger Zeit führte.

Das ganze Gebaren der beiden Dẑona sollte ungezwungen und lustig erscheinen, bewirkte aber nur das Gegenteil. Es war ja ein offenes Geheimnis, daß sie seit Jahren dem Pascha in Skutari Spionendienste leisteten, alles berichteten, was im Stamme vorging, und dafür bezahlt wurden. Die letzte Kette des Beweises ihrer Verräterei lag in der Gefangennahme des Nik-Ulla, der vor einiger Zeit in ihrer Kula von türkischen

Gendarmen aufgehoben wurde. Die modernen Gewehre und ein Teil des Kopfpreises waren ihre Belohnung, das stand für alle fest, mochten die Džona auch leugnen, und hatten sie auch sich der Form halber einige Wochen mit ins Gefängnis für ihre Beherbergung des Briganten stecken lassen. Am liebsten hätte man sich ihrer entledigt, wenn man nicht gewußt hätte, daß die Türken dann zu dem gefürchteten Mittel gegriffen hätten, einen sehr hohen Kopfpreis auf die Mörder ihrer Spione zu setzen. Und Geld hatte am Ende allen Verfolgten den Tod gebracht, weil die angeborene Habsucht und die Armut der Bergstämme schließlich doch immer ein Bündnis mit den sonst verhaßten osmanischen Herren einzugehen pflegten.

Peinliches Schweigen trat in der Runde ein, Zek Džona aber prahlte und lärmte weiter, als ob er die schweigende Verachtung des Kreises nicht bemerkte.

Er schoß.

Die Kugel saß dicht neben der des Marku.

„Siehst du," redete er ihn an, „jetzt rücken wir dir näher. Die Büchse und das Schießen machen den Mann — nicht das Geld!"

Marku sah ihn mit schweigender Verachtung an. Niemand beglückwünschte den Schützen.

„Wir schießen mit unseren Büchsen sogar durch fußdicke Bäume. Soll ich's euch zeigen?" prahlte Zek weiter.

„Ja, durch Mauern sogar," bestätigte sein Vater stolz.

Jetzt konnte sich Marku nicht mehr halten und bemerkte mehr bissig als spöttisch: „Vielleicht auch durch Blutflüchtlinge und durch Gastfreunde?"

Alle lachten laut und schadenfroh, denn jedermann verstand den Hieb, den Marku den beiden versetzte.

Mail Džona wurde rot vor Wut. „Was soll das bedeuten?" fragte er.

„Was du dir darunter denkst," gab Marku kalt zurück und schaute den Gegner herausfordernd an.

„Es ist heute allgemeine Bessa! Keinen Streit!" mischte sich jetzt Pater Paskale ein, der sah, wie Marku die Hand an den Revolver gelegt hatte, während sein Gegner das Gewehr vom Boden aufnahm. Er trat zwischen beide und mit ihm der Bairaktar und die Ältesten.

„Wir wollen weiterschießen, denn der Nachmittag schreitet vor, und die Ganser sollen auch noch kämpfen," sprach der Bairaktar.

Pater Paskale lud Marku zu einem Glase Wein in die Pfarrei ein, um noch wichtige Sachen mit ihm zu erledigen, wie er sagte.

Wenn auch mit offenbarer Kälte, redeten einige Greise mehr befehlend als begütigend auf Mail Dzona ein, bis man beide Parteien getrennt hatte.

Das Wettschießen nahm seinen Fortgang.

Prenk saß mit verhaltener Wut allein unter einem Baume und spie beständig durch die Zähne, was er immer tat, wenn er sich ärgerte. Vor dem ganzen Stamme hatte er sich lächerlich gemacht, die Frauen und die jungen Mädchen würden über ihn lachen, denn nur wer in den Bergen gut mit der Büchse zu treffen vermag, ist ein ganzer Mann.

Als der Kampf der Gänseriche begann, waren die Teilnehmer des Festes infolge des genossenen Weines noch lauter als sonst, aber es lag keine rauflustige Stimmung vor und, abgesehen von dem Zusammenstoß zwischen Marku und Dzona, war das Fest bis jetzt friedlich und heiter verlaufen.

Nichtsdestoweniger wachte der Pfarrer mit Argusaugen über den ganzen Festplatz. „Es wäre das erste Mal," dachte er, „wenn es ohne Blutvergießen und ohne folgenschweren Streit abginge."

Der Tag begann langsam zu sinken. In einiger Entfernung stand groß und klein um einen runden Platz, wo die Jugend ihre Gänseriche aufeinander losließ. Die Ganser des Skutarisees sind groß und stark und weit und breit berühmt. Man setzte die Tiere in einiger Entfernung auf den Boden nieder und wartete. Nachdem sie sich mit starren Augen und stolz erhobenem Haupte eine kurze Weile gemustert hatten, senkten sie langsam den Kopf zur Erde, den Hals weit vorstreckend. Dann hörte man ein böses Zischen, das stärker und stärker wurde, je näher die bedächtig watschelnden Tiere aneinander kamen. Plötzlich schnellten sie wie auf Kommando die Oberkörper kerzengerade in die Luft und prallten mit dumpfem Schall, der von dem kraftvollen Flügelschlag herrührte, aufeinander. Schon nach einigen Gängen pflegte der Schwächere unter dem Hohngeschrei der Zuschauer und vom Gegner verfolgt das Feld in eiliger Flucht zu räumen. Wie ein Sieger blickte der stärkere Gänserich hochaufgerichtet umher und stieß ein trompetenartiges Triumphgeschrei aus, neue Feinde erwartend, bis auch er schließlich ermüdet dem frischen Kämpfer unterlag. Selten kam es vor, daß ein Gänserich das Feld bis zum Schluß behauptete.

Marku blieb beim Pfarrer unter dem Baume sitzen, während das aufgeregte Geschrei der Zuschauer beim Ganserkampf herüberscholl. Er machte sich nichts aus dieser Belustigung.

Sein Gespräch mit dem Pater Paskale wurde aber jäh durch einen atemlos herbeilaufenden Jungen unterbrochen, demselben, der ihm seinen guten Schuß angekündigt hatte und dafür so reich beschenkt worden war. Offenbar wollte er sich wieder eine Belohnung holen, als er keuchend herbeistürzte und dem schwarzen Marku die frohe Botschaft brachte, daß sein Gänserich

alle Gegner geschlagen habe; er kämpfe jetzt nur noch mit dem letzten Ganser, der auch zu erliegen drohe; es sei der des Mail Dzona.

Wie von einem Skorpion gestochen, fuhr Marku in die Höhe und lief davon. Ehe der bedächtige Pfarrer, von bösen Ahnungen getrieben, ihn einholen konnte, hatte der schwarze Marku bereits ungestüm den dichten Haufen der Zuschauer durchbrochen und stand mitten im Kreis, wo Njin mit vor Aufregung und Freude glänzenden Augen den Kampf verfolgte. Den Oberkörper nach vorn neigend und die Schenkel klopfend, feuerte er gerade seinen Ganser an, der den Gegner wie mit einer Zange an dem schon blutenden Unterschnabel festhielt, nach hintenüber warf und ihn mit dumpfem Flügelschlage bearbeitete.

„Gib es ihm! Beiß ihn! Fest, mein tapferer Freund! Vorwärts, mein Liebling!“ schrie Njin in freudiger Aufregung.

Im nächsten Augenblick erhielt er eine schallende Ohrfeige, so daß er mit verdutzten, großen Augen in das zornentbrannte Gesicht seines Vaters sah. Dann ging Marku auf die ineinander verbissenen Tiere zu, riß seinen Gänserich in die Höhe und schnitt ihm mit seinem Taschenmesser, das er aus dem Gürtel zog, blitzschnell den Hals durch. Sofort spritzte das Blut weit umher.

Das sterbende und mit den Flügeln schlagende Tier warf er einigen im inneren Kreise sich vordrängenden Zigeunerbuben vor die Füße mit den Worten: „Da, für euch zum Fraße noch gerade gut genug!“

Wie eine Schar hungriger Aasvögel fielen diese über den flatternden und sich in seinem Blute wälzenden Vogel am Boden her und balgten sich um die unverhoffte Beute. Sie schlugen sich mit Fäusten und

rissen bei der Balgerei dem sterbenden Tiere die Schwungfedern aus den Flügeln, unbekümmert darum, daß sie sich nicht nur selbst mit Blut besudelten, sondern auch die nächsten Zuschauer damit beschmutzten, bis diese die freche Rotte unter Fußtritten aus dem Kreise trieben.

Aber schon hefteten sich alle Augen auf Marku e Zij und den alten Mail Dzona, dem der öffentliche Schimpf angetan worden war.

„Was soll das heißen?“ schrie Mail.

„Ich kann mit meinem Tier machen, was ich will. Was geht es dich an! Belle nur, so laut du kannst, und reiße den Rachen auf, ich jucke mich unterdessen!“

Die Zuschauer lachten laut, denn sie freuten sich über den Streit mit dem verhaßten Spion und Verräter.

„Und du schneidest tapferen Gansern die Hälse ab? Fürwahr eine große Tat!“ höhnte jetzt Mail.

„Ja, damit du siehst, daß ich selbst das Viehzeug für entehrt halte, das mit dem deinen in Berührung kam.“

„Also sagst du?“ keuchte Mail Dzona und griff zur Büchse.

„So sage ich!“ entgegnete kalt Marku und sah seine Söhne an, die mit schußbereitem Gewehr neben den Vater sich drängten.

„So gib den Grund an, oder du fällst in Blut!“

„Den Grund? Haha! Gib du erst den Grund an für deine neuen Gewehre. Du weißt, der ganze Stamm beschuldigt dich, den Giaksuren verraten und an dem Judasgeld dich bereichert zu haben.“

„Das beweise du, oder ich verlange dich vor die Stammesversammlung oder vor mein Gewehr!“

„Das tue, und da sollst du auch deine Reichtümer

nachweisen, du und deine Sippe, deren Mägen sonst vor Hunger heulten wie Wölfe im Schneegestöber. Gehe zu deinem Freunde Schamyl-Bei in Tuzi und erzähle ihm auch das, wie du ja alles ausspionierst und vom Stamme dorthin trägst."

„So ist es! Gib es dem Schuft ordentlich!" rief plötzlich eine Stimme aus dem Hintergrunde.

Die ganze Versammlung drehte sich um und sah, wie sich ein in Lumpen gekleideter Mann durch die dichtgedrängte Menge schob, bis er neben Marku stand. Marku kannte ihn nicht. Ohne sich um die anderen zu kümmern, hob der Fremdling drohend die Fäuste und schrie den überrascht und aschfahl ihn betrachtenden Mail an: „Ja, sieh mich nur an, du bessabrüchiger Hund! Ich bin es, Noz-Col. Ich war gekommen, dich über den Haufen zu schießen für den Verrat an meinem Blutsbruder. Aber es ist heute allgemeine Bessa, und einmal treffe ich den Fisch schon noch in der Furt. Die Sonne geht ja heute auch nicht zum letzten Male unter. Die Nase sollte man dir abschneiden und die Lippen dazu, daß dich jeder kennt und sich vor dir in acht nehmen kann, feiger Hund!"

Mail wagte keinen Widerspruch. Der gefürchtete Giaksur und Brigant übte allein durch seinen Namen einen lähmenden Schrecken aus, und nun stand er ihm Auge in Auge gegenüber.

„Ich bin unschuldig an der Gefangennahme des Nik-Ulla," stammelte er endlich.

„Ich weiß es besser. — Fort mit dir! Sonst könnte mir die Galle ins Blut schießen, und dann schützt dich die Bessa des Festes nicht."

Mail hing sein Gewehr über die Schulter und entfernte sich langsam. Zek, sein Sohn, war gleichfalls plötzlich verschwunden. Verachtungsvolles Schweigen

und stille Schadenfreude seiner Stammesgenossen begleiteten den alten Dẑona.

Noz sah ihm eine Strecke mit finsterem Gesicht nach. Dann wandte er sich um und begrüßte, als ob nichts geschehen wäre, mit Anstand zuerst den in Aufregung und Sorge herbeigeeilten Pfarrer, der dicht bei Marku e Zij stand.

„Ich habe mich," redete ihn Noz an, „heute selbst zum Patronsfest geladen, denn ich mußte einmal mit euch einen frohen Tag verleben und bitte dich um einen Trunk. Ich bin heute schon weit gewandert."

Dabei küßte er, wie allgemein üblich, dem Pater die Hand.

Pater Paskale empfand ein starkes Unbehagen, als ihn der von den Behörden verfolgte Brigant um diesen Liebesdienst bat. Der Pfarrer geriet dadurch in eine schlimme Lage. Seiner wilden Pfarrkinder wegen, die in dem Giaksuren einen Helden und Märtyrer verehrten und ihre uralten Gesetze und besonderen Begriffe von Selbstrichten und Selbstschutz hatten, durfte er die Bitte des Geächteten nicht abschlagen; andererseits aber würden Spione dafür sorgen, daß die türkischen Behörden alles erfuhren. Da ein jeder, der dem Verfolgten Obdach und Unterstützung irgendwelcher Art gewährte, nach der öffentlichen Bekanntmachung mit schweren Strafen belegt wurde, so konnte ihm seine Gastlichkeit böse Stunden bereiten. Er ließ sich indes äußerlich nichts merken und lud den Fremdling höflich ein, sich im Kreise der Häuptlinge niederzulassen.

Pater Paskale schenkte ein Glas Raki ein und reichte es Noz vor allem Volk, das beifällig murmelte.

Noz bot einen gänzlich verwilderten Anblick dar. Seine weiße Filzkleidung war gelb vom Alter und förmlich zerfetzt. Die nackten Ellbogen schauten aus

großen zackigen Löchern. Man konnte die nackte, behaarte Brust bis zum Gürtel durch die vorn offenstehende Jacke sehen. Dafür war das Gewehr blitzsauber, ebenso der Patronengürtel um den Leib und der Revolver. Er hielt beim Sitzen das Gewehr zwischen den Knien, um jeden Augenblick bereit zu sein, sein Leben so teuer wie möglich zu verkaufen. Das etwas breite Gesicht mit den blauen Augen zeigte keinen Zorn mehr. Gutmütig lachend saß er wie ein Herrscher unter der Schar, nicht wie ein Geächteter. Es focht ihn nicht an, daß alles ihn anstarrte und entweder neugierig oder bewundernd betrachtete. Als ob er ein alter Bekannter sei, trank er den bei ihm sitzenden Woiwoden und besonders Marku zu, scherzte und lachte und schien zu vergessen, daß keine fünfzehnhundert Schritte entfernt ein halbes Dutzend türkischer Blockhäuser voll von Soldaten standen, die keinen heißeren Wunsch hegten, als ihn zu fangen.

Nach einer Stunde erhob sich Noz und dankte dem Pfarrer artig, ihm wieder den Handkuß entrichtend, und verabschiedete sich von Marku e Zij besonders herzlich. Dabei legte er nach Skipetaren Brauch Wange an Wange, ohne ihn zu küssen.

„In meiner Kula hat noch nie jemand Dreck gegessen, Noz*)," flüsterte Marku e Zij leise beim Abschied.

„Danke, Marku — ich glaube dir!" gab Noz ebenso leise und unauffällig zurück.

Dann ließen sie die festverschlungenen Hände los. Die Stammesgenossen konnten nicht verstehen, was beide geflüstert hatten, aber bemerkt wurde der Vorgang von allen. Jeder machte sich im stillen Gedanken,

*) Ist noch nie jemand verraten worden.



was das wohl gewesen sei, das sie da so schnell gemurmelt hatten.

Ohne sich umzusehen, schritt Noz in stolzer Haltung, mit aufrechtem Kopf durch die Menge, die ihm herzlich lebewohl zurief. Er schien sich für die Nacht, wie seit Monaten, wieder in die unzugänglichen Schluchten der Prokletija zurückziehen zu wollen. Als er aber aus dem Gesichtskreis der Menge war, schlug er den Weg zur Gemschlucht ein und wartete hinter einem dichten Gebüsch auf die Dunkelheit.

Marku e Zij brach gleichfalls einige Zeit nach dem Abschied vom Giaksuren auf und wanderte der Kula zu, um vor Einbruch der Nacht wie immer in Sicherheit zu sein. Er sprach mit allen Söhnen angeregt und munter, nur Prenk strafte er mit schweigender Verachtung.

Dieser ging mürrisch und verdrossen neben der Mutter, die ihren Ältesten leise zu trösten versuchte. Njin hatte die Ohrfeige vergessen. Er schmeichelte am Vater herum, der, seine Heftigkeit bereuend, ihn an der Hand nahm und vom berühmten Giaksuren plauderte. Trotz schnellen Gehens war es bereits finster, als die Familie endlich vor der Kula ankam.

Drano blies schnell mit einem kleinen Handblasebalg die unter der Asche noch glimmenden Holzkohlen an und entzündete daran einen Kienspan, legte ihn auf ein hohes Gestell und holte Essen und Trinken für die Männer herbei. Marku ging unterdes zum Stall an der Felswand und griff einen laut schreienden Hahn heraus, hieb ihm den Kopf ab und brachte ihn zum Männerraum der Kula.

„Richte ihn zu und koche ihn gleich!“ gebot er Drano.

„Heute abend noch?“ fragte sie verwundert.

„Ja. Der Giaksur ist von mir eingeladen, bei uns

zu nächtigen, er kann jeden Augenblick kommen," erwiderte kurz und befehlenden Tones Marku.

Drano erschrak bis ins Innerste, aber sie wagte keinen Widerspruch.

Eine halbe Stunde später klopfte es leise an der Tür. Marku e Zij öffnete eine Schießscharte und sah hinaus.

„Du bist es, Noz?" sprach er gedämpft. „Gleich."

Dann zog er die schweren Querbalken der dicken Eichentür zurück.

Ehe Noz eintrat, nahm er sein Gewehr von der Schulter und legte es mit einer gewissen Förmlichkeit in Markus Hand.

Dieser nahm es in die linke und reichte die rechte dem Flüchtling, ihn mit langen, durch Herkommen vorgeschriebenen Fragen nach seinem Befinden begrüßend. Dann schritt er voraus, führte Noz an den Herd des Hauses und forderte ihn auf, sich niederzulassen. Das Gewehr des Geächteten hing er zu den seinigen an die Wand.

„Drano, bring Wein und den Becher mit den Widderköpfen!" befahl er seinem Weib.

Sie schritt zu einer Truhe ins Frauengemach und holte eine flache Schale aus purem Silber hervor. Ihr Rand war aufs prächtigste mit Gewinden aus Blumen und Früchten in erhabener Arbeit verziert. Die Henkel bildeten zwei meckernde Widderköpfe mit eingesetzten Augen aus mattschimmernden Goldtopasen. Der Becher war offenbar ein antikes Prunkstück und stammte von einem Silberfunde her, wie sie oft in diesen Gegenden beim Pflügen der Äcker gemacht wurden. Marku schätzte ihn über alles, weil er solch ein Stück niemals wieder zu Gesicht bekommen hatte, und weil er zu dem Heiratsgut seiner Mutter gehörte.

Wann und wie er in ihre Familie gekommen war, wußte sie selbst nicht.

Nur bei ganz feierlichen Angelegenheiten, bei Verlobungen, der Anwesenheit eines hochgeschätzten Gastes, bei Heiraten, vor allem aber bei dem Feste des Haarschneidens*) wurde er hervorgeholt und gemeinsam aus ihm getrunken.

Auch jetzt goß Marku ihn bis zum Rande voll weißen Wein mit einem Schimmer von Rosa dazwischen, wie ihn die Bauern der Vorhügel und in der Ebene am See ziehen. Dann reichte er den Becher dem Gaste, der die althergebrachte Begrüßung und den feierlichen Dank aussprach, weil Marku ihn im Namen Jesu Christi und des Allerhöchsten willkommen geheißen hatte.

Nun erst setzte Noz die Schale an die Lippen und tat in langen Zügen dem Gastgeber Bescheid.

Dann reichte er sie Marku zurück, der seinerseits mit den Söhnen trank und sie neu füllen ließ.

Noz setzte sich nieder mit einem Gefühl des Behagens und der Beruhigung im Herzen, das er seit Monaten nicht gekannt hatte. Denn wie ein wildes Tier hatte man ihn oft von Ort zu Ort, von Berg zu Berg gehetzt. Mit der Übergabe seines Gewehres vor Eintritt in die Kula und seiner Annahme durch Marku zeigte dieser an, daß er von jetzt ab den Schutz des Fremdlings übernehmen werde, solange er unter seinem Dache weilte. Durch die feierliche Begrüßung und den althergebrachten Trinkspruch aber erklärte er ihn zum Freund der Familie, dessen Ehre und Unverletzlichkeit

*) Die Oberalbanesen haben offenbar aus dem römischen Altertum die Sitte des feierlichen Haarschneidens bei Mannbarerklärung eines Sohnes übernommen. Sie ernennen dazu Paten, die höher gehalten werden als Taufpaten.

zu wahren, seine heiligste Pflicht wurde, und die anzutasten und zu beleidigen oder den gar zu töten dreifaches Blut für den Frevler gekostet hätte, wenn Marku sich nicht um alle Achtung und Ehre in den Augen seiner Stammesgenossen bringen wollte.

Ehe Noz sich zum Essen niedersetzte, holte Marku ein neues Hemd und einen Anzug des ältesten Sohnes, der dem Flüchtling an Größe glich, und schenkte ihm beides.

Lachend und scherzend kleidete Noz-Col sich um. „Sehe ich jetzt nicht reich und kostbar aus wie der Prenk-Bib-Doda von den Mireditten?“ fragte er voll Übermut.

Dann trat die Hausfrau auf den Gast zu, zog ihm die Opanken aus und setzte die Füße in eine mitgebrachte Holzmulde, die mit lauwarmem Wasser gefüllt war. Wie zu Zeiten Homers knetete und strich sie dem Gaste die Fußgelenke und Zehen, um ihm das Leben im Hause nach jeder Richtung behaglich zu machen. Sie tat es mit mürrischer, fast unfreundlicher Miene, denn der Spruch Zorkas wollte ihr nicht aus dem Sinn. Und mit jenem rätselhaften Instinkt, der Frauen oft eigen ist, fühlte sie, daß dieser Fremde ihrer Kula nicht zum Segen gereichen würde.

Als sie die Füße gewaschen und geknetet hatte, trocknete Drano sie und erhob sich, ohne den Fremdling eines freundlichen Blickes zu würdigen.

Noz merkte es wohl, übersah aber das Betragen Dranos, denn sie war ja nur ein Weib und für ihr Tun nicht verantwortlich. Für ihn war nur der Herr des Hauses maßgebend.

Unterdes nahmen die Söhne ein rundes Brett von der Wand, das auf vier knapp spannhohen Füßen ruhte. Es diente als Tisch. Drano trug das Essen auf, und Noz ließ sich vor ihm mit untergeschlagenen Beinen

nieder. Wohlerzogenheit und Gastrecht verboten Marku, mit dem berühmten und zu ehrenden Gaste gemeinsam zu essen. Er stand mit seinen Söhnen hinter und um ihn während seiner Mahlzeit.

Erst als Noz gesättigt war, nahmen sie ihre Abendmahlzeit, während jetzt Drano stehend Gatten und Söhne aufmerksam zu bedienen hatte. Dann zog sie sich ins Frauengemach zurück und verzehrte gedrückt und still ihr Mahl mit Njin. Die Weissagung der alten Zorka lag ihr wie ein Alp auf der Seele. Wäre es nach ihr gegangen, würde Marku den Fremden niemals eingeladen haben.

Aus dem Nebenraum schallten fröhlich die Stimmen der Männer zu Drano herüber, die jetzt allein grübelnd und brütend am Feuer ihres Herdes im Frauengemach saß und eine kleine Pfeife rauchte, denn Njin ließ sich nicht halten und wollte durchaus bei den Erwachsenen sein, um Noz-Col zu hören. Er hing mit leuchtenden Augen an den Lippen des Giaksuren, als ob er jedes Wort verschlingen wollte. Erst als die Mitternacht herankam und der dritte Kienspan auf der hohen Gabel aus Eichenholz, in der er lag, langsam auszuschwelen begann, fielen Njin vor Müdigkeit die Augen zu. Er lehnte sich an die Schulter des Vaters und gab plötzlich ein lautes Schnarchen von sich, worüber die übrigen in helles Gelächter ausbrachen.

Erschreckt auffahrend, wischte er sich voll Scham die Augen, so daß der Vater, sein Gesicht zärtlich streichelnd, meinte: „Es ist spät, mein Junge. Du hast recht, wir wollen jetzt alle schlafen."

Damit erhob er sich und breitete neben seiner Lagerstelle am Boden des Männerraumes die Schaffelle und eine Decke für den Gast des Hauses aus.

„An meiner Seite sollst du dich ausruhen, Noz,"

sprach er, „und wenn Gott will und es dir bei mir gefällt, möge meine Kula die deine bleiben, solange es dir gefällt.“

„Möge dir der Himmel Segen geben, Marku,“ entgegnete Noz voll Dankbarkeit, „deine Ehrenhaftigkeit ist keine Lüge, dir glaube ich. Das erste ruhige Dach seit Monden vergißt ein Giaksur nicht.“

„Nimm meine besondere Bessa, daß du dein Haupt ruhig niederlegen kannst. Denn heute dir, morgen vielleicht mir — so ist es nun einmal in unseren Bergen.“

3.

Wie der wilde Kriegsgott auf lohendem Wagen sprengte der Morgen durch das bleifarbene Wolkenmeer, die weichende Nacht vor sich her treibend. Bald schleuderte die aufsteigende Tagesfackel blutrot glühend ihre Strahlenbündel durch die geballten Nebel, als ob sie das ganze östliche Firmament in ein einziges Feuermeer verwandeln wollte.

Marku stand um diese Zeit schon reisefertig im Männerraum mit Drano und Njin, um über die montenegrinische Grenze nach Podgoritza zum Markt zu gehen, Vieh zu verkaufen und dafür Mehl und Reis vom Basar und eiserne Hacken von den Schmieden der Zigeuner heimzubringen.

Er gab den Söhnen Befehle für den Tag, wie das Vieh behandelt werden, wo es weiden und wo es nächtigen sollte. Prenk dagegen, als Ältester, mußte zu Hause bleiben, um die Kula mit den Bienenstöcken, dem Vieh und dem Garten zu überwachen, vor allem aber, um dem Gaste Gesellschaft zu leisten und ihn zu bedienen.

Auch Noz-Col war schon auf und schlürfte eben seine Schale stark gezuckerten Kaffees, als ihm Marku die

Hand zum Abschied reichte; am Spätnachmittage würde er zurück sein und ihm Neuigkeiten vom Basar mitbringen, sowie die neuesten Lieder seiner Heldentaten, die sicher bei Guslaklang bereits in den Schenken von Podgoritza gesungen würden, meinte er gutgelaunt.

In der Tür der Kula drehte sich der schwarze Marku plötzlich um, denn offenbar fiel ihm etwas sehr Wichtiges ein. Er sprach zu Prenk: „Es ist vielleicht überflüssig, aber man kann doch nicht wissen, wie man von den Türken und ehrvergessenen Stammesgenossen ausspioniert wird. Deshalb habe acht auf unseren Gast! Sollten sich türkische Gendarmen oder Soldaten der Kula nähern, so weißt du, wo du Noz zu verstecken hast. Ich rate euch deshalb, haltet euch im Turm der Kula auf, wo ihr die Schlucht eine ganze Strecke beobachten könnt.“

Prenk antwortete nicht, aber ein mürrischer Zug im Gesicht verriet zu deutlich, wie ungern er den ganzen Tag in der Kula blieb. Viel lieber wäre er mit nach Podgoritza gegangen, wo es so viele Schenken gab und Gelegenheit, heimlich auf Liebesabenteuer auszugehen.

Bald war es still in dem Hofe der Kula. Nur der Lärm und das Gackern der sich um die Nester zankenden Hühner im Stall tönte mit dem Rauschen und Brausen des Sem durch die Schlucht. —

Drückend und schwül lag die Sonne gegen Mittag über der Kula des Marku e Zij. Prenk ging zum Schweinestall, wo Quieken und Grunzen den Hunger der Tiere verkündeten, um ihnen reife Maiskolben vorzuwerfen. Da glaubte er ungewöhnliches Rufen und Lärmen vom Hochtal her zu vernehmen. Er schaute die steilen Wände der Schlucht hinauf, um zu sehen, ob vielleicht ein Stammesgenosse sich blicken ließe. Jetzt krachte ein dumpfer Schuß und dann noch kurz hinter-

einander zwei weitere, die von einer Bergkuppe des linken Ufers abgefeuert wurden. Es waren Alarmschüsse, die den Stamm warnen sollten, wenn ein Überfall der Montenegriner oder eine dem Stamme feindliche Unternehmung von türkischem Militär drohte.

Prenk und Noz liefen in den Turm und hielten durch eine schmale Schießscharte Umschau.

„Himmel,“ stieß Noz plötzlich hervor, „die Türken kommen!“

Prenk, der den schmalen Steg flußaufwärts der Schlucht beobachtete, drehte sich erschrocken um und sah eine Abteilung Soldaten und Gendarmen mit einem Offizier an der Spitze das Tal um eine kaum dreihundert Schritte entfernte Felsenecke heraufkommen.

„Noz, fliehe! Sie suchen dich!“ stieß Prenk hervor.

„Sie haben den Paß flußaufwärts sicher besetzt. Das beweisen die Schüsse von dort,“ antwortete Noz hastig.

„Komm, ich werde dich verstecken. — Rasch!“

Noz hatte nur noch Zeit, seinen geladenen Revolver zu ergreifen. „Lebend kriegen sie mich nicht!“ murmelte er vor sich hin, die Zähne aufeinanderbeißend.

Prenk ging dem Giakfuren voraus und führte ihn, gedeckt durch die hohen Umfassungsmauern, zum Schweinestall. Er schob den Riegel zurück und trat mit dem Flüchtling ein. Der Stall stieß mit der Rückwand hart an den Felsen und war gegen ihn durch eine Bretterwand geschützt, die nur ganz schmale Fugen zeigte. Er schob schnell den schweren Steintrog zur Seite und löste dicht über dem Fußboden einen Holzzapfen. Ein fußbreites Brett begann nachzugeben. Es war in die Seitenbretter so fein eingefügt, als ob alles aus einem einzigen dicken Baumstamm gearbeitet sei. Noch ein leichter Schlag mit der Hand, und es fiel

heraus. Dahinter kam ein Spalt zum Vorschein, der in den Felsen führte.

„Hinein, Noz — schnell, schnell!“

Noz-Col kroch in die Höhlung, und Prenk rückte alles wieder an Ort und Stelle.

Eine Sau, die mit ihren Ferkeln in einer Ecke des Stalles lag, benützte die Gelegenheit, um durch die offene Tür das Freie zu gewinnen. Prenk ließ sie laufen, denn er hatte keine Zeit, die Tiere zurückzutreiben. Eilig riegelte er den Stall zu und sprang zu den kurzen, hohlen Baumstämmen im Hofe, die als Bienenstöcke dienten. Er ergriff einen von ihnen, stellte ihn nicht weit von der Stalltür auf den Boden und schlug heftig dagegen. Ein stürmisches Brausen der wütenden Bienen aus dem Innern war die Antwort. Dann kam der ganze Schwarm zornig ans Licht, um nach dem frechen Störenfried zu sehen und ihn zu vertreiben. Prenk kletterte wie eine Katze auf den großen Maulbeerbaum im Hofe. Er hörte schon das Stimmengewirr.

Um sich den Schein des Unbefangenen zu geben, stieg er in der Weise auf den Baum, daß er den Rücken gegen die herankommenden Soldaten und Gendarmen kehrte, und begann die Krone zu schütteln. Der Maulbeerbaum hing voll reifer gelber Beeren. Die Hühner, vor allen Dingen aber die Sau mit ihren Jungen trieb man zur Zeit der Reife täglich unter ihn, damit sie sich an den herabgeschüttelten oder gefallenen Früchten sättigten.

So bot Prenk das Bild vollendeter Harmlosigkeit und Unschuld, sprach ermunternde Worte zu der Sau unter sich und schien die herankommende Abteilung gar nicht zu bemerken.

Ein heftiger Kolbenschlag gegen das Hoftor erdröhnte,

doch blieb er oben und rief nur unwillig: „Was gibt's?"

„Das wirst du schon sehen!" antwortete eine befehlende Stimme.

„Mein Vater ist nicht zu Hause. Er ist der Herr, und ich habe kein Recht, euch in seiner Abwesenheit einzulassen."

„Die Zeiten sind vorüber, wo ihr euch über Gesetze und Vorschriften hinwegsetzen konntet," sprach kurz und scharf die Stimme von draußen.

Prenk stieg absichtlich langsam vom Baum und zog den Riegel des Hoftores zurück. „Es ist Markus Kula, das vergeßt nicht, in die ihr in seiner Abwesenheit eindringt. Ihr werdet für den Schimpf büßen," versuchte er nochmals den Anführer der Abteilung zurückzuhalten.

„Spare dir deine Worte und mach Platz!"

„Was wollt ihr?"

„Der Bandit ist hier — das ist dir natürlich unbekannt!" sprach spöttisch der Führer.

„Welcher Bandit? Ihr müßt euch irren!" entgegnete Prenk mit unbeweglicher Miene.

„Das werden wir ja sehen."

Der Führer gab den neben ihm stehenden Leuten einen Wink und rief den draußen gebliebenen auf türkisch etwas zu. Sechs Mann umstellten darauf das Gehöft, und sechs begleiteten mit schußbereitem Gewehr in der Hand den Befehlshaber in das Haus.

Die Kula war bald durchsucht, ebenso die darunter liegenden Vorratsräume zur ebenen Erde. Man fand nicht das geringste. Dann ging es an den Stall, wo die wütenden Bienen noch immer zornig schwirrten. Niemand wagte sich an ihnen vorbei, da einer der Leute bei dem Versuch, in die Stalltür zu gehen, arg

zerstochen wurde. Aber der Führer, ein junger Hauptmann, wußte sich zu helfen. Er nahm eine Handvoll Heu, befeuchtete es leicht und zündete es an. Mit dem schwelenden und rauchenden Bündel in der Hand ging er unangefochten bis zur Stalltür.

In einer Ecke des Stalles lag ein Haufen dürrer Äste. Er durchstach ihn wiederholt mit dem Säbel, beklopfte die Wände, besah den Stall von allen Seiten, konnte aber nichts Auffallendes entdecken. Darauf wurde der ganze Garten abgesucht und jeder Stroh- und Heudiemen umgewühlt.

Prenk schaute mit gleichgültigem Gesicht der Durchsuchung zu. Nur als der Offizier das Stallgebäude betrat, beschlich ihn Unruhe. Aber von Jugend auf gewöhnt, niemals eine Gemütsbewegung zu zeigen, drehte er sich eine Zigarette, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge.

Ein tückisches Lächeln flog wie ein Schatten über sein Gesicht, wie er die Türken schließlich ratlos in einer Ecke des schmalen Gartens zusammen stehen sah. Der junge Hauptmann mußte dabei von ihm sprechen. Was es war, konnte er nicht verstehen, denn sie sprachen Türkisch, obgleich die Gendarmen alle Albanesen waren, wie ihr Äußeres trotz türkischer Uniform auf den ersten Blick verriet.

Während sie so dastanden, stach der Gegensatz von Befehlshaber und Untergebenen stark in die Augen. Der Hauptmann sah weder wie ein Osmane noch wie ein Albanese aus. Er war der Kleinste von allen. Seine Gestalt war kaum mittelgroß, aber geschmeidig und schien nur aus Sehnen und Knochen zu bestehen. Vor allem wiesen die Gesichtszüge nicht die geringste Ähnlichkeit mit denen seiner Untergebenen auf. Das magere, lange Gesicht mit seiner scharfgekrümmten und dünnen,

großen Nase, der hohen, schmalen Stirn und dem eckigen, massiven Kinn zeigte auf kaukasische Abstammung, die noch wahrscheinlicher wurde, wenn man den pechschwarzen, kurzen und krausen Bart dazu nahm, wie ihn die Tscherkessen vielfach tragen.

Am unangenehmsten wirkten die stechenden und dicht beieinander liegenden Augen mit ihrem lauernden Blick. Sie schauten voll List und Tücke wie ein Paar braune blanke Knöpfe aus den tiefliegenden Augenhöhlen. Wenn er sprach, schimmerten zwei Reihen scharfer und spitzer Zähne wie ein Mäusegebiß durch die schmalen Lippen. Während seine Abteilung in braunen Uniformen steckte, die, vielfach zerrissen und zerlumpt, einen verwahrlosten Eindruck machten, war die Uniform Schamyl-Beis von einer gewissen Eleganz. So groß war der Unterschied zwischen ihm und seinen Leuten, daß man ihn eher für das reich gewordene Haupt einer Räuberbande als für den Anführer einer militärischen Abteilung hätte halten können.

Wie er so in der Gruppe der Gendarmen und Soldaten im Garten dastand und mit heftigen Bewegungen auf seine Begleiter einredete, konnte man deutlich den Ärger und die Entrüstung in seinem Gesichte lesen. Die giftigen Blicke, die er auf Prenk und die Kula warf, besagten nichts Gutes. Offenbar war er fest überzeugt, daß Prenk und seine Familie um den Aufenthalt des Noz-Col wissen mußten. Denn Spione, vor allem Mail Džona, hatten noch in der Nacht alles heimlich nach Tuzi, der nahen kleinen Garnison am Nordufer des Skutarisees, hinterbracht, so daß Schamyl in aller Stille das ganze Gebiet der Gruda durch Grenzwachen absperren lassen konnte.

Alle Häuser der Hochebene wurden durchsucht und nicht eine Spur entdeckt. Nur das Semtal mit seinen



Schluchten konnte ihn beherbergen — und hier mußte er sein.

Nun schien aber doch sein rasches und geschicktes Handeln wiederum vergebens.

Aber Schamyl-Bei gab noch nicht alle Hoffnung auf. Vielleicht fand sich trotz allem eine Spur. Nochmals gab er Anweisung, das ganze Anwesen zu durchsuchen, und ging selbst an der Spitze der Leute in die Kula zurück.

Prenk beobachtete mit stiller Schadenfreude den Ärger des Hauptmanns und sah, nachlässig an den Stamm des Maulbeerbaumes gelehnt, dem Tun und Treiben zu.

Nach einiger Zeit erschien Schamyl wieder in der Tür der Kula und sah Prenk mit zornigen Augen an. Dann schritt er auf ihn zu. Gerade als er vor ihm halt machen wollte, rief ihn die Stimme eines Gendarmen auf türkisch ins Haus zurück. Von dort hörte man jetzt lautes, aufgeregtes Sprechen, dann wurden die Stimmen plötzlich gedämpft.

Schamyl trat aus der Kula, ein boshaftes Lächeln um den Mund. „Mein Augapfel," begann er, „ich sehe, wir suchen hier vergebens. Also du weißt nichts von dem Banditen? Er war niemals in eurer Kula?"

„Beim Himmel — nein," antwortete Prenk trotzig.

Schamyl stellte sich nun scheinbar zufällig so, daß Prenk der Kula den Rücken zudrehen mußte, wenn er dem Hauptmann Rede und Antwort stehen wollte.

„Schön," meinte er gleichmütig und gab einem Gendarmen, der im Türrahmen auf einen Befehl zu warten schien, einen flüchtigen Wink mit den Augen, ohne daß Prenk es bemerkte. „Wir nehmen dich aber mit ins Gefängnis, wenn du lügst, und deinen Vater trifft schweren Kerker und Verlust seines Vermögens

— das weißt du. Denn es ist bekannt, daß jeden die ganze Strenge des Gesetzes trifft, der dem Banditen Obdach gibt und ihn unterstützt."

„Sage das alles meinem Vater Marku. In unsere Kula seid ihr widerrechtlich eingedrungen und habt Haus und Hof umgekehrt und verwüstet. Er ist nicht der Mann, der sich solchen Schimpf bieten läßt."

„Und wem gehört dieses?" fragte Schamyl plötzlich und hielt Prenk ein Gewehr vor die Augen, das ihm ein Gendarm, der hinter dem Sohne Markus stand, überreichte.

Prenk schoß eine Blutwelle ins Gesicht. Es war Noz-Cols Gewehr. Bei der raschen Flucht hatte Prenk nicht daran gedacht, das Gewehr zu verstecken. So blieb es unter den übrigen Waffen an der Wand neben dem Kamin hängen.

Im Zwielicht, das in der Kula infolge der engen Schießscharten herrschte, mußten es die Türken zuerst übersehen haben. Einer der Gendarmen aber untersuchte später die Waffen genauer und holte das durch seine neue Form auffallende Gewehr des Noz von der Wand. Er untersuchte es an einer Schießscharte und entdeckte dabei, daß es ein ganz neues türkisches Militärgewehr war, wie es erst seit einigen Monaten im Heere und der Gendarmerie gebraucht wurde. Am Kolben trug es einige türkische Ziffern in roher Schnitzarbeit eingegraben. Da er nicht lesen konnte, rief er Schamyl.

„Es stammt von Ibrahim Sadik, den der Brigant erschossen hat, ehe ich zu euch kam, und dem der Hund offenbar das Gewehr geraubt hat," entschied der Hauptmann.

Der augenblickliche Schrecken Prenks bei diesem Überfall war ein weiterer Beweis für Schamyl, wenn das Gewehr nicht allein genügt hätte.

„Wem gehört das Gewehr, und wie kommt es in eure Kula? Antworte, oder ich lasse dich binden und abführen,“ wiederholte Schamyl jetzt nachdrücklich und scharf.

„Frage meinen Vater. Ich weiß es nicht.“

„Kannst du lesen? — Nein. — Ihr Bergwilden seid zu roh und könnt nur unsere Gendarmen und Soldaten aus dem Hinterhalt erschießen, aber lesen könnt ihr nicht. — Mein Lamm, es heißt Ibrahim Sadik, und das Gewehr hat euer Freund ihm gestohlen, nachdem er ihn erschossen hat. — Bindet ihn!“ donnerte Schamyl.

Prenk wagte keine Widerrede, als man ihm die Hände auf den Rücken schnürte, daß die Stricke tief ins Fleisch einschnitten.

Von neuem wurde alles durchstöbert, und wieder fand man nirgends eine Spur.

„Ich muß es anders machen,“ murmelte Schamyl, „mit Gewalt ist hier nicht weiterzukommen. Der Hund ist zu halsstarrig.“

Er ließ Prenk losbinden und ihn allein ohne Zeugen zu sich in den Männerraum treten.

„Sieh, mein Freund,“ begann er plötzlich wie umgewandelt, „deinen Vater, deine Brüder und dich kann ich alle ins Gefängnis bringen und in Ketten legen. Eure Kula wird verbrannt, denn das Gewehr beweist, daß ihr mit dem Giakfuren in Verbindung steht. Aber ich will dein Bestes. Dein Vater ist abwesend, und dich müßte ich vorläufig allein mitnehmen. Ich mache dir einen Vorschlag, von dem niemand etwas erfährt. Dreihundert Goldpfund bekommt der ausbezahlt, der den Briganten tot oder lebendig einliefert. Ich teile mit dir — hundertundfünfzig für dich, wenn du mir sagst, wo er ist.“

Prenk sah ihn mißtrauisch und trotzig an. „Ich weiß nichts von Noz und weiß nicht, wo er ist.“

„Du weißt es schon, aber du traust mir nicht. Ich verspreche dir noch mehr. Ich verspreche dir ein ganz neues Gewehr mit dreihundert Patronen zu deinem Anteil. Dann brauchst du dich nicht mehr auslachen zu lassen, wenn du am Patronsfeste so schlecht mit deiner alten Flinte triffst. Sieh, ich weiß auch das, wie du gestern der Spott vom ganzen Stamm geworden bist.“

Prenks Augen begannen zu leuchten. Ein Gewehr! Aber er schwankte noch. „Versprechen und bezahlen sind zwei Feinde,“ meinte er.

Schamyl triumphierte innerlich. Habgier und gekränkte Eitelkeit waren erwacht, das bewies die Antwort. „Wenn ich dir die Bessa gebe und gleich fünf Goldpfund als Anzahlung? Zweifelst du dann noch, daß ich es ehrlich meine?“ Er knöpfte dabei die Uniform auf und zog einen gelben Lederbeutel hervor. Ihm entnahm er fünf Goldstücke und hielt sie Prenk vor die Augen. „Sie sind dein — nimm sie!“

Prenk nahm sie nicht, aber die Gier in seinem Blicke, als er das Geld sah, sprach zu deutlich für den Kampf im Innern. „Und was soll ich meinem Vater sagen, wenn er fragt, woher das Gewehr stammt?“ Der Gedanke an ein neues Gewehr machte ihn wie trunken.

„Du wanderst morgen nach Gussinje und weiter bis Ipek und erzählst einfach, daß du es von einem Gendarmen erbeutet hättest; fast jeden Tag machen die Räuber und Geächteten in den Bergen den einen oder den anderen Posten nieder, um sich billig ein Gewehr mit Patronen zu verschaffen. Das weißt du so gut wie ich.“

„Und wann und wo erhalte ich die hundertfünfzig Goldpfund?“

„In Tuzi. Kannst heimlich kommen, niemand wird es erfahren, wenn ich dir die Goldpfunde auszahle."

Prenk schwieg, und Schamyl sah ihn fest an, als ob er lesen wollte, was er dachte.

„Nein, ich tue es nicht. Wenn du mich um den Lohn betrügst, könnte ich ihn von dir doch nicht verlangen."

„Ich gebe dir die Bessa, daß ich mein Wort halte," sprach eifrig Schamyl. „Hier nimm als erste Belohnung fünf Goldpfund."

Er drückte sie Prenk in die Hand, der sie krampfhaft umklammerte und in der Handfläche betrachtete. Dann wieder rieb er sie in der geschlossenen Hand gegeneinander, daß sie knirschten.

„Es geht nicht, denn der Giaksur würde laut reden, wenn ihr ihn lebend nach Tuzi oder oben auf die Hochebene zu den Blockhäusern führt, und er wird vor dem ganzen Stamme mich des Verrats beschuldigen und laut Rache verlangen. Und mein Vater —"

Er stockte; ein förmlicher Schrecken malte sich bei den Worten auf seinem Gesicht.

„Nein, nein — nimm das Geld zurück!" kam es hastig von seinen Lippen.

„Wie bist du dumm und siehst doch so klug aus!" antwortete Schamyl treuherzig scheltend und nahm das Geld nicht an. „Ich gebe dir meine Bessa, er kommt nicht nach Tuzi und nicht nach den Blockhäusern oben. Versteh es recht, ich brauche ja nur seinen Kopf abzuliefern. Die dreihundert Goldpfund sind auf alle Fälle sicher. Versteh doch: er kommt nicht mehr zum Reden, wenn wir ihn haben. Lebendig läßt er sich ja auch gar nicht fangen, wie er sich öffentlich immer gerühmt hat. Also, wie sollte er reden, und wer sollte erfahren, was wir abgemacht haben? Niemand erfährt

es. Dein Vater dagegen wird sich freuen und dich nicht mehr schelten, wenn du ein gutes Gewehr heimbringst und gut damit zu schießen vermagst. Du brauchst hinter dem Mail Dẑona und seinem Sohne nicht mehr zurückzustehen. Dich werden die Mädchen des Stammes genau so bewundern wie ihn, wenn du mit einem guten Gewehr ankommst und besser triffst als er und deine Brüder. Warte einen Augenblick." Schamyl schritt eilig auf den Hof und ließ sich eines der Militärgewehre geben. Er trat damit in die Kula und hielt es Prenk vor die Augen. „Hier, besieh es dir genau. So ein Gewehr erhältst du. Nimm es in die Hand und untersuche es. Dies ist schon gebraucht, aber du bekommst ein ganz neues und dreihundert Patronen dazu."

Prenks Augen funkelten vor Habgier. Er steckte die Goldstücke in den Gürtel. Seine Hände zitterten, als er das Gewehr in die Hand nahm und liebkosend über den Schaft und den Lauf strich. Er umklammerte es zuletzt, als ob er es nicht mehr loslassen wollte.

Schamyl beobachtete voll heimlicher Freude, wie der Dämon den Sohn des schwarzen Marku ergriff.

„Das Gewehr — das Gewehr, ich muß es haben!" dachte Prenk wie trunken. Seine Brust hob und senkte sich stürmisch. Dann gab er es mit einer entschiedenen Bewegung dem Hauptmann zurück.

„Du gibst mir deine Bessa darauf?" fragte er entschlossen.

„Meine dreifache Bessa!" versicherte Schamyl bieder. Dabei zwinkerte er vertraulich mit den Augen.

„Gut," sagte Prenk entschlossen, „ich werde ihn mit keinem Wort verraten, du hast ja Augen, um den meinen zu folgen."

Damit trat er an die Tür der Kula, sah starr den Schweinestall an, warf dabei den Kopf leicht nach

hinten in die Höhe und ging schweigend in das Innere des Männerraumes, sich auf einen der niederen kreisrunden Sessel niedersetzend, denn die Füße schienen ihm jetzt doch den Dienst zu versagen und die Aufregung ihn umzuwerfen.

Wie eine lauernde Katze mit gierigen Blicken den dicht über ihr fliegenden Vogel verfolgt, so hing Schamyl, jeder Nerv gespannt, am Gesicht des Verräters. Jetzt wußte er genug. Sein vor Erwartung starres Gesicht lächelte grimmig und schadenfroh, als Prenk im Halbdunkel des Männerraumes untertauchte.

„Her zu mir!“ rief er seinen Leuten zu. „Schließt das Tor!“

Es geschah.

„Im Schweinestall steckt er. Beide sind in die Falle gegangen! Aber seid vorsichtig. Vier von euch bewachen von innen den Hofraum, und vier folgen mir. Der Rest bleibt draußen.“

Schamyl, von vier der stärksten Gendarmen mit schußbereitem Gewehr gefolgt, trat an den Stall. Zunächst ließ er den Bienenstock entfernen, deren Bewohner sich wieder beruhigt hatten. Dann ging er ins Innere. Er überlegte. Das Gelaß war eine elende Bretterbude und bot keinen Schlupfwinkel. War einer da, so mußte er unter der Erde oder hinter der Bretterwand sein, die an den Felsen stieß. Er rückte den Trog auf die Seite und fand nichts Auffälliges. Den Fußboden bildete der natürlich gewachsene Stein. Mit einem Knüppel aufstampfend, versuchte er am Klange zu erproben, ob ein hohler Ton antwortete. Vergebens. Also mußte es die Bretterwand sein. Mit der Beilspitze in eine schmale Ritze dringend, suchte er die Bretter auseinanderzubiegen, und ehe er sich's versah, fiel ein

Brett der Mitte heraus, so daß man in das dahinter liegende schwarze Loch sah.

„Da haben wir ja den Fuchsbau!“ rief er.

Ein Aufblitzen aus dem Innern der nur kurzen Höhlung war die Antwort. Zugleich faßte ein Gendarm an seine Schulter, die die Kugel durchbohrt hatte.

Wie ein Schwarm Fische, unter die ein Stein geworfen wird, stoben die Gendarmen auseinander. Jeder suchte mit schußbereitem Gewehr Deckung und wartete die Befehle Schamyls ab.

„Ich werde dich schon aus dem Bau treiben, mein Herz,“ sagte dieser, schlich sich an der Felswand entlang und steckte einen Strohdiemen, der sich unmittelbar an den Stall anlehnte, in Brand. Dann lief er zurück und beobachtete die Stalltür.

„Aufgepaßt!“ schrie er, als die Flammen emporzüngelten und bei der Hitze und Trockenheit im Augenblick das ganze Stallgebäude in ein Flammenmeer verwandelten. „Wir schmoren ihn bei lebendigem Leibe, oder der Fuchs muß aus dem Bau.“

Das Dach des Stalles stürzte bald mit dumpfem Krachen zusammen. Man konnte den länglichen Spalt der Höhle jetzt deutlich sehen.

„Da ist er!“ schrieen plötzlich alle auf.

Noz-Col, von Rauch und Hitze halb betäubt, stürzte mit versengtem Haupthaar durch die Glut ins Freie, den Revolver in der Hand, und sprang auf die Mauer zu, um mit kühnem Satz hinüberzusetzen. Acht Schüsse krachten zugleich. Keiner traf ihn.

Schon hob er den Fuß auf einen vorspringenden Stein der Mauer, als Schamyl wie ein Panther auf ihn lossprang und mit beiden Armen seinen Oberkörper mit eiserner Kraft umklammerte, ihn zu Boden reißend.

Umsonst suchte Noz sich zu befreien. Wie ein rasen-

der Tiger verteidigte er sich und versuchte, Leib an Leib gepreßt, dem Gegner die Kehle zu durchbeißen. Aber Schamyl zog den Kopf auf die Brust, so daß Noz vergebens mit den Zähnen in den dichtbehaarten Schädel des Gegners zu beißen versuchte.

Gleich darauf lag er, mit Stricken an Händen und Füßen gebunden, einem Stücke Schlachtvieh ähnlich am Boden.

Keuchend und mit wutverzerrtem Gesicht maß er seine Feinde, die ein Freudengeschrei anstimmten, daß die starren Felswände von donnerndem Echo widerhallten.

Schamyl wischte sich den Schweiß von der Stirn. „So, Freundchen, also endlich haben wir dich!“

Noz sah ihn an und antwortete nicht. Sein Gesicht war bleich und die Nasenlippenfurche tief eingegraben.

„Wir haben dich ein wenig angeschmort in deiner Höhle, und du wirst Durst haben. Ein tapferer Mann warst du jedoch, und uns bringst du Ruhm und Belohnung. Willst du trinken?“ sprach Schamyl, jetzt von Großmut und einer Art Wohlwollen für den so schmachvoll verratenen Gegner erfüllt.

„Gib mir Wasser. Es ist mein Kismet, das mich ereilt,“ keuchte er heiser.

„Prenk, bring Wasser oder Milch!“ schrie Schamyl, zur Kula gewendet.

Bei dem Namen zuckte Noz-Col zusammen, als ob ihn ein Schlag getroffen. Seine Augen weiteten sich. Er konnte die Kula nicht sehen, weil er in entgegengesetzter Richtung lag.

Prenk kam, einen Holzbecher in der Hand. Mit niedergeschlagenen Augen, ohne ein Wort zu sprechen, trat er in den Kreis. Er wollte dem Hauptmann den Becher überreichen.

Aber dieser lehnte ab. „Gib ihm selbst zu trinken, er dankt dir ja so vieles," meinte er spöttisch.

„Fort, du Lump!" schrie Noz-Col und zerrte in ohnmächtiger Wut an seinen Fesseln wie ein gefangener Löwe. „Lieber krepieren will ich, als von dir einen Schluck nehmen!"

„Ja, ja, die ehrlichen Adlersöhne*)!" rief Schamyl dazwischen. „Wenn sie nur Geld sehen! Für Geld lügen und betrügen hier selbst die Schweine! — Gib her," wandte er sich an Prenk, „ich werde einem tapferen Feinde selbst das Wasser reichen!"

Er bückte sich und ließ Noz trinken.

„Ich danke dir," sprach dieser aufatmend. „Ich muß mein Schicksal leiden. Binde mich noch einmal los, nur für einige Augenblicke — ich bitte dich, und stelle mich dem Verräter gegenüber."

„Nein, lieber Freund, du springst und läufst zu gut. Dich losbinden, heißt einem Fuchs die Falle öffnen, wenn er mit dem Bein schon drinnen sitzt."

„Ich gebe dir meine Bessa, daß ich nicht fliehen und keinen Versuch dazu machen werde. Stelle alle deine Leute mit geladenem Gewehr um mich herum und führe den Hund ohne Waffe wie mich in den Kreis."

Schamyl überlegte. Das würde ein Schauspiel werden! Mit der kalten Grausamkeit und Härte seiner Rasse dachte er, würde er ein Drama genießen wie nie wieder. Sein Versprechen betreffs der hundertfünfzig Goldpfund und des Gewehrs zu halten, war ihm nie in den Sinn gekommen, erst recht nicht, als er seinen Zweck erreicht hatte. Trotzdem konnte es noch vorteilhafter für ihn sein, wenn der

*) „Söhne des Adlers" nennen sich die Albanesen gern im Liede.

verächtliche Schurke von Noz wie eine Katze vom Wolf abgewürgt und der Zeuge des Verrats, der ihn allein zum Ziele geführt, beseitigt wurde.

Er ließ einen engen Kreis bilden und befahl Prenk, ohne Waffen hineinzutreten.

Prenk weigerte sich, von einem dunklen Angstgefühl getrieben. „Weißt du nicht, was du mir versprochen hast?“ brachte er stockend hervor.

„Gewiß, ich habe dir versprochen, daß er nicht nach Tuzi und nicht nach den Blockhäusern lebend käme — das will ich halten. Er soll ja auch nach Skutari zum Pascha, dem ich ihn lebendig einliefern will,“ antwortete höhnisch lachend Schamyl-Bei. — „Hier tritt hinein, und jetzt ruhig!“ schloß er barsch.

Ein Gendarm gab Prenk einen Stoß, daß er in den Kreis flog. Dann trugen sie Noz herbei und banden ihn los.

Dieser richtete sich auf und reckte die Arme, die ihm durch das Binden wie abgestorben waren. Die Adern seiner Stirn waren geschwollen und die blauen, sonst so gutmütigen Augen wie wahnsinnig vor Wut aufgerissen.

Prenk stand da, Todesangst im Gesicht und den rechten Unterarm zur Abwehr gegen einen Angriff halb erhebend.

Noz machte einen Schritt vorwärts, die Arme straff nach hinten gestreckt und die Finger gespreizt, als ob er sie im nächsten Augenblick um den Hals des Schurken krallen wollte. Noch einen Schritt ging er näher, keuchend vor Wut. Eine Stille herrschte, daß man eine Mücke summen hörte. Alle sahen gespannt das Opfer an, das da, ein Bild jammervollster Feigheit, seinen Feind erwartete. Jetzt stand Noz nur noch einen Fuß entfernt von seinem Verräter. Dann eine leichte Bewegung des Mundes und er spie Prenk mitten ins Gesicht.

„Bessabrüchiger Hund!“ zischte er voll tiefster Verachtung in der Stimme, drehte sich um, während Prenk mit dem Ärmel sich den Speichel aus den Augen und von der Nase wischte. Dann hielt der Giaksur wieder die Hände hin und forderte die Gendarmen auf, ihn zu binden.

„Ein Weib oder einen Zigeuner zu töten, ist für einen Mann eine Schmach. Der dort ist noch gemeiner, und meine Hände sollen sich mit dem vor Todesangst halbtoten Hunde nicht beschmutzen, darum erwürge ich ihn nicht. Seine Mutter wird auch so noch Bluttränen um ihn weinen. Seht nur seine Todesangst. Gebt ihm einen Tritt!“

Ein Gendarm tat, wie Noz wünschte. Prenk flog aus dem Kreise und lief ins Haus.

„Freundchen, du mußt entschuldigen,“ redete jetzt Schamyl Noz-Col an, „wenn ich dich an der Leine führe. Der Pfad neben dem Sem ist zu schmal. Ein Sprung, und du bist im reißenden Wasser, und ich komme um meinen Ruhm und meinen Lohn. Du hast schon so vielen eine Nase gedreht, die dich fest in der Klaue zu haben glaubten, daß man bei dir schon vorsichtig sein muß.“

„Tue, was du willst, aber ich werde nicht hineinspringen,“ antwortete Noz und hielt die auf den Rücken gebundenen Hände selbst hin, damit man einen Strick daran befestige, den ein Gendarm dann um sein Handgelenk schlang.

Ehe sie aus dem Hofe gingen, spie Noz auf die Schwelle des Tores und murmelte: „Kula des Verräters, möge dich der Blitz treffen, und mögen die Bewohner auslöschen von der Erde!“

So verließen sie die Kula. Sechs Gendarmen und Soldaten gingen einer hinter dem anderen als Spitze,

dann kam Noz-Col mit seinem ihn führenden Gendarmen und Schamyl, den Schluß bildeten wieder fünf Gendarmen, unter ihnen der verwundete mit dem Arm in einem Tuche. Er war vergnügt wie die anderen und trug dem Gefangenen den Schuß nicht nach.

Oben am Rande der Schlucht aber sahen zu beiden Seiten ganze Scharen der Gruda herab. Die aufsteigende dicke Rauchwolke hatte sie alarmiert. Sie verfolgten mit fieberhafter Spannung das Drama zu ihren Füßen und tauschten über die Schlucht hinüber ihre Ansichten aus.

Jetzt gerieten die Menschenknäuel oben am Rande der Schlucht in Bewegung. Alles rannte so schnell wie möglich dem Ausgange der Schlucht zu und stieg die Felsen hinab, um den Zug mit dem Gefangenen in der Nähe zu betrachten.

Noz-Col gewann seine stolze Haltung wieder. Jetzt, wo aller Augen doppelt scharf auf ihn gerichtet waren, hieß es Gleichmut und Seelenstärke zur Schau tragen, denn so verlangte das sein Ruhm als Held. Gehängt würde er ja doch. Aber seine Rache wollte er noch kühlen an Marku, vor allem an Prenk, seinem Ältesten.

Schamyl-Bei hatte ihm unterwegs gesagt, daß er für fünf türkische Pfund verraten und verkauft worden sei.

Als sie den Schluchtausgang erreichten, stießen sie auf einen großen Haufen Volks. Der ganze Stamm, Männer, Weiber, Kinder und Greise, war zusammengelaufen. Man empfing den Zug mit tiefem Schweigen. Schamyl-Bei ließ halt machen, die Bajonette aufpflanzen und einen Kreis bilden, in dessen Mitte der Giaksur erhobenen Hauptes einherging. Die Leine, an der ihn ein Gendarm bis dahin gehalten hatte, wurde von ihm selbst ergriffen.



Die Vorsichtsmaßregel war nötig, denn vielleicht befanden sich Freunde des Briganten unter den Gruda, die alle bewaffnet einherzugehen pflegten, und machten einen plötzlichen Überfall zu seiner Befreiung.

Nichts Dergleichen geschah. Die aufgepflanzten Bajonette schüchterten die Menge ein.

„Ja, schaut nur! Ich bin es, von einem eures ehrenwerten Stammes für fünf Goldpfund verraten und verkauft. Jetzt zeigt, ob ihr ein Stamm seid, der bessabrüchige Verräter zu strafen versteht!“ schrie Noz der Menge zu. „Aber so ist es, wer sich mit Hunden abgibt, bekommt Flöhe, und wer in einen Schweinestall tritt, kriegt Kot an die Füße. Eingeladen hat mich Marku selbst und gesprochen, daß in seiner Kula noch nie jemand Dreck gegessen habe. Mit silbernem Becher hat mich euer ehrenwerter Marku, der Adlersohn, als Gastfreund willkommen geheißen, und wenige Stunden später bin ich in der Kula eines gastwürgenden Geiers verkauft worden.“

Ein Murmeln des Abscheus ging durch den Haufen. Dann wurden Flüche und Drohungen laut.

Schamyl hatte Mühe, den Weg, der jetzt in der Ebene weiterführte, durch den Haufen sich herandrängenden Volkes freizuhalten.

Er stachelte aber den Gefangenen zu seinen Schmähungen noch mehr auf, weil ihm daran lag, Zwietracht zwischen Marku und seine Stammesgenossen zu säen. Wenn Marku auch nicht das erbliche Oberhaupt war und zu keiner der Erbadelsfamilien gehörte, so galt er doch als der tatsächliche Führer, hinter dem immer der Stamm geeint stand, wenn er gegen die türkischen Behörden rebellisch wurde und mit Aufstand drohte. Nur er allein besaß Ansehen und Macht genug, um den ganzen Stamm zu einheitlichem Handeln zu bestimmen. Je mehr deshalb Marku an Ansehen verlor,

wenn auch nur durch die Schmach seines ältesten Sohnes, um so besser war es.

„Ist das wahr," schrie jetzt der Bairaktar aus der Menge, „was Noz da alles sagt?"

„Ganz gewiß. Geht und fragt den braven Prenk ruhig nach meinen fünf Goldpfund," antwortete Schamyl schadenfroh und voll Hohn.

„So soll er vor das Stammesgericht!" riefen Hunderte von Stimmen.

„Das hoffe ich. Wenn ihr ihn nicht richtet nach Gesetz und Herkommen, so werden meine Blutsbrüder dreifach Blut von ihm nehmen und in der ganzen Malzia verkünden, daß euer Stamm Bessabrüchige nicht zu strafen versteht. Aber die Bestechung reißt dem Bestochenen die Augen aus!" rief Noz.

Plötzlich geriet der Zug ins Stocken. Schamyl-Bei blieb ebenfalls stehen.

Um einen niedrigen Hügel herum, der die Aussicht nach Podgoritza verbarg, tauchten drei Gestalten auf, die auf den Haufen zukamen.

Schon am stolzen Gange erkannte man, daß es Marku e Zij war, hinter ihm sein Weib Drano, das unter der Last eines schweren Mehlsackes auf dem Rücken gebeugt ging, während Marku nur sein Gewehr trug. Neben dem Vater ging Njin.

Sobald Marku den Menschenhaufen bemerkte, machte er halt und nahm das Gewehr schußbereit vom Rücken, als ob er eine böse Ahnung hätte, daß er es gebrauchen könnte. Er konnte nur erkennen, daß in der Menschenmasse ein fester Kern an der Spitze sich vorwärts schob.

Jetzt waren die ersten bis auf dreißig Schritte heran. Da erkannte er Noz-Col gebunden und von Soldaten umgeben.

Auch dieser sah ihn jetzt und schrie: „Deinem edlen Sohne verdanke ich das. Sieh her! Eher hätte ich Ähren im Schnee suchen sollen als Bessatreue in deiner Kula. Du, Vater des Verräters, hast mich selbst eingeladen und mir den Trunk gereicht, und für fünf Goldpfund hat dein Hundesohn mich verkauft.“

Marku erbleichte. Schamyl gab das Zeichen zum Halten. Er freute sich der öffentlichen Brandmarkung und der Schändung des guten Namens dieses trotzigen und stolzen Skipetaren, dessen Einfluß den türkischen Behörden ein Dorn im Auge war.

Aus dem Gesicht des schwarzen Marku war alles Blut gewichen, seine Farbe nahm einen schmutziggrauen Ton an wie bei einem Toten. Er faßte sich an die Kehle, als ob er dort etwas fortdrücken wollte, das ihn zu ersticken drohte. Sein Mund bewegte sich dabei, doch kein Wort kam heraus.

„Ja, ja — er spricht die Wahrheit, aber dir scheint die Sprache vergangen zu sein. Ich selbst habe deinem Sohne fünf Goldpfund gegeben, denn ich nehme keinen Dienst umsonst,“ spottete jetzt auch Schamyl.

Marku sah noch immer wie versteinert bald den Giakfuren, bald den Hauptmann an.

„Seinen Gänserichen schneidet er die Kehle ab, damit die Gänseehre nicht befleckt wird, wenn sie mit meinen kämpfen, weil man mir nachsagt, was ihm bewiesen ist,“ krähte plötzlich Mail Dzonas Stimme hämisch aus dem Haufen.

Das riß Marku aus der Erstarrung. Mit geballter Faust und funkelnden Augen ging er auf den Schmäher los. „Du wagst es, mich zu beschimpfen und mich zum Mitschuldigen zu stempeln, du Lump?! Noch ein Wort und ich jage dir eine Kugel durch die Lungen. Beim Glauben, das sage ich dir, das sollst du büßen. Zwischen

uns grüßen sich von jetzt ab nur die Gewehre. Aber erst das eine, dann das andere.“ Zu Noz-Col sich wendend, rief er mit bebender Stimme: „Beim Haupte meiner toten Mutter, Noz, ich bin unschuldig an dem Verrat.“

„Bist du das, so geschehe dem Verräter nach Gesetz und Herkommen,“ erwiderte heftig Noz, „sonst spreche ich den Fluch, daß dein Pulver nie Feuer fangen, dein Geschlecht verlöschen, die Kugel euch durch die Kehle jagen möge, während ihr den Bissen im Munde habt, daß euch die Erde drücken möge, und daß ihr als Vampir auf den Gräbern herumirren sollt, bis eure Gebeine der Stamm ausgräbt, um sie zu verbrennen. Willst du keinen Teil haben an dem Verrat, so werden wir ja sehen, was du tust. Ich hätte den Schurken mit eigener Hand erwürgen können, aber ich habe ihm nur ins Gesicht gespieen. Frage die Zapties, denn sie sind Zeugen gewesen. Hast du keinen Teil an der Schurkerei, so zeige es!“

„Beim Blute Jesu Christi — das werden wir!“ rief Marku e Zij mit heiserer Stimme und eilte mit stürmischen Schritten durch die abergläubische Menge, die wie versteinert über die furchtbaren Flüche des Giakſuren dem schwarzen Marku eine Gasse machte, davon, hinter sich die schreckensbleiche Drano und den angstvoll dreinschauenden Njin.

Der stolze Mann sah jetzt niemand ins Gesicht. Zum ersten Male in seinem Leben senkte er die Blicke. Der Kopf und der steile Nacken waren heute wie von einer Zentnerlast gebeugt unter der Schmach und Schande, die auf seinem Namen und seiner Sippe lastete.

Die Gruda sahen ihm nach. Fast alle hatten tiefes Mitgefühl und sprachen ihre Überzeugung aus, daß er

unschuldig sei an dem Verbrechen, das für sie als das schlimmste galt, das ein Malzore begehen konnte.

Bis zum Hügel begleiteten sie noch den traurigen Zug, um ihn von dort in der Ferne auf seinem Wege nach Tuzi zu verfolgen. Sie blieben in Gruppen zusammen stehen und konnten sich nicht trennen, denn ein solches Verbrechen, begangen an dem berühmtesten Giaksuren der Malzia und dazu von dem ältesten Sohne des Mannes, der in Sachen der Ehre und des Rechts die größte Achtung und den größten Einfluß genoß, das war von den ältesten Leuten des Stammes nicht erhört worden.

Marku schritt immer eiliger aus. Eine kurze Strecke hielt sich Drano voll Sorgen um ihren ältesten Sohn dicht hinter ihn. Aber dann nahm ihr der Lederriemen über der Brust mit dem Sack auf dem Rücken den Atem. Sie machte halt und keuchte.

„Njin," wandte sie sich leise an ihren Sohn, „trage den Sack langsam nach oder warte hier bei ihm, bis ich einen der Brüder geschickt habe." Sie eilte dann, um ihren Gatten einzuholen.

Njin sah sich plötzlich allein, begann zu weinen und sich zu fürchten. Er warf den Sack zu Boden und rannte gleichfalls, so rasch er konnte, hinter den Eltern her.

„Mutter, ich habe solche Furcht um dich! Vater sieht so wild aus. Ich lasse dich nicht allein gehen," schluchzte er leise, als er seine Mutter erreichte.

„Kind, bete zur schmerzhaften Mutter. Sie muß uns helfen. Es gibt sonst ein fürchterliches Unglück," raunte angstvoll Drano, die selbst froh war, jemand bei sich zu haben.

Sie sah von der Seite, wie die Backen- und Schläfenmuskeln bei Marku wie im Fieber spielten und krampf-

artig heraustraten, was sie in ihrer Ehe nur dann gesehen hatte, wenn er in rasenden Zorn geriet.

Jetzt waren sie am Eingange der Schlucht und eilten zwischen Felswand und Fluß den Pfad entlang.

„Mein Gott, mein Gott!“ flüsterte Drano von Zeit zu Zeit wie geistesabwesend. Es konnte ja alles nicht wahr sein, alles nur Verleumdung, denn ihr Ältester, ihr Liebling, tat so etwas sicherlich nicht. Seiner Geburt verdankte sie den Frieden; die drohende Scheidung hatte er mit seinem Kommen verhindert.

Es war nicht nur Mutterliebe zum ersten der Söhne, es war auch Dankbarkeit, daß sie an diesem Kinde mit jeder Faser hing. Daß es gerade dieser Sohn sein mußte! Wenn der dritte oder vierte der Söhne sich vergangen hätte, sie würde es weniger hart empfunden haben.

Noch einige Schritte, dann kam die letzte Ecke, von der aus sie die Kula liegen sehen konnten.

Marku lief jetzt förmlich, und Drano schlug vor Angst das Herz bis zum Halse hinauf.

Äußerlich lag die Kula friedlich, nur die Felswand erschien an der Stelle des Schweinestalles schwarzberußt, auch stiegen dort noch feine, durchsichtige Rauchwolken, schwebend wie blaue Schleier, in die Luft. Der überragende Maulbeerbaum zitterte indes von Zeit zu Zeit heftig in seiner mächtigen Krone. Offenbar warf jemand mit einem Stein oder einem Knüppel in sein Geäst, um die reif daran hängenden Beerenfrüchte herunterzuschlagen, wie das um diese Zeit jeden Abend geschah, wenn die Sau mit ihren Ferkeln in den Hof gelassen wurde, um die süßen Früchte unter dem Baum zu fressen.

Drano fiel plötzlich die Prophezeiung der alten Zorka ein:

„Wenn der Fremdling um ein Dach dich fragt,
Wenn die Sau die Frucht am Maulbeer nagt,
Hütet Pulver, Flinte, Blei,
Denn der Tod geht dicht vorbei.“

Die Angst beflügelte ihren Fuß, und sie hielt sich dicht hinter dem Gatten, als er in das offene Hoftor trat.

Mit einem Blicke sah er das Bild der Verwüstung, die rauchenden Trümmer des Stalles, die zertretenen Beete des Gartens und die hungrigen, unter dem Baum suchenden und quiekenden Ferkel mit der grunzenden Muttersau, denen zwei seiner Söhne Früchte von dem Baum mit Knütteln und Steinen herunterholten.

Als sie den Vater erblickten, gingen sie auf ihn zu, um ihm aufgeregt zu melden, was Prenk ihnen vorgelogen hatte.

„Ruhig — ich weiß alles!“ wehrte ihnen Marku. Dann rief er mit Donnerstimme: „Prenk!“

Scheu und gedrückt, das böse Gewissen in den Augen, trat der Gerufene zögernd und bleich aus der Kula; ihm folgten die beiden übrigen Söhne des Marku.

„Wo sind die fünf Goldpfund?“ schrie Marku e Zij.

Und Prenk, der sich ein ganzes Märchen ausgesonnen hatte, das er dem Vater erzählen wollte, griff in den Gürtel und überreichte sie gehorsam.

Markus Gesicht nahm zum zweiten Male jene unheimliche und unheilverkündende graue Farbe an. „Du Hund!“ keuchte er und schleuderte mit einer solchen Wucht die Goldstücke dem Sohne ins Gesicht, daß ihm das Blut von Nase und Lippen tropfte. Dann griff er nach dem Revolver.

Aber im selben Augenblick warf sich Drano über ihren Lieblingssohn, ihn umklammernd und mit ihrem Körper deckend.

„Schieß nicht, schieß nicht — oder durchbohre mich mit!“ schrie sie angstvoll auf. Sie drückte dabei den Kopf ihres Ältesten an ihre Brust und wandte ihr Gesicht nach rückwärts, um jede Bewegung des wütenden Gatten zu beobachten. Ihre Mutterliebe hatte alle Furcht vor ihm niedergeworfen.

Marku betrachtete sie mit Verachtung. Also dieses Weib hatte er geheiratet, um die Bessa seiner Eltern nicht zu schänden. Ach, sie hatte gemeines Blut in den Adern, denn sie war eine Wassojewitschi, die sich beständig mit den Kauri*) vermischen. Und der Bursche da, den sie mit ihrem Leib schützte, war ihr, nicht sein Blut. Der ganze schlummernde Haß gegen das Weib, das er ertragen hatte und um dessentwillen er auf die geliebte Naïla verzichtete, stand plötzlich in seinem Innern auf.

Seine äußere Ruhe kehrte mit einem Male zurück. Er ließ die Hand vom Revolver los und sprach mit kalter Stimme zu Drano: „Du hast an dem Blutgeld gesehen, daß er die Bessa gebrochen hat, den Gast des Hauses verkauft und unauslöschliche Schande auf unsere Ehre gehäuft hat. Und du willst ihn schützen? Nimm ihn und kehre zu deiner Sippe zurück, aber ich zerschneide dir den Gürtel und reiße dir die Quasten von der Schulter. Setzt je wieder eines von euch beiden einen Fuß auf unser Stammesgebiet, so erschieße ich ihn. Die fünf anderen Söhne bleiben bei mir. Also wähle zwischen ihm und den fünf anderen Söhnen und meiner Kula!“

Drano ließ ihren Ältesten los und sah voll Verzweiflung wortlos den Gatten, dann die übrigen Söhne an.

---

*) Spottnamen der Albanesen für ihre montenegrinischen Erbfeinde.

„Nein, Mutter soll nicht von uns gehen!“ weinte plötzlich Njin laut auf und faßte Drano um den Hals, seine tränenüberströmten Wangen an ihren Arm pressend.

Und das Weib des Marku setzte sich bitterlich weinend auf die Stufe der Kula und schlug beide Hände vors Gesicht, ohne Antwort auf die furchtbare Frage zu geben.

„Geh in die Kula und nimm ihn mit!“ erklang jetzt wieder die harte Stimme des Gatten.

Sie tat, was Marku geheißen, einen leisen Hoffnungsschimmer im Herzen, daß sie Prenk doch retten könnte, da er ihn in der ersten Wut nicht getötet hatte.

Prenk ging hinter ihr her wie ein geschlagener Hund, verfolgt von den feindlichen Blicken der Brüder.

Marku aber schritt zu dem Eingang der kurzen Höhle. Er kroch bis ans Ende und öffnete den Deckel einer dort stehenden Truhe aus Eichenholz. Sie war halb gefüllt mit Silbermünzen, türkischen Madschidchs, österreichischen Kronen und serbischen Dinars. Sein Barvermögen, das er in diesem Schlupfwinkel versteckt hielt, war also gerettet. Er rief die Söhne Vuk und Lesch, daß sie ihm halfen, die schwere Last in die Kula zu schaffen.

Dann hieß er die vier Söhne ihre Gewehre nehmen und draußen warten. Er selbst trat an die Wand des Herdes, wo die Waffen hingen, nahm die Flinte Prenks, den die Mutter ins Frauengemach gebracht hatte, um ihn dem Blick des Vaters zu entziehen, von der Wand und ließ durch Drano seinen Revolver fordern. Mit den beiden Waffen in der Hand trat er aus dem Tore und warf sie in großem Bogen in die rauschenden Fluten des Sem. Sodann holte er die Schlafdecke des Ältesten, seinen Mantel aus grobem braunen Filz mit einer

spitzen Kappe daran und alles Eigentum und die Gebrauchsgegenstände Prenks, die er finden konnte. Sie alle schleuderte er in den Fluß, als ob er die Kula von Unrat reinigen wollte. Die fünf Goldstücke kratzte er mit der Sohle seiner Opanken zusammen, niemand wagte sie anzurühren, schob sie bis zur Schwelle des Hoftores und stieß mit dem Fuße so lange nach ihnen, bis sie gleichfalls in weitem Bogen in den Sem fielen. Offenbar glaubte er sich zu beschmutzen, wenn er das Judasgeld mit der Hand nochmals berührte.

Nachdem das geschehen war, begab er sich zu einem offenen Schuppen, wo die Geräte für den Ackerbau lagen. Er wählte da eine große Schaufel und Hacke aus, rief Njin und drückte sie ihm stillschweigend in die Hand. Das alles tat er mit äußerer Ruhe. Seine Selbstbeherrschung schien zurückgekehrt. Nur die geblähten Nasenflügel, die Falte zwischen den Augenbrauen, die Wortlosigkeit seines ganzen Gebarens verrieten die grenzenlose Wut, die in ihm unvermindert weiterkochte.

Seine Söhne kannten ihn wohl und hüteten sich, eine Frage zu stellen.

Drano saß in ihrem Gemach, den Kopf in die Hand stützend. Die Tränen rannen ihr still über die kummervollen Wangen.

„Prenk, komm heraus!“ schreckte sie jetzt die Stimme Markus auf, der mit dem Gewehr auf dem Rücken eintrat. „Nimm Abschied von deiner Mutter.“

Drano sprang auf und umarmte laut weinend ihren Ältesten und Lieblingssohn. „Marku, er ist unser Erstgeborener. Um der schmerzhaften Mutter Gottes willen verzeihe ihm!“ flehte sie und bedeckte das Gesicht des Sohnes mit Küssen und Tränen.

Marku antwortete nicht, sondern hieß Prenk in den

Hof treten. Dieser machte sich nur mühsam von der Mutter los. Kaum war er draußen, als Drano sich an den Arm des Gatten klammerte.

„Was willst du mit ihm tun, Marku?“ schrie sie voll Angst. „Du tötest mich, es ist mein Ältester, meine Erstgeburt. Marku, er ist vielleicht doch unschuldig.“

Marku versuchte sie stumm abzuschütteln.

„Nein, ich lasse dich nicht, bis ich weiß, was du tun willst!“ kreischte Drano voll furchtbarer Angst.

„Ich habe ihn dir überlassen. Du wolltest ihn nicht, jetzt gehört er mir!“ stieß Marku durch die Zähne hervor, machte sich mit einem heftigen Ruck los, zog die Kulatür hinter sich zu und drehte den langen, schweren Schlüssel zweimal um.

„Prenk, du gehst voran! — Ihr anderen folgt nach dem Alter, und du, Njin, trägst Spaten und Hacke,“ wandte er sich an die Söhne.

Still und gedrückt verließ der Zug die Kula, den Weg zur Ebene einschlagend.

Da scholl von der Kula her ein markdurchdringender Schrei.

Njin drehte sich mit ängstlichem Gesicht und Tränen in den Augen um und sah, wie die Hände der verzweifelten Mutter durch eine Schießscharte der Seitenwand griffen und wie ihre Finger sich mit brechenden Nägeln an die Steine der Außenwand krallten, als ob sie die Mauern einreißen wollte.

Dazu der Schrei wie von einem Tiere, dem das Junge geraubt wird, und das voll wütenden Schmerzes an den Eisenstäben des Zwingers die Pranken sich blutig schlägt.

„Marku, was willst du mit ihm? Marku, Marku! Ich will ihn nehmen und mit ihm gehen. Marku, ich

will mit ihm. Marku, höre doch!" gellte Dranos Stimme durch die Schlucht.

Aber der schwarze Marku tat, als höre er nicht.

„Vorwärts!" gebot er hart, und seine Augen bohrten sich wie zwei Spieße in Njins ängstliches Gesicht, daß er erschreckt wieder vorwärts strebte und sich nicht mehr umzudrehen getraute.

Allmählich verhallte die Stimme der verzweifelt rufenden Drano, und der Zug hatte bald die Mündung der Schlucht erreicht.

Nur noch kleine Gruppen standen zerstreut in der Ebene, um die Vorfälle zu besprechen.

Die Sonne sank wie eine blutige Scheibe hinter den Zacken der Zernagora in die Adria, als Marku mit seinen Söhnen die steinige, von der Sonnenglut ausgedörrte Ebene zu durchschreiten begann.

In kurzer Zeit ballte sich wieder ein Knäuel von Hunderten von Weibern, Kindern und Männern am Wege zusammen, der nach Tuzi führt.

Aber man drängte sich nicht heran, sondern blieb in einiger Entfernung stehen und ließ den Zug vorüber. Kaum daß die Menge flüsterte, denn wie Gewitterschwüle lag es auf den Gemütern, als sie das noch finsterer als sonst schauende Gesicht des schwarzen Marku sahen.

Der Respekt vor ihm war so groß, daß man ihm nur von weitem zu folgen wagte.

Auf dem letzten Hügel, dort, wo eine Stunde vorher der Zug mit dem unglücklichen Noz-Col und der heimkehrende Marku zusammengestoßen waren, blieben die Scharen stehen, weil sie von dort aus die Ebene bis nach Tuzi und Podgoritza übersehen konnten. Es war derselbe Hügel, den Drano im Traume gesehen und auf dem sich die Vaitoiza, in eine schwarze Riesenwolke umgewandelt, niedergelassen hatte.

„Was hat er nur vor? — Was will er mit dem Ältesten, der kein Gewehr hat?“

„Er führt ihn nach Tuzi, um ihn dem Noz auszuliefern.“

„Was soll der Spaten und die Hacke?“

„Er wird doch nicht —“

„Bei meiner Seligkeit, sie biegen zum Kirchhof ab!“ schrie ein junges Weib mit einem Säugling an der Brust entsetzt auf.

In der Tat bog der Zug vom Wege ab zum Kirchhof in der Ebene. Ein alter wüster Platz mit eingesunkenen, zerfallenen Gräbern und umgestürzten oder windschiefen rohen Steinkreuzen war es, von Dornengebüsch und Unkraut überwuchert.

Marku befahl den Söhnen, halt zu machen. Er ging abseits von den Gräbern zu einer einsamen Akazie und untersuchte den Boden. Dann winkte er mit der Hand dem todesbleichen ältesten Sohne.

Prenk kam wie ein Geschöpf, das keinen Willen mehr hat.

„Hierher stelle dich!“ befahl Marku.

„Vater! Schamyl hatte das Gewehr des Noz gefunden, ich konnte nicht mehr anders. Ich —“

„Still, du Hund! Konntest du nicht ehrenhaft leben, häufe wenigstens im Sterben nicht noch die Schande der Feigheit auf uns.“

Da verstummte Prenk, gab sich einen Ruck und stellte sich an den Baum.

Marku e Zij wandte sich jetzt an die anderen Söhne und sprach düster, aber fest: „Er hat Schimpf und unaustilgbare Schande auf unsere Sippe und jeden einzelnen von uns getürmt. Wir können nur unsere Unschuld beweisen, wenn wir gemeinsam strafen. Er war der erste Bessabrecher der Sippe, und er soll der letzte

sein, so Gott will. Ich zähle bis drei. Ihr stellt euch hier in einer Reihe vor mich hin und zielt auf die Brust, ich werde auf die Stirn halten. Du, Njin, trittst auf die Seite, damit du siehst, was es heißt, die Bessa brechen und einen Gastfreund verraten. An dem Baum sollt ihr ihn nachher begraben."

Die Söhne taten stumm, wie ihnen befohlen war, und stellten sich sechs Schritte von Prenk entfernt auf und warteten.

„Bete dein letztes Vaterunser und bitte Gott für deine Ruchlosigkeit um Vergebung!" befahl jetzt Marku kalt seinem Ältesten.

Prenk bewegte mechanisch die Lippen und starrte wie geistesabwesend bald den Vater, bald die Brüder an.

„Bist du fertig?" fragte hart und erbarmungslos nach kurzer Weile Marku.

Prenk nickte. Er sah die fünf Läufe auf sich gerichtet, aber er stierte nur in die Mündung des väterlichen Gewehrs. Auge in Auge trafen sich ihre Blicke und sahen doch an sich vorbei, der eine in die Mündung, die ihn im nächsten Augenblick vom Leben zum Tode bringen, der andere zwischen die Augen des Ältesten, um den Platz zu suchen, wo die Kugel das Richteramt an seinem eigenen Fleisch und Blut besiegeln sollte.

Vergebens kämpfte Prenk gegen die Angst. Er fühlte, wie sich ein schwarzer Schatten zwischen ihn und die Mitwelt schob. Ein Gefühl der Übelkeit stieg langsam in ihm hoch.

„Paßt auf!" scholl jetzt wieder die scharfe Stimme Markus. „Ich zähle kurz. Auf drei schießt ihr."

Es war das letzte, was Prenk wie ein wirres Echo verstand.

Während die Weiber auf dem Hügel in der Ferne

voll Entsetzen die Hände an Wangen und Ohren schlugen und von Grausen und Angst gepackt eine Strecke davonrannten und doch wieder halt machen und hinsehen mußten, hoben Vater und Brüder dort unten die Büchsen.

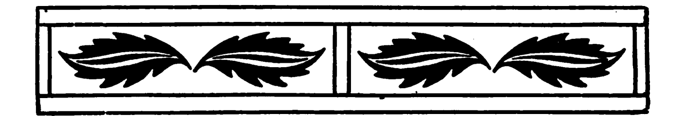
Ein Krachen und Aufblitzen von fünf Büchsen vermischte sich gleichzeitig mit dem wahnwitzigen Aufschrei aus Hunderten von Kehlen.

Im selben Augenblick sank die Gestalt Prenks wie vom Blitz getroffen zusammen.

Njin schluchzte laut auf, und die Brüder traten still zum Toten, ihn zu bestatten.

Marku aber warf trotzig sein Gewehr über die Schulter und wandte sich heimwärts. Stolzen Ganges, den muskulösen Nacken nach hinten durchbiegend wie sonst und die Augen kalt geradeaus richtend, schritt der schwarze Marku mit erhobenem Haupte durch die voll Grauen ihn anstarrenden Weiber und achtungsvoll grüßenden Männer, ohne zu danken, seiner Kula am Sem zu. Sein Herz schlug ruhig.





Wie die Glocken entstehen.

Von E. E. Weber.

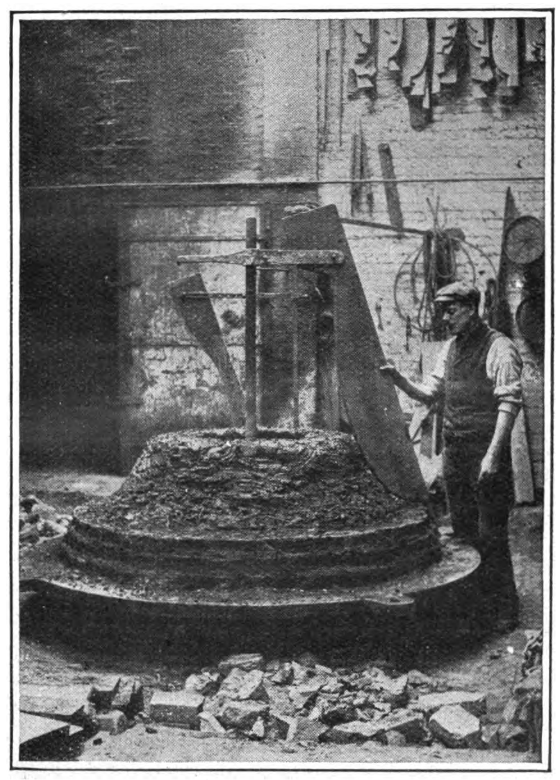
Mit 6 Bildern. **(Nachdruck verboten.)**

Kleine Glocken wurden bereits im frühen Altertum verwendet. Schon die Ägypter bedienten sich ihrer bei der Verehrung der Götter, die jüdischen Hohenpriester trugen an ihrer Kleidung goldene Glöckchen, und bei den Griechen läuteten mit ihnen die Priester der Persephone bei den Kulthandlungen. Die Römer gebrauchten kleinere Glocken bei der Bekanntmachung öffentlicher Versammlungen.

Große Glocken dagegen, die den Zweck haben, die Gläubigen nach dem Gotteshaus zu rufen, kamen erst mit dem Christentum auf. Anfänglich wurden sie geschmiedet, und man hing sie an Holzgestellen neben den Kirchen auf. Diese Holzgestelle wurden dann später in gemauerte Türme umgewandelt, die nun mit dem Kirchengebäude architektonisch verbunden wurden.

An die Stelle der geschmiedeten großen Glocken traten im Beginn des 5. Jahrhunderts gegossene Glocken. Wahrscheinlich ist das Glockengießen in dem kupferreichen Kampanien erfunden worden. Der Ort Cimitile bei Nola in Kampanien erhebt den Anspruch darauf, den ältesten Glockenturm der Christenheit zu besitzen. Nachweislich wurden Kirchenglocken in Frankreich im 7. Jahrhundert und in Deutschland im 8. Jahrhundert in der heutigen Weise verwendet. Auch wurde es in dieser Zeit schon üblich, die Glocken

feierlich zu weihen oder zu taufen. Bald nachher blühte dann auch in den großen deutschen Handelsstädten das Gewerbe der Glockengießer auf, das sich verschiedent-



Aufmauerung des Kerns.

lich in einer und derselben Familie Jahrhunderte hindurch forterbte.

Schillers herrliches Gedicht „Das Lied von der Glocke“ beginnt mit den Worten:

„Festgemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt."

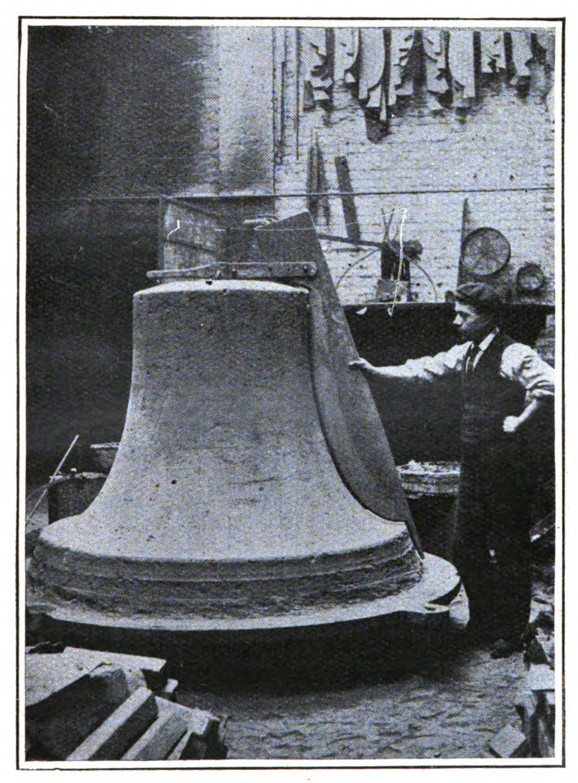
Im weiteren Verlauf geht dann der Dichter zur Bereitung der Glockenspeise und im Anschluß daran zum Guß über. Er hat also den wichtigsten Abschnitt in der Glockenanfertigung nicht geschildert, die Herstellung der Form.

Soll eine Glocke gegossen werden, so wird zuerst von der Gesamtform der sogenannte Kern aufgemauert. Er gibt die Höhlung für die beabsichtigte Glocke ab. Der Kern wird selbst hohl gelassen, da in ihm die Spindel zur Führung der Schablone angebracht und in seinem Innern später ein Feuer zum Trocknen angezündet wird. Das rohe Mauerwerk wird schichtenweise mit Lehm beworfen, der geglättet und von Zeit zu Zeit getrocknet wird. Dann folgt ein Anstrich mit feingesiebter Holzasche, die mit Leimwasser zum besseren Anhaften angerührt ist. Hat der Kern im wesentlichen die gewünschte Form erhalten, so werden ihm nunmehr die genauen Umrisse mittels einer Schablone gegeben. Nach der Schablonierung wird in seinem Innern Feuer eingelegt und er bei einer mäßigen Temperatur getrocknet.

Für die weitere Anfertigung der Form gelangen zwei Methoden zur Anwendung. Gewöhnlich verfährt man in der Weise, daß man auf den Kern Lehm aufträgt, um daraus das sogenannte „Hemd" herzustellen. Das Hemd entspricht der in Aussicht genommenen Metallstärke der Glocke und stimmt demnach in seinem Umriß mit der äußeren Form des Glockenkörpers überein. Zum letzten Überzug des Hemdes benützt man eine Mischung von Talg und Wachs. Auch dem Hemd werden schließlich mittels einer Schablone die genauen Umrisse verliehen. Auf der Außenfläche des Hemdes

werden sodann die Verzierungen wie Kränze, Wappen und Inschriften in Wachsformen aufgesetzt.

Jetzt schreitet man zur Anfertigung des Mantels.



Schablonierung des Kerns.

Über dem Hemd wird zu diesem Zweck Zierlehm aufgetragen, bei dem der Lehm mit Ziegelmehl und Kälberhaaren gemischt ist. Diese Masse muß sich der Oberfläche des Hemdes lückenlos anschmiegen. In die äußeren

Schichten des Mantels werden eiserne Schienen und Reifen gelagert, an denen Haken zur späteren Abhebung des Mantels sitzen. Wird dieser zuletzt getrocknet, dann schmelzen der feine Wachsüberzug des Hemdes sowie die Wachsformen der Verzierungen, so daß sich also der Mantel vom Hemd ablöst.

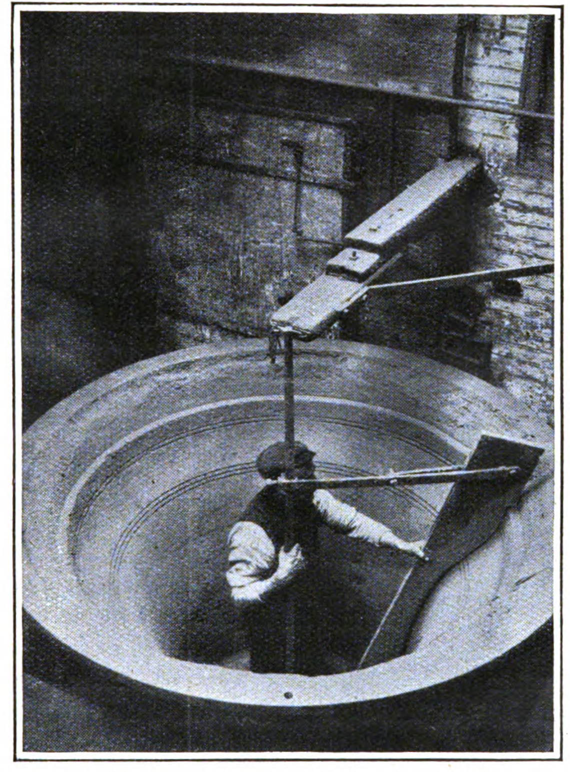
Die Form der Krone mit ihren sechs Henkeln wird für sich angefertigt und in die obere Öffnung des Mantels eingesetzt. In der Kronenform befinden sich das Gießloch und die Windpfeifen, durch die beim Gießen die in der Form enthaltene Luft entweichen kann.

Nach der zweiten Methode fertigt man den Mantel durch Schablonierung seiner Innenfläche an, so daß bei diesem Verfahren, da zwischen der Oberfläche des Kerns und der Innenfläche des Mantels ein dem Hemd entsprechender Hohlraum ausgespart wird, die Auftragung des Hemdes auf den Kern wegfällt.

Sind nun sämtliche Teile der Gesamtform fertig, so wird bei der zuerst geschilderten Formungsmethode der Mantel mittels eines Flaschenzuges, dessen Seile an den erwähnten Haken befestigt sind, von Hemd und Kern abgehoben. Darauf wird das Hemd stückweise abgebrochen. Auf diese Weise wird also jetzt der Hohlraum hergestellt, der, nachdem der Mantel wieder über den Kern gesetzt worden ist, später mit dem Glockengut ausgegossen wird und somit den Glockenkörper liefert. Der Kern wird, soweit er noch hohl ist, mit Erde und Steinen ausgefüllt.

Jetzt kann die Form zum Guß verwendet werden. Zuerst wird der Kern in die vor dem Flammofen befindliche Dammgrube verbracht und darauf über ihn der Mantel gesetzt. Nachdem die Fuge rund um den unteren Rand mit Lehm verstrichen worden ist, wird die Dammgrube mit Asche, Erde und Steinen angefüllt

und das Füllmaterial, um den Widerstand des Mantels gegen die flüssige Glockenspeise zu erhöhen, mit einer Handramme festgestampft. Alsdann wird die Gußrinne



Schablonierung der Innenseite des Mantels.

aus Lehm vom Stichloch des Flammofens nach dem Gießloch der Glockenform angelegt.

Als Glockenspeise benützt man eine Mischung von Kupfer und Zinn, die in dem Flammofen geschmolzen

wird. Das Verhältnis des Kupfers zu dem Zinn wechselt verschiedentlich, durchschnittlich verwendet man aber auf 3 Teile Kupfer 1 Teil Zinn. Zuerst wird alles Kupfer geschmolzen. Dann setzt man ihm zwei Drittel des Zinns hinzu und läßt, wenn die Masse in Fluß geraten und das Gekrätz abgeschöpft worden ist, den Rest des Zinns folgen. Nun wird das Stichloch des Ofens geöffnet, und jetzt, um mit Schillers Worten zu sprechen:

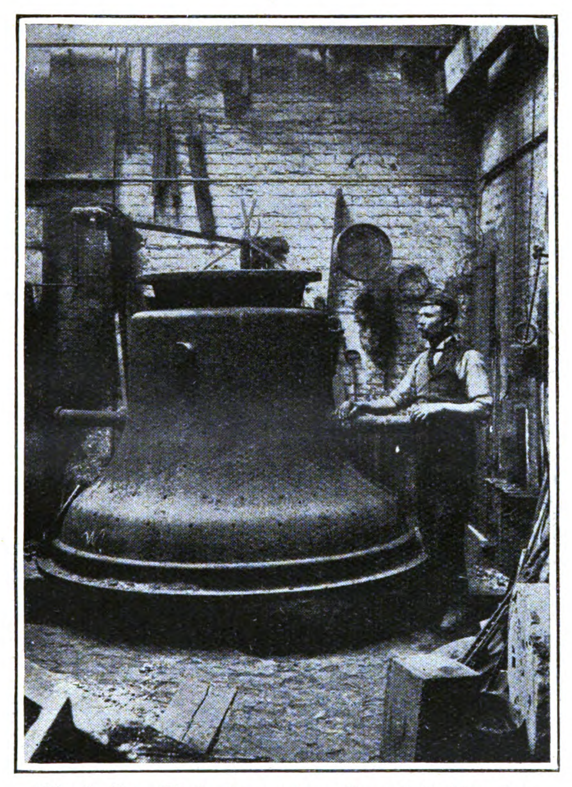
„Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen."

Nach einer Abkühlung von einem bis zwei Tagen wird die Dammgrube geleert, der Mantel abgebrochen und die Glocke emporgewunden.

Jahrhundertelange Erfahrungen haben sowohl für die Ausmaße als auch für die Metallstärke einer jeden Glocke eine stets eingehaltene Norm geschaffen. Den größten Durchmesser weist die Glocke an der Mündung auf, die größte Metallstärke am Schlagring oder Kranz, wie der Umkreis genannt wird, gegen den der Klöppel schlägt. Die größte Weite beläuft sich auf das Fünfzehnfache, die Höhe, außen schräg an der Glocke gemessen, auf das Zwölffache der Metallstärke am Schlagring. Von diesem aus verringert sich bis zur halben Höhe die Stärke der Glockenwandung mehr und mehr. Von der halben Höhe an beträgt sie in der ganzen oberen Hälfte, dem Obersatz, gleichmäßig nur den dritten Teil von der Dicke des Schlagringes.

Der Ton der Glocke ist von verschiedenen Umständen abhängig. So geben Glocken, bei deren Glockenspeise auf 78 Teile Kupfer 22 Teile Zinn zugesetzt werden, den hellsten Ton. Vornehmlich richtet sich aber die Höhe oder Tiefe des Glockentones nach der Weite der Mündung. Die Erfahrung hat gelehrt, daß eine Glocke

von 83 Zentimeter Mündungsweite und einem Gewicht von 300 Kilogramm ungefähr den Ton des zweigestrichenen c ergibt. Unter Berücksichtigung des Verhältnisses

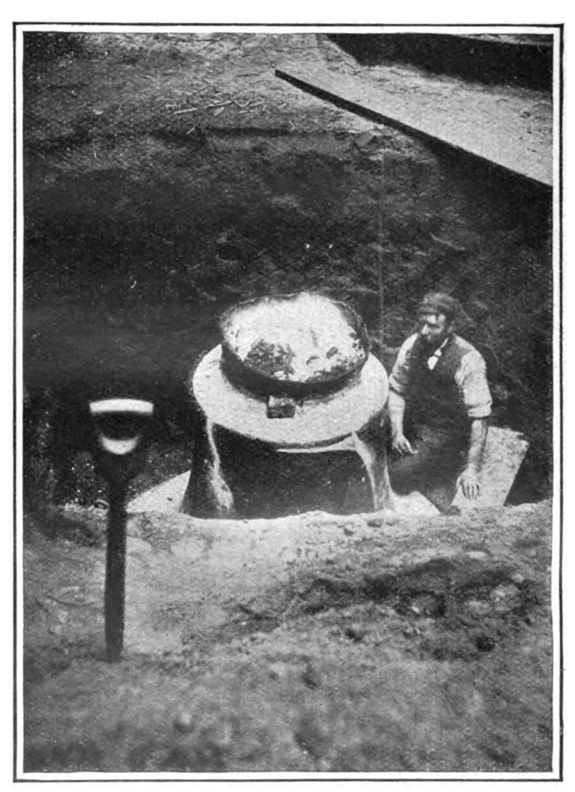


Die fertige Glockenform; der Mantel ist über den Kern gesetzt.

der Schwingungszahlen, das für die Töne einer Oktave besteht, läßt sich daraus bei der gleichen Mischung der Glockenspeise berechnen, welchen Durchmesser und

welches Gewicht eine Glocke erhalten muß, um in einem bestimmten Ton zu erklingen.

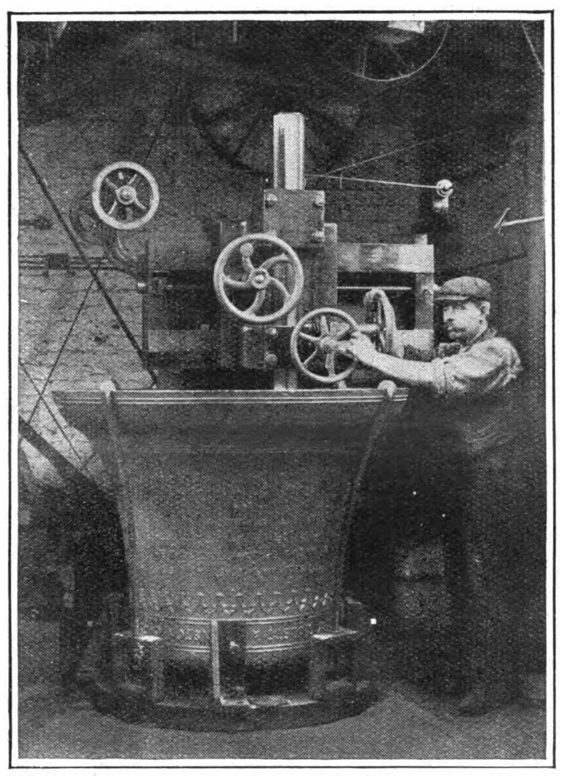
Am wohlklingendsten erscheint unserem Gehör ein



Der Kern in der Dammgrube.

Geläute, bei dem die einzelnen Glocken untereinander zu einem möglichst vollkommenen musikalischen Akkord zusammenwirken. Der harmonischeste Wohlklang wird deshalb bei drei Glocken erreicht, sobald sich das Ge-

läute aus Grundton, Terz und Quinte zusammensetzt. Als Ton einer vierten Glocke wird dann am besten noch die Oktave hinzugenommen. Für das lange Nachtönen



Maschine zum Abschleifen der Glockenwandung.

einer Glocke ist besonders außer der Höhe die Metallstärke von Belang. Man hat daher neuerdings auch eine Maschine eingeführt, durch die die Glockenwandung nach Wunsch abgeschliffen und so das Nachtönen geregelt werden kann.

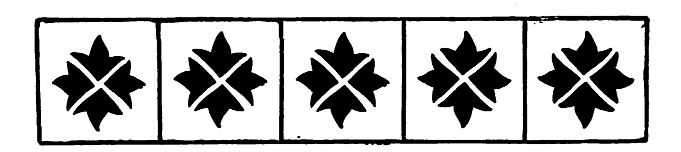
Endlich sprechen auch das hohe oder niedrige Aufhängen der Glocke, der schwere oder leichte Anschlag des Klöppels und sein Gewicht bei der Hervorbringung des Tones mit. In der Regel beträgt das Gewicht des Klöppels den vierzigsten Teil vom Gewicht des Glockenkörpers.

Je weiter, höher und schwerer eine Glocke werden soll, desto mehr Vorsicht erfordert natürlich auch die Herstellung der Form und die Überwachung der flüssigen Glockenspeise. Doch vermag heute die Technik Glocken von 25,000 Kilogramm Gewicht und mehr zu gießen.

So kommt denn nach vielen Mühen und Aufregungen der Tag, da die neue Glocke ihren Platz im Glockenstuhl einnehmen kann unter dem sinnigen Wunsch:

„Dem Schicksal leihe sie die Zunge.
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.“





Die Heimfahrt.

Eine Weihnachtsgeschichte von O. Höcker.

(Nachdruck verboten.)

„Ich hab' dich lieber als mein Leben, Karl! Aber dennoch weiß ich nicht, was stärker in mir ist: die Liebe zu dir oder — meine Furcht vor dem Meer!" hatte die niedliche blonde Lübecker Bürgerstochter zu dem schmucken jungen Schiffer gesprochen, als sie sich ihm anverlobte.

Zu ihren Bedenken hatte Karl Wolters gutmütig gelacht. Stammte er nicht aus altem Hanseatengeschlecht, das seit Menschengedenken zur See gefahren war? Unter ihnen hatte freilich mancher ein nasses Grab gefunden, darunter auch sein eigener Vater, dessen jähen Seemannstod die Mutter nicht lange zu überleben vermocht hatte. Das war auch der Grund, warum er schon in so jungen Jahren mit eben erst erlangtem Führerpatent vom Steuermann eines Ostindienfahrers zum Kapitän seiner eigenen Frachtbark mit über vierhundert Tonnen Laderaum geworden war. Gefährlich war sein Beruf freilich, aber einmal hing er an ihm mit ganzem Herzen, und zum anderen gehen nur die allerwenigsten Schiffe unter, und an den meisten Katastrophen tragen Fahrlässigkeit und tollkühnes Draufgängertum die Schuld. Er aber wollte sich schon vorsehen, hatte er doch sein gesamtes Vatererbe auf den

Ankauf des zwar alten, aber noch seetüchtigen Schiffes verwendet, dessen Erträgnisse ihm in Jahr und Tag sicherlich die Mittel zum Ankauf eines größeren und besseren Frachtschiffes liefern würden.

Sein berechtigtes Kraftbewußtsein und die frohe Zuversicht seiner jungen Jahre hatten alle ängstlichen Bedenken seiner Braut beschwichtigt und deren Grauen vor den Tücken des noch immer balkenlosen Meeres beseitigt. Nun war Anna schon seit Jahresfrist sein liebes Weib, mehr noch, sie hatte ihn getreulich vom ersten Ehetage an auf seinen Fahrten begleitet, und seither war der kleine, altmodische Zweimaster ihre gemeinsame Heimat geworden. Auf der Suche nach Fracht waren sie im Laufe dieses Jahres weit herumgekommen. Zuerst mit einer Vollladung Maschinenteile nach Baltimore. Dort hatte ein glücklicher Zufall dem jungen Schiffer sofort eine weitere Ladung nach Südamerika beschert. Kaum war diese im neuen Hafen gelöscht, wurde der Schiffsraum zum dritten Male vollgestaut. Diesmal ging es nach Pisagua, wo schon eine Rückladung wartete, die sein gutes Schiff nach New York bringen sollte.

Solche Erfolge hatten mit dem reichlich verdienten Geld eitel Sonnenschein in das junge Eheleben gebracht, dessen wolkenlos heitere Tage erst durch einen notgedrungenen Aufenthalt im Hafen von Pisagua vorübergehend getrübt wurden, dies aber nur, um das Glück noch zukunftsfroher bei dem jungen Paare Einkehr halten zu lassen. Frau Anna schenkte einem herzigen Knaben das Leben, aber fast hätte sie mit ihrem eigenen seine Geburt erkaufen müssen. Zum Glück hatte sich im fremden Hafen ein durch Schicksalstücke dorthin verschlagener deutscher Arzt gefunden, dem die Rettung des hart gefährdeten Lebens der jungen

Mutter nach wochenlangem Ringen mit dem grimmen Würger gelungen war. Der dadurch verursachte langwierige Aufenthalt hätte wenig zu besagen gehabt, wenn die vorgerückte Jahreszeit nicht gewesen wäre. Aber wenn die Stürme der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche einsetzen, ist es auf dem Atlantischen Ozean schon für große Ozeandampfer nicht geheuer, geschweige denn für einen kleinen „Trampsegler“ mit nur wenigen hundert Tonnen Fassungskraft.

Am liebsten hätte der für Weib und Kind besorgte junge Schiffer im Hafen von Pisagua überwintert, wenn der Verfrachter nicht auf seinem Schein bestanden und gedroht hätte, im Weigerungsfalle das Schiff zur Sicherung seiner Entschädigungsansprüche mit Beschlag belegen zu lassen. Ein solcher Schritt wäre gleichbedeutend mit dem Ruin des jungen Schiffers gewesen, und da sich seine junge Frau so wenig von ihm wie er von ihr auch nur zeitweilig hatte trennen wollen, so hatte er trotz ihres immer noch schwankenden Gesundheitszustandes mit schwerem Herzen in See stechen und die Rückfahrt nach dem weit entfernten New York antreten müssen.

Nun wühlte vom Osten her ein gewaltiger Sturm den Ozean in seinen Grundtiefen auf und schüttelte die nach der jungen Frau „Marianne“ getaufte Handelsbark mit den grimmen Fängen eines sein Opfer würgenden Stößers.

Unaufhörlich überschrillte das unheilverkündende Gelärm der Schiffspumpen das Heulen der entfesselten Sturmesmächte. Von unten und oben, vorn, mittschiffs und vom Heck her klang das metallene Klirren wie Sensenschlag des zum Vernichtungsstreiche ausholenden Schicksals. Der junge Kapitän hing oben an der eisernen Geländerstange der Kommandobrücke und lauschte mit

umdüsterten Mienen, aus denen die ihnen sonst eigene kecke Zuversicht völlig geschwunden war, auf das fatale Geräusch. Wie lange noch würde sein Schiff es aushalten?

Orgeltönig brauste der Sturm über ihm in der Takelage, der alte Kasten bockte gegen jede neue See, steif und ungelenk wie ein von des Golfstroms zerstörungsgierigen Pranken willkürlich herumgeschleuderter Holzbalken. Das Schiff focht mit zäher Verbissenheit, aber wie alt es schon war, das war Karl Wolters jetzt erst, da das Wüten der Elemente es jeglichen Augenblick zu Fetzen zerreißen konnte, zum Bewußtsein gekommen. Und dann diese bleischwere, fürchterliche Ladung unten im Raum, Tausende von zentnerschweren Säcken so eng zusammengestaut, daß nicht die geringste Luftlücke dazwischen geblieben war. Der schreckliche Doppeldruck gegen die Rumpfwandungen von innen und außen zugleich hätte einem neuen stählernen Dampfer verhängnisvoll werden müssen, geschweige der altersschwachen Holzbark.

Glücklich hatten sie das gefürchtete Kap Hoorn umschifft, die Linie passiert, aber nun mit dem Winterbeginn erkannte der junge Schiffer das Nichtige seiner Hoffnung, in der zwischen den Stürmen regelmäßig einsetzenden, trügerischen „Ruhepause“ die Fahrt bis zum bergenden New Yorker Hafen zurücklegen zu können. Nun war mit wildem Tigersprunge das Verhängnis über sie hergefallen, und drunten im Raum lag sein junges Weib neuerlich von Fieber geschüttelt, und ihr süßer kleiner Knabe röchelte nur noch.

Karl Wolters verließ die Kommandobrücke, und mit dem Sturm um die Wette rannte er übers Deck, der Regenschauer und Gischtspritzer, die wie Geißelhiebe ihn ins Gesicht schlugen, nicht achtend. Der Nordost

brachte Kälte mit sich, und die dick gewordene Luft roch nach Schnee.

Bis auf die Knochen naß und mit vor Kälte taubgewordenen Gliedern, aufgesprungen das Gesicht und die Handhaut in Fetzen, hatte Karl Wolters sich Tag und Nacht unermüdlich auf der kleinen Brücke behauptet. Seit achtundvierzig Stunden war kein Schlaf mehr in seine Augen gekommen. Und die ganze Zeit über hatte er die Bark lavieren lassen, sie von den Klippen und der verderblichen Brandung der Küste fernhalten müssen, denn ein Schiff, das mit dem brausenden Nordost zu Land fahren wollte, hatte den Tod selbst zum Lotsen, das bewies der „Seemannsfriedhof" rings um Kap Hatteras, wo zahllose Schiffe mit ihrer Bemannung in Drang und Not zur Meerestiefe fuhren.

Bereits am zweiten Sturmestage war die Bark ohne ersichtliche Ursache leck geworden. Seitdem stand die Mannschaft unausgesetzt an den Pumpen, aber so verzweifelt sie auch um ihr Leben kämpfte, vermochte sie den Raum kaum wasserfrei zu halten.

Ein Seufzer entrang sich den Lippen des verzweifelnden Mannes, und in ohnmächtiger Wut schüttelte er die Faust nach den hochgetürmten Wellenbergen. Was hatte er ihnen getan, daß sie so grausam gegen ihn wüteten? Hatte er sie nicht immer liebgehabt und seine Sehnsucht mit ihnen vermählt? Hatte er ihre Sprache nicht zu verstehen geglaubt? Lügnerisches, falsches und treuloses Meer! Es hatte ihm mit sanftem Wellengemurmel zugeraunt, daß er sein Liebling wäre — und nun raubte es ihm, dem Vertrauenden, sein Liebstes, sein Alles! Begriff dies Ungeheuer nicht, daß sein junges Weib, sein zartes Kind gerettet werden mußten?

Der Steuermann kam auf ihn zugestampft. „Kap'tän, ich fürcht', das Wasser steigt im Raum."

Wolters nickte mechanisch. Was der Mann ihm sagte, wußte er längst. Das Zittern in den Schiffswänden sagte es ihm, denn die bebten wie die Glieder eines zur Strecke gebrachten Wildes, das den Gnadenstoß erwartet.

„Ich lasse weiterpumpen, Kap'tän, und —"

„Pumpt, solange ihr könnt! Wir müssen durch! Verstanden? Wir müssen durch!"

Der schon bejahrte Mann verschwand wieder im Raum. Eine Sturzsee wusch im gleichen Augenblick der Länge nach über das Schiff, und zwischen Vorder- und Hintermast türmte sich der sprühende Gischt mauergleich. Der junge Schiffer ließ die Flut über sich hinwegfegen und achterschiffs über Bord ins heimische Element zurückschnellen. Unter dem Anprall der Riesenwoge hatte sich die Bark wie in Todesängsten geduckt, nun hob sie sich langsam wieder, und gleichsam beschämt wegen ihrer Verzagtheit begann sie wieder zu bocken.

Arme Annemarie! Wie sie unten erschrocken sein mußte! Er glaubte sie verlangend rufen zu hören. Er schob die vom Deck hinabführende Schiebetür auseinander, schüttelte dann sein Ölzeug gleich einer dem nassen Element entstiegenen Ente und kletterte die schmale, steile Treppe hinunter.

In der Vorkajüte hatte der Steward die Lampe angezündet, und bei deren flackerndem Lichte tastete sich Karl zur Nebentür. So leise er aber auch in seinen Gummistiefeln auftrat, so war sein Kommen von der jungen Frau nebenan doch gehört worden.

„Bist du's, Karl?"

„Ich bin's, Schatz."

Er schlich sich in den engen, schlechtventilierten

Nebenraum, in dem der Feuersgefahr wegen kein Licht gebrannt werden durfte. Die Bettkoje nahm fast den ganzen verfügbaren Raum ein. Neben ihm war die Wiege an den Fußboden geschraubt und mit einem Fangnetz aus starkem Bindfaden geschützt, um den Säugling darin vor dem Hinausfallen zu bewahren, was notwendig genug war, denn fast mit jedem neuen Wellenschlage legte sich die Bark, und mit ihr natürlich auch Koje und Wiege, bedenklich zur Seite.

„Bist du wach, Schatz?“ erkundigte sich Karl, der sich bis zum Bett seiner jungen Frau durchgetastet hatte. Obwohl er sich tief über sie beugte, vermochte er kaum ihre Gesichtszüge zu erkennen. Zärtlich streichelte er ihre fieberheißen Wangen.

„Gelt, es steht schlimm?“ hauchte sie statt einer Antwort. „Was war das vorhin? Ich dachte, es müßte das Schiff auseinandersprengen.“

Er lachte, um Zeit zu gewinnen. Wieder stockte ihm der Ton in der Kehle, denn er mußte sich erst auf etwas Beruhigendes, das er ihr sagen konnte, besinnen. Aber was nur, was, das ihn nicht schon in der nächsten Sekunde Lügen strafte?

„Die See ist grob und böig. Es bläst auch 'n wenig, Änne. Aber das macht nichts. Wir kommen schon durch, da müßt' es ja keinen Herrgott geben,“ meinte er. „Gelt, hast dich erschrocken?“

„Ich werd' mich nie daran gewöhnen können,“ flüsterte sie zagend. „Ich hab' es gewußt, Karl — das Meer ist hart und grausam. — Aber du bist stark, Karl,“ setzte sie in gleichem Atemzuge hinzu, als fürchtete sie ihn durch ihre Worte zu entmutigen. „Wenn es einer zwingen kann, so bist du's, Karl. Ich fühl' mich so sicher unter deinem Schutz.“

Er zwang sich, da sie seine beiden Hände gefaßt

hielt, ruhig zu erscheinen, aber das Herz blutete ihm, und in das Heulen des Sturmes und das dumpfe Aufschlagen der Wogenbrände gegen den Schiffsrumpf klang ihm wieder das sanfte Abendsäuseln des blütenschweren Apfelbaumes daheim im alten Lübeck, und unter den schimmernden Zweigen sah er sich selbst stehen, und seine Annemarie hing ihm am Halse und bat so heiß und bang, daß er sie nicht zur Schiffersbraut machen, sondern ihretwillen auf dem Festland bleiben und was anderes werden sollte. Herrgott, hätte er ihr damals doch nachgegeben! Was sollte er ihr nun sagen — ihr, die mit solch schrankenlosem Vertrauen an ihm hing und sich, all ihrer Furcht ungeachtet, sicher beschirmt von seinem Arme wähnte? Sollte er ihr das Herz noch schwerer und ihr verständlich machen, daß der Tod sie umlauerte, daß zu ihrer Rettung ein Wunder geschehen müßte?

„Ich träumte vorhin so schrecklich, darum bin ich wohl auch wach geworden,“ fuhr sie fort. „Das Schiff brach auseinander, und wir fuhren in die Tiefe — du und ich und unser Kleiner. Ich hatt' ihn ja im Arm, aber eine Woge entriß ihn mir, und ich konnte ihn nicht mehr erhaschen, sondern mußt' ihn versinken lassen.“

Sie weinte plötzlich laut auf und schmiegte sich furchtsam und zitternd an ihn.

„Mir ist so bang um das Kind!“ begann sie wieder. „So schrecklich bang! Schläft es?“

Gehorsam schaute er nach, beugte sich über die Wiege und suchte das winzige Menschenknösplein darin zu erkennen. Aber er mußte schon mit der Hand fühlen, um sich von seinem Vorhandensein zu überzeugen. Wie kalt das winzige Nasenspitzchen sich anfühlte, kaum daß er noch den röchelnden Atemhauch auf der Handfläche zu spüren vermochte. Auch ihn würgte plötzlich die

Angst. Die Vorstellung, daß der Kleine sterben könnte, machte seinen Herzschlag stocken. Was sollte er, wenn das Schreckliche eintrat, seiner kleinen Frau sagen, wie sich vor ihr rechtfertigen, wo es keine Rechtfertigung gab? Da zwang es ihn, sie an sich zu pressen und ihr die fieberheißen Augen und Lippen zu küssen.

„Behalt mich lieb, Annemarie!“ raunte er ihr ins Ohr. „Ich hab' ja nur dich! Ist dir jetzt besser? Gottlob, du sprichst wieder klar.“

„Komm, gib mir den Kleinen in den Arm.“ Sie haschte wieder nach seinen Händen. „Oh, wie kalt sie sind! Du armer Mann, laß sie mich dir wärmen!“

„Das scheint dir nur so. Ich wollt' nur nach dir sehen, Schatz,“ äußerte er, während er ihr den Kleinen behutsam in den Arm legte, innerlich beunruhigt darüber, daß das Kind sich kaum regte, nicht einmal mehr wimmerte, sondern ganz gefühllos geworden zu sein schien. „Nur Geduld, Schatz, ich hoffe, daß wir das Allerschlimmste hinter uns haben.“

„Läßt der Sturm wirklich nach? — Sag einmal, was ist das nur für ein Geklirr?“ unterbrach sie sich und suchte sich halb aufzurichten. „Ich hör's immer, wenn's einmal einen Augenblick still wird.“

„Das ist auch der Wind,“ log er, denn um alles in der Welt hätte er ihr nicht eingestanden, daß die Bark leck war.

„Fast klingt es, als klirrten Ketten,“ flüsterte sie. „Aber das sag' ich nur so — ich fürcht' mich gar nicht. Mein Schatz steuert ja das Schiff und gelt“ — einen Augenblick sann sie nach — „richtig, bald haben wir Weihnachten. Dann bleiben wir in New York, ehe es heim geht. Unser erstes Weihnachten auf festem Boden. Ich freu' mich schrecklich darauf, und — und wenn nur der Kleine bis dahin wieder gesund ist!

Aber er wird's sicherlich werden, sobald das Schaukeln aufhört. Weißt du, sein armes Nägelchen tut mir so leid, das wird so schrecklich durchgeschüttelt.“ Sie drückte das Kind an sich. „Karlemännchen, bist du auch schon ein Seemann wie dein Vater, weil du so kalte Hände hast?“ suchte sie zu scherzen. Aber ihr Mann hörte die Tränen in ihrer Stimme und wußte, was für Anstrengung es sie kostete, tapfer zu erscheinen.

Da mußte er laut aufstöhnen, und wie gebrochen sank er auf den Bettrand nieder. Was sollte er ihr sagen, wie ihr die Furcht aus der Seele nehmen?

Eine neue Sturzsee schlug über die Bark. Mit einem Aufschrei des Entsetzens schmiegte Annemarie sich schutzsuchend an seine Brust, er spürte, wie sie am ganzen Leibe zitterte, wie alles in ihr sich gegen die immer unbarmherziger herantretende Gewißheit, sterben zu müssen, empörte. Und das seinen Stolz demütigende, sein Herz wie mit Peitschenhieben zerfleischende Bewußtsein, ihr keinen Trost sagen zu können, es seien denn Lügen, die sie nachsichtig mitanhörte, obwohl vom Gegenteil durchdrungen, preßte ihm die Tränen in die Augen.

Draußen spielte der Sturm immer wilder zum Tanz auf. Eine See nach der anderen schlug über die Bark. Die Pflicht rief ihn nach oben.

Wie er wieder an Deck kam, schrie es verzweiflungsvoll in ihm auf. Ein wilder Groll regte sich in ihm, mit der Vorsehung zu hadern, die gerade über ihn alles Elend verhängte und mit ihm und der Mannschaft auch sein Weib und Kind mit einem Pratzenschlage zu vernichten sich anschickte. Warum gerade seine süße Annemarie? Warum das unschuldige Knäblein? Warum ließ der Weltenmeister kein Wunder geschehen? Ohne seinen Willen konnte doch kein Haar

vom Kopfe fallen. War es also sein Wille, sie alle sterben zu lassen?

Oben schlug ihm wilder Gischt ins Gesicht und blendete ihm die Augen.

„Das Wasser steigt im Raum, langsam, aber sicher," meldete der Maat mit düsterem Gesicht. „Wenn das Wetter sich nicht schnell aufklärt, dann —"

Ein ausdrucksvolles Achselzucken kündete, was sein bärtiger Mund auszusprechen sich scheute.

Karl nickte nur. Er ging zu den Leuten und feuerte sie durch sein eigenes Beispiel an, indem er bald den einen, bald den anderen aus den immer erschöpfter werdenden Reihen ablöste. Aber das Wasser stieg zollweise, und der Augenblick konnte nicht mehr fern sein, wo die altersmorschen Schiffswände dem doppelten Druck nicht länger widerstehen würden.

Was tun? Nach Bermuda zu gelangen suchen? Dort lag das nächste Land. Aber er wußte genau, was ihm dort bevorstand. Das Kargo mußte alsdann umgeladen und mit einem anderen Frachter weitergeschickt, die Bark selbst ins Reparaturdock gebracht werden. Das alles würde mehr Geld verschlingen, als der Zweimaster wert war, ihn bettelarm machen. Ganz von vorn würde er wieder anfangen müssen.

Aber was galten all diese Dinge angesichts der Möglichkeit, daß ihm seine junge Frau stürbe? Gleich Geißelhieben peitschte ihn diese Erwägung. Wenn seine Frau ihm stürbe!

Dieser eine Gedanke brachte alle anderen Erwägungen zum Schweigen, er nahm ihn mit in die finstere Nacht hinauf, als er wieder auf die Kommandobrücke stieg. Der Schmerz in ihm zwang ihn, mit den Fäusten auf das eiserne Geländer zu hämmern, und nun die Finsternis ihn umlauerte und niemand seine

Tränen sehen konnte, wehrte er deren Laufe nicht länger.

Was sollte er tun? Gab es auf Bermuda Ärzte, tüchtig genug, um ihm sein Weib zu retten? Der deutsche Arzt in Pisagua hatte von einer Operation gesprochen, die nur in einem dazu geeigneten Hospital und von einem erfahrenen Chirurgen erfolgreich vorgenommen werden könnte. Fiel seine Annemarie einem jener Stümper, wie sie auf den Inseln zu Dutzenden herumlaufen, in die Hände, dann — aber daran wollte er nicht denken!

Vergeblich suchte er zu einem Entschluß zu kommen, genau so wie die ganze Woche über, da er immer auf den Eintritt besseren Wetters gehofft, gezaudert, gehofft und gezagt hatte — alles umsonst! Er war eine offene, gerade Seemannsnatur. Er wäre der erste gewesen, der vor einem Schiffer ausgespieen, der sich von seinem sinkenden Schiffe hätte retten lassen, statt mit ihm in die Tiefe zu gehen. Nun dämmerte dumpf und niederschmetternd die Erkenntnis in ihm auf, daß alles, was er gedacht und empfunden, hinfällig und falsch war. Erfahrung, Überzeugung, der harte Glaube an seinen Beruf, an seinen Glücksstern und an sich selbst gingen haltlos über Bord. Was konnten sie ihm noch sein, die von ihm immer so hoch und heilig gehaltenen Ideale, jetzt, da sein Weib immer schwächer wurde und sein kleiner Knabe dahinschwand, da seine Annemarie wohl gar schon vom Tod gepackt war?

Aber nein — er durfte nicht vom Kurs weichen. Hinter ihm waren Männer, die ihr Hab und Gut ihm anvertraut hatten, weil sie auf seine Verläßlichkeit bauten und eine hohe Meinung von seinem Ehrgefühl hatten, die ihn für einen ganzen Mann hielten! Und hinter diesen Männern wieder standen Frauen und Kinder,

die sich genau so zärtlich liebten wie er seine Annemarie. Er durfte deren Glück nicht aufs Spiel setzen oder gar gefährden, nur um seiner eigenen Frau zu helfen. Er durfte einfach nicht! Annemarie würde ihn verstehen und — kam's zum Schlimmsten — auch der Herrgott da droben!

Lange nach Mitternacht schlich er wieder in den Raum hinunter. Das Klirren der Pumpen verfolgte ihn bis in die Schlafkoje, aber er hörte es nicht länger, sondern durch Wogendrang und Sturmgebraus unterschied er deutlich die sanften Atemzüge seiner Frau. Sie schlief und hatte schirmend ihr Kindlein im Arme. Und wundersam waren Stirn und Wangen des kleinen Kerlchens jetzt anzufühlen — warm und schweißbetaut. Draußen heulte dräuend der Tod und heischte seine Opfer, und hier drinnen im engen Raum wollte das abgeebbte Leben sich zu neuem Fluge regen. Und derselbe Herr gebot beiden, dem düsteren Engel mit den mächtigen Fittichen und der scharfen Sense im Arm und dem rosigen Cherub, unter dessen Füßen der Hoffnung Morgenröte ersteht.

Den jungen Schiffer zwang es in die Knie nieder, er legte die Stirn auf die harte Bettkante, und nicht gewohnt, eigene hohe Worte zu ersinnen, stammelte er den Nachtsegen, wie ihn die Mutter ihn gelehrt, und wie sein eigenes liebes Weib ihn über ihren Knaben sprach.

Aber er erhob sich wunderbar gestärkt und mit neugeborener Zuversicht, nicht anders, als hätte er eine liebe Vaterhand verspürt.

* * *

In grauender Morgenfrühe flaute der Sturm ganz unerwartet ab. Die finsteren Wolkenheere begannen sich

langsam zu zerstreuen, dahin und dorthin abzuschwenken, bleiche Sterne blinkten auf die noch unvermindert hochgehenden Wellen hernieder, und im fernen Osten malte sich, wie wiederkehrende Hoffnung, ein schmaler lichter Streif. Aus Nordwesten kam nun eine linde Brise, die die See schnell sänftigte, so daß sie bereits nach Stundenfrist, als es taghell werden wollte, so ruhig wie ein Binnenteich dahinfloß und man sich ihr entfesseltes Wüten kaum mehr vorstellen konnte.

Mit dem ruhigeren Wetter begannen sich auch die Fugen der alten Bark wieder zu dichten, und das Wasser im Raum nahm so schnell ab, daß man bald mit dem Pumpen aufhören konnte. Sofort wurden alle verfügbaren Segel gesetzt, und eine geschäftige Tätigkeit entfaltete sich auf dem vorher sturmdurchwühlten, übel zugerichteten Deck. Mit dem jungen Morgen kam die Sonne, und seit sieben Tagen konnte der junge Kapitän zum ersten Male wieder den Höhengrad seines Schiffes feststellen.

Nun litt es ihn nicht mehr auf Deck, zumeist ließ er den Maat im Kommando und leistete drunten seiner Frau Gesellschaft. Der Sturm hatte auch deren Fieber mitgenommen. Sie fühlte keinerlei Schmerzen, wie sie lächelnd versicherte, konnte im Bett aufrecht sitzen und seit Tagen zum ersten Male wieder Nahrung zu sich nehmen. Auch Karlemännchen hatte sich die Sache besser überlegt und krähte so vergnügt, als gäbe es überhaupt keinen Sturm, keinen Wogenschwall.

Karl Wolters bereitete einen steifen Griesbrei für seinen Sprößling und fütterte ihn, so gut dies seine steifen Knochen ihm zu tun erlaubten, was freilich nicht ohne lebhafte Proteste des Stammhalters abging, der es als persönliche Beleidigung hinnahm, wenn der fürs Mäulchen bestimmte Löffel seinen süßen Inhalt bei

einem tückischen Schwanken des Schiffes über das Näschen ausleerte.

„Wenn sich das Wetter nur hält!“ meinte Annemarie, die mit verklärtem Gesicht in den freundlich durch die geöffnete Fensterluke in die enge Kammer strömenden Sonnenschein hineinschaute. „Noch einen weiteren schlimmen Sturmestag hätt' ich nicht überlebt — und Karlemännchen auch nicht!“

Ja, wenn das Wetter nur halten wollte! Die harmlose Bemerkung der jungen Frau hatte den Frohsinn, so jäh er lebendig geworden, wieder aus Karls Herzen vertrieben. Ungeduldig wartete er bis zur Mittagsstunde, da er nach Schifferpflicht und Gewohnheit den Schiffsstand aufnahm. Sonst half ihm seine kleine Frau beim Aufsuchen der Logarithmen und stand mit ihm über die Karte gebeugt, wenn er den Längen- und Breitengrad feststellte. Auch heute rief sie ihm eifrig zu, die Karte zu ihr zu bringen, als sie ihn in der Kajüte halblaut seine Berechnungen anstellen hörte.

Er hielt die Seekarte ihr vor und bezeichnete mit einem kleinen Kreise die Stelle, wo die Bark sich eben im Ozean befand. „Hätt' schlimmer ausfallen können,“ erläuterte er schmunzelnd. „Der Golfstrom hat uns gegen den Sturm immer noch ein gut Teil nördlich gebracht.“

„Dann müssen wir mit vollen Segeln weiterfahren,“ meinte sie lächelnd.

Er nickte ihr strahlend zu. „Wenn das Wetter hält,“ schränkte er dann ein.

„Aber sicherlich hält sich das Wetter!“ rief die kleine Frau. „Nach diesem entsetzlich langen Sturm kommt aufklärender Wind aus entgegengesetzter Richtung, da müssen wir doch wochenlang guten Segelwind behalten, Schatz!“

„Aber freilich, paß nur auf, wie schnell wir nun in New York sein werden," verhieß er, stellte sich aber so, daß sie ihm nicht in die Augen schauen konnte; vielleicht hätten sie ihr verraten, was bänglich sich im Grunde seiner Seele regte.

Sie streckte die Arme nach ihm aus, und wie er sich zärtlich zu ihr niederbeugte, sah er ihre Augen voll Tränen.

„Was ist dir, Liebling? Warst doch eben noch guter Dinge!"

„Eil dich, Schatz, daß wir an Land kommen — eil dich!"

Ihr zuckender Mund verriet nun doch die in ihrer Seele lebende, nicht länger einzudämmende Angst.

Er nickte wiederholt, bevor er zum Sprechen anzusetzen wagte. „Ich mach' den alten Kasten fliegen — und wenn ich die Masten 'rausreißen müßte!" vermaß er sich.

* * *

Bei Sonnenuntergang stand Karl oben an der Deckswandung, lehnte sich mit dem Rücken gegen die Reling und studierte aufmerksam den Zug der Wolken. Der westliche Himmel glühte blaßgelblich, die See war völlig glatt geworden, und die Bark fügte sich schwerfällig wie ein übermüdetes, abgetriebenes Lastpferd in jede Laune der willkürlich springenden Brise.

Der friedvoll scheinende blaßgelbe Sonnenuntergang erfüllte Karls Herz mit Sorge. Er schien so überzeugend, so friedvoll einlullend, war aber nach allem, was Karl von Wettertücke in Erfahrung gebracht, nur neuen Unheils Vorbote. Wie er die Natur, die so verräterisch und tückisch zu Werke gehen konnte, plötzlich hassen gelernt hatte!

Der Maat gesellte sich ihm bei, und aus seinem verwitterten Gesicht strahlte der Hoffnung sonnenfrohes Lachen. „Hoho, Kap'tän, nun weiß man doch wieder, warum man lebt. Ich kann ordentlich schon im New Yorker Hafen die Freiheitsstatue sehen — und wahrhaftig, sie wäre mir jetzt schier noch lieber als der heimatliche Dorfkirchturm auf Borkum."

„Kriegen wieder schlecht Wetter," knurrte der Schiffer kopfschüttelnd.

„Aber ich bitt' Sie, Kap'tän, mit kaum einer Wolke am Himmel!"

„Tut nichts, ich hab's öfters schon erlebt. Der Wind ging nicht richtig herum. Er bläst viel zu nördlich, um beständig zu bleiben. Auf einen Tag klares Wetter können wir noch rechnen, aber nicht auf mehr, dann ist das alte Elend wieder da!"

Enttäuscht stampfte der Steuermann weiter, und Kapitän Wolters sah die Sonne einsam im Meer versinken. Mit einem Seufzer sah er ihren letzten Strahl in der milchig scheinenden Flut verschwinden und die Federwölkchen am Horizont wieder blaß werden. Ob er am nächsten Abend die Sonne wieder klar untergehen sehen würde? Er bezweifelte es. Gar zu häufig schon hatte er sich unter ähnlichen Verhältnissen der Küste Nordamerikas nähern müssen.

„Vielleicht irre ich mich doch," ging es ihm mit zagender Hoffnung durch den Sinn, „vielleicht erreichen wir inzwischen den Hafen. Der Himmel muß ja ein Wunder tun!"

Aber das waren leere Worte, an die er selbst nicht glaubte.

In der Nacht umgab ein breiter leuchtender Hof den Mond, und innerhalb seines Umkreises funkelten drei helle Sterne. Der Morgen brachte Windstille mit

sich, und am Himmel kam von allen Seiten eine dicke graue Wolkenwand herangekrochen. Dann begann von Osten her erst eine schwache Brise über die Wellen zu streichen, schließlich wurde der Wind grob und brachte Schneeluft mit sich.

Noch blieb die Meeresoberfläche glatt.

Zwei Tage und Nächte hielt sich das Wetter unentschieden, wollte sich nicht aufklären, aber auch nicht schlimmer werden. In diagonaler Richtung segelte die Bark nach dem schirmenden Hafen zu, und rastlos furchte der Schiffskiel durch die Wogen.

Am Morgen des dritten Tages war der rettende Port keine hundert Seemeilen mehr entfernt.

Der Himmel machte aber ein verdrießliches Gesicht. Immer tiefer sanken die Wolken, und in der Takelage begann wieder scharf der Wind zu pfeifen. Die Wogen hatten Sturmmützen auf und wiegten sich wie in Erwartung der Musikantenschar, die ihnen bald zum Tanz wiederum aufspielen würde, erregt.

Wieder wanderte der junge Kapitän rastlos auf dem Verdeck hin und her und zergrübelte sein Gehirn vergeblich nach einem Ausweg. Hätte sich das Wetter nur noch einen einzigen Tag länger gehalten! Aber mit einem Nordoststurm im Rücken zwischen Long Island und der nicht minder tückischen Küste von New Jersey gefangen zu werden, hieß dem Verderben geradeswegs in den offenen Rachen laufen. Ein starkes Schiff konnte im Notfall wieder in die offene See hinausflüchten, bevor das Unwetter sich zu seiner ganzen Stärke entfaltete, die „Annemarie“ aber war keiner solchen Strapaze mehr gewachsen. Der Versuch, sie gegen den Sturm fahren zu lassen, mochte ihre beiden Masten kosten — und Karl Wolters wagte an das, was sich nachher zutragen mußte, kaum zu denken. Das Ent-

setzen schüttelte ihn schon jetzt, malte er sich eine derartige Möglichkeit nur aus. Wagte er trotz der drohenden Unwetteranzeichen die Hafenfahrt fortzusetzen, so mußte er beim Sturmausbruche seinen Kurs beibehalten und darauf hoffen, daß die Bark den scharfen Winkel zwischen beiden Küsten glücklich nehmen würde. Gelang es, so war er nachher in ruhigem Fahrwasser, und ein Schlepper mochte ihn vollends in den bergenden Hafen tauen. Aber mißlang das Wagnis, so trieb sie der Sturm so sicher wie das Verhängnis selbst auf die felsige Küste, und was die Riffe etwa von der Bark noch ganz ließen, das zerrieb die rasende Brandung. Nein, kein Segelschiff wagt während eines Schneesturms ohne Hilfe in den New Yorker Hafen einzulaufen.

Mit unbarmherziger Klarheit sagte der Verstand dem jungen Schiffer, daß seine einzige Hoffnung in der unwahrscheinlichen Möglichkeit lag, daß sich ein besonders verdiensterpichter Schlepper der dräuenden Wetteranzeichen uneingedenk weit genug aus dem Hafenbereich gewagt hatte, um die Segelbark ins Schlepptau zu nehmen. Zuweilen war er solchen Schleppern noch weiter draußen begegnet; einmal hatte ein Schleppbootkapitän ihm sogar zwanzig Meilen östlich vom Schottland-Lichtschiff seine Dienste durch die üblichen Signale angeboten, war aber unter Lachen abweisend beschieden worden. Damals hatte Karl dadurch einige wenige Dollar gespart, heute aber hätte er gern seiner Seele Heil dahingegeben, hätte ihm ein freundlicher Zufall jenen Schlepper wieder in den Weg geführt.

Mittag kam heran, und noch immer hielt Karl mit halbgerefften Segeln auf die Küste zu. Aber wie lange durfte er mit der Gefahr noch zu spielen und die Vor-

sehung zu versuchen wagen? In einer Stunde mußte die endliche Entscheidung fallen.

Mit jeder neuen Sekunde nahm der Sturm an Heftigkeit zu. Sorgenvoll suchte Karl den Horizont nach einem Rauchwölkchen ab, das die Nähe eines Schleppdampfers verkündete. Wo blieben nur alle die Schlepper, die sonst das Wasser belebten? Nicht einmal der Lotsendampfer konnte von ihm gesichtet werden!

Er mußte einen Entschluß fassen, denn jede neue Minute verzehnfachte die Gefahr für das Schiff und Leib und Leben aller darauf Befindlichen. Seine Befürchtung, daß kein Schlepper ihm zur Hilfe kommen würde, wuchs in seiner Seele zur hoffnungslosen Gewißheit. Die dünne Küstensilhouette, die trügerisch schon seit Stunden gelockt, versank hinter einer dicken weißen Wolke. Schnee! Zoll um Zoll breitete sich rings um die Bark der weiße Schleier, ein Stück des Horizonts verschwand nach dem anderen, bis schließlich die Welt wieder versunken lag und das verderbengeweihte kleine Segelschiff ringsum wieder von dräuender Gefahr eingeschlossen wurde.

„Land ahoi!" schrie wie zum Hohn der oben im Mastkorb auslugende Matrose.

Fire Island war in Sicht! Aber was verschlug das nun noch! Der Schiffer hätte seinen Kurs nicht länger beibehalten dürfen, und wären zwischen seinem Schiff und dem schirmenden Hafen nur noch zehn Meilen gelegen, so dick und undurchsichtig war mittlerweile die Luft geworden.

Nun hieß die Parole: Zurück in den Sturm, wieder hinaus in den offenen Ozean, quer über den Golfstrom — in den alten Kampf zurück! Zurück auch zu den verzweifelten Augen seines jungen Weibes, zurück zu ihr, in deren gläubig vertrauender Seele nun der

allerletzte Hoffnungsschimmer ersterben mußte, der er keinen Trost zu sagen wußte, wenn der Herrgott sein Gebet nicht erhört hatte!

Mit schwankenden Schritten trat er in die enge Koje. Ein feuchter Nebel legte sich vor seine Augen, als er die junge Mutter, ihr Kindlein zärtlich im Arme haltend, in der Holzlade liegen sah. Er wollte sprechen, aber innerliche Tränen erstickten seine Stimme, und er brachte es nur zu einem rauhen, gurgelnden Laut. Krampfhaft haschte er nach ihrer Hand. Wie er ihren sanften Druck spürte und ihr daraufhin in die Augen zu schauen wagte, da sah er ihren Blick mit unendlicher Liebe auf sich gerichtet.

Aber das traf ihn härter als alle Vorwürfe. Sie wußte es also, daß es zurück in Kampf und Not, wohl gar in den sicheren Tod ging — und dennoch lächelte sie ihn an!

Er sank neben ihrem Lager in die Knie und schluchzte laut auf.

„Ich mußte es tun — ich mußt' es! Ich hab' dir versprochen, dich heut in den Hafen zu bringen. Aber es geht nicht, Änne!"

„Schadet nichts, dann tust du's morgen um so sicherer. Nun unser kleiner Liebling wieder wohl ist, kommt's auf einen Tag länger ja nicht an."

„Aber du — du, Änne!" schrie er verzweifelt auf. Sie war so viel tapferer als er, in ihr feines weißes Gesicht hatte der Schmerz schauerlich deutliche Runen eingegraben, und wenn sie sich auch zum Lächeln zwang, so konnte sie die Körperpein doch nicht völlig aus ihren Mienen fernhalten.

„Änne, hätt' ich doch auf dich gehört!" jammerte er hinaus. „Wär' ich mit dir am Land geblieben. — Land! Oh, Änne, wir werden niemals wieder —

hörst du — nie, nie und nimmermehr wieder Land erreichen!"

Sie strich ihm mit zitternder Hand über den Kopf. „Solange noch Leben ist, ist auch noch Hoffnung — und führt uns nicht ein guter Vater?" fragte sie leise. „Wie er will, nicht wie wir wollen! Was hab' ich gebangt um unseren Kleinen, schier von Sinnen bin ich gekommen — und schau nur, wie süß unser Karlemännchen mir im Arme schläft und sich nicht kümmert um Sturmeswüten, sondern träumt vom Leben, das ihm der Himmel nicht verkürzen wird. Er weiß sich sicher in seines Vaters starker Hut. Steure du nur ruhig unser Schiff weiter, Karl."

„Aber du — du mit deinen Schmerzen!"

„Sorg dich nicht um mich, Karl, ich fühl' mich heute viel besser — unberufen! — Schatz, denk du nur an dein Schiff!"

Er weinte laut auf. „Du bist so selbstlos gut. Statt mich vor den Herrgott zu laden und — und dein junges Leben von mir zu fordern — ach, Änne, wenn mir der Himmel nur noch einmal gnädig sein wollte! Du solltest dich vor dem Meer nimmer zu bangen brauchen! Ich wollt' dir auch an Land ein Nest zimmern, daß wir —"

„Ich halt' dich beim Wort!" sagte sie und lächelte tapfer weiter, als er sich so behutsam über sie beugte, als küßte er ein Heiligenbild.

Dann aber, als hinter seiner machtvollen Gestalt die Kabinentür sich wieder geschlossen hatte, verschwand ihr Lächeln, ihre Züge wurden spitz und eckig, und ihr Blick glich dem eines gehetzten Wildes, das am Ende seiner Kräfte angelangt ist und den gierigen Fängen der verfolgenden Meute nicht länger zu entrinnen weiß.

* * *

Als Kapitän Wolters spät in der Nacht wieder in die Kabine hinunterstieg, da empfing ihn nicht mit gewohnt vertrautem Gruße das liebreiche Lächeln seiner jungen Frau. Schon in der Vorkajüte hörte er sie leise stöhnen, und wie er auf den Zehenspitzen in die dunkle Kammer trat, da gab sie ihm auf seine besorgte Frage keine Antwort, sondern was sie sprach, waren irre Fieberreden, und in trockenem Brande glühten ihr Hände und Gesicht.

Sie spürte es nicht, als er ihr behutsam das Söhnlein aus den Armen nahm und es nebenan in der Wiege bettete, wo es friedlich weiterschlief. Ihre Seele wanderte, das kündeten die irren Worte, die kaum verständlich zuweilen von ihren Lippen kamen, weit zurück in ihre gemeinsame Kindheit. Sie lief mit ihm wieder um die Wette, gemeinsam beschlichen sie Vogelnester, um mit scheuem Staunen sich am Anblick der allzeit hungrigen, piepsenden Jungen zu erfreuen. Doch ebenso unvermittelt weilte sie wieder bei den gegenwärtigen Schrecknissen, glaubte sich von tosenden Wogenbergen umringt und schrie verzweiflungsvoll um Hilfe. Was im wachen Zustand ihr Mund verschwieg, das kündete er nun dem erschüttert neben ihr sitzenden Schiffer. Wehklagend und beschwörend drang sie in ihn, mit ihr heimzukehren, all die in ihr lebendige Furcht vor dem Meere wurde offenbar.

Karl Wolters saß stundenlang in trübseligem Schweigen neben seinem kranken jungen Weibe, hielt ihre Hand zärtlich gefaßt und dachte und plante. Wenn er nur noch diesmal zum Lande fand — Herrgott im Himmel, nur einmal noch! Wie er alsdann der kleinen lieben Frau die Angst aus der Seele nehmen und sie wieder aufatmen machen wollte! Sie sollte nicht bei jedem Wellenschlage bang zusammenzucken, bei jedem schrillen

Aufheulen der entfesselten Sturmgewalten scheu sich ducken müssen. Mit offenen Augen träumte er von einem kleinen Gut mit einem Haus mitten im Grünen und mit Blumen und einer Laube aus Heckenrosen. Wie er es selbst freilich tragen sollte, seiner alten Liebe auf ewig zu entsagen und Landratte zu werden, begriff er noch nicht recht. Er wußte nur das eine, daß er seine kleine Frau glücklich machen mußte und nur, wenn ihm dies vollauf gelang, selbst glücklich sein konnte. Und wie er in dieser Stunde der Heimsuchung dachte und fühlte, würde er bis zu seinem letzten Tag empfinden müssen — er gab alle Ozeane der Welt um ein Glückslächeln seiner lieben Frau.

Was an Deck oben vorging, kümmerte ihn wenig. Er konnte nichts anderes tun als sein alterprobter Maat auch. Sie trieben einfach durch die Nacht — immer weiter von der Küste ab. Von seinem Sitz aus konnte er an den bockigen Sprüngen des alten Kastens genau beurteilen, wie dieser gegen den Wind lief. Spürte er eine Wendung zum Schlimmeren, so war's immer noch Zeit genug für ihn, sich auf Deck zu begeben. Hier unten bei seiner Frau war er nötiger, er hatte in dieser Stunde begriffen, daß auf Gottes weiter Welt es nur ein einziges Plätzchen für ihn gab, wo das Leben lebenswert schien, und das war am Herzen seiner Annemarie. —

Lange nach Mitternacht kam der Maat in die Vorderkabine, klopfte an und steckte den Kopf durch den Türspalt. Er war mit einer Kruste von Eis und Schnee bedeckt, und der Atem war an seinem Barte festgefroren.

„Kap'tän, der Kasten leckt wieder schlimm," raunte er, „zwei Fuß —"

„An die Pumpen!"

Die Tür schloß sich wieder. In der Vorderkabine

verhallten die Schritte des Steuermannes. Eine Sturzsee schlug über den Segler, und dieser bäumte sich wild auf wie ein mit der Peitsche tückisch getroffener edler Renner. In allen seinen Fugen, als wollte er berstend auseinandergehen, ächzte das Schiff.

Kapitän Wolters achtete nicht darauf, er hatte sein fieberndes junges Weib zärtlich mit der einen Hand umgefaßt und drückte sie schirmend an sich.

„Schatz, wenn ich's schaffen kann — hab' nur noch einmal Glauben an mich," raunte er ihr ins Ohr, obwohl er wußte, daß er von ihren wandernden Sinnen nicht wahrgenommen werden konnte, „ich mach' dich noch glücklich! Blumen soll meine kleine Frau in Zukunft haben, einen ganzen Garten voll — und sicheren Boden unter den Füßen — und die Angst soll nicht länger in ihrem armen Herzchen wohnen dürfen. Bleib mir nur am Leben, Schatz — ich hab' ja nur dich!"

Mit umflorten Blicken starrte er zur niedrigen Decke empor, als wollte er den Ewigen um ein Zeichen der Verheißung anflehen.

Aber es geschah kein Zeichen, der Wind heulte noch stärker, und durch sein Brausen begannen wieder die Pumpen zu schrillen.

* * *

Weihnachtsheiligerabend!

Übermatt und erschlafft kroch die alte Bark an der Küste von New Jersey entlang. Durch die Nacht grüßten die Lichter von Atlantic City, dem berühmten Seebad der New Yorker. Der Nordwest hatte sich müde geblasen, und spiegelglatt lag die See. Heiliger Friede hielt die Erde umspannt, von den am Himmelsbogen leuchtenden Sternen strahlte es tröstend und verheißend herab.

Der alte Kasten schleppte sich weiter durch die kosend gegen seine Wandungen plätschernden Wellen, eisbekrustet und mit sicherer Anwartschaft auf ein beschauliches Ausruhen im Trockendock. Seile und Stricke waren nicht minder steifgefroren als die unbeweglich von den Rahen abstehenden Segel, die beiden Decke hatten sich in spiegelglatte Schlittschuhbahnen verwandelt. Nur das Schrillen der Pumpen war unverändert das nämliche geblieben, und ihr unheiliger Werkeltaglärm störte unliebsam den tiefen Frieden der Weihnachtsnacht.

Kapitän Wolters stand unbeweglich oben auf der Kommandobrücke und starrte mit brennenden Augen hinüber nach der in einem Lichtermeer erstrahlenden Küste. Unsagbare Bitterkeit regte sich in seiner Seele. Die Menschen dort drüben waren glücklich, sie standen unterm leuchtenden Weihnachtsbaum, teilten mit frohbewegten Herzen Gaben untereinander aus, lachten, flirteten, tanzten, schmausten und zechten. Und nicht minder hell hatten auch zwei Wochen früher jene selben Lichter gestrahlt, als er der Küste schon so nahe gekommen war und dennoch mit seinem schwerkranken Weibe wieder in die nacht- und schreckenerfüllte offene See hatte zurückfahren müssen! Wahrscheinlich hatte der langanhaltende Schneesturm ihnen sogar Vergnügen bereitet, den glücklichen Menschen drüben auf dem sicheren Festlande.

Warum auch nicht, war's für sie doch lediglich eine Abwechslung gewesen. Was kümmerte sie Jammer und Not jener, die zur See fuhren? Was machten sie sich aus deren Geschick? Höchstens standen sie einmal, sorglich in warme Pelze gehüllt, gaffend am Ufer und starrten auf die hochgehenden Wogen, sprachen auch wohl von einem malerisch schönen Anblick und meinten

zueinander, daß sie bei solchem Wetter nicht auf dem Meer draußen sein möchten, lachten über ihr harmloses Scherzchen und gingen in die warmen Stuben zurück, während er tagein und tagaus mit dem grimmen Würger hatte ringen und ihm seines Schiffes Wegrecht Zoll um Zoll durch die bis zur Tiefe aufgewühlte Wasserwüste, der alle Teufel zum Tanze aufgespielt, hatte erzwingen müssen.

Wie er diese Glücklichen haßte — sie und das Fest der Liebe, das sie feierten, wie gegen die gesamte Weltenordnung und gegen den Schöpfer selbst namenloser, endloser Groll in seiner Seele sich regte!

Langentbehrter Erdgeruch kam vom fernen Strand herüber. Selbst in eiserstarrten Wintersmitten sendet Mutter Erde ihren Söhnen Grüße auf die See hinaus. Aber der sonst mit solch heißer Begierde empfangene Muttergruß ließ ihn diesmal kalt. Unten im Raum rang sein junges Weib mit dem Tode, lag es seit Wochen im Fieber, kannte ihn nicht mehr, wußte selbst von ihrem Kind nichts mehr, sondern stöhnte und weinte und klagte und fürchtete sich vor der See. Wenn nun auch sein gutes Schiff wieder zum Lande fand, geschah es noch zeitig genug, um ihm seines lieben Weibes Leben zu erhalten?

Daß er diesmal den Hafen erreichte, davon war er durchdrungen. Nichts konnte ihn davon abhalten. Die Elemente hatten all ihre Tücken gegen ihn ausgespielt und ihr Schlimmstes zu seinem Verderben getan — und er hatte dennoch gewonnen! Aber um welchen Preis, und zu welchem Zwecke? Würde seine Annemarie am Leben bleiben — oder mußte der arme kleine Kerl drunten in der Wiege seine Mutter hergeben? Und was sollte er später einmal seinem Sohne sagen, wenn dieser ihn nach der Mutter

fragte? War er nicht an ihrem Tode schuldig? Hätte er ihrem Flehen nicht nachgeben müssen? Ach, bis zu seinem letzten Atemzuge würde er es hören müssen, dieses Geklirr und Gewimmer, das eben wieder weithin statt frommer Glockenklänge durch die Christnacht schrillte — diese schrecklichen Pumpen!

Eilends kam der Steuermann gelaufen.

„Kap'tän, Dampfer ahoi! — Rote und grüne Lichter mit 'nem weißen drüber!" berichtete er atemlos.

Karl Wolters' Herz machte wilde Freudensprünge. War es denkbar, daß zu solcher vorgerückten Abendstunde sich ein Schlepper noch so weitab vom Hafen ins Meer wagte?

Fünf Minuten atemlosen Zuwartens verstrichen. Eine Dampfsirene bellte fauchend durch die Dunkelheit — das süßeste Geräusch, das je in Karls Ohren geklungen!

Es war wirklich ein Dampfschlepper, der in direkter Fahrt auf die Bark herangedampft kam.

„Stoppt die Pumpen!" befahl der junge Kapitän. „Unter keinen Umständen dürfen sie erfahren, daß wir leck sind, ehe wir einig werden, sonst ziehen sie uns das Fell über die Ohren!"

Schnell kam der Schlepper heran und bog nach der Wetterseite der Bark. In langgezogenen Tönen heulte die Sirene. Dann kam durchs Sprechhorn ein dumpfer Anruf: „Schiff ahoi! Was für 'n Schiff?"

„Lübecker Bark ‚Annemarie' von Pisagua, Bestimmungsort New York."

„Braucht Ihr 'n Tau?"

„Was soll's kosten?"

„Hundertundfünfzig Dollar!"

Das war um fünfzig Dollar zu viel. Aber in seiner Herzensfreude hätte Karl Wolters unbedenklich auch

einen zehnfach höheren Betrag gezahlt. Es war ja Weihnachtsnacht — und der Schlepper brachte sie in wenigen Stunden ein!

Etwas wie Christfeststimmung begann sich im Grunde seiner Seele zu regen. „Abgemacht!"

Vom Schlepper wurde ein starkes Hanfseil an Bord geworfen und schleunigst am Bug festgemacht.

„Glückliche Fahrt gehabt, Kapitän?" rief die markige Baßstimme des Schlepperschiffers.

„Den Daus hab' ich gehabt, lavier' seit zwei Wochen vor dem Hafen und kann keine Einfahrt kriegen!"

„Gratuliert Euch lieber, denn im letzten Sturm gab's Trümmer genug. Man weiß noch gar nicht, wieviele gute Schiffe zugrund gefahren sind!"

* * *

Begleitet von klarem Sternenschimmer glitt die alte Bark durch das glasartig durchsichtige Wasser der New Yorker Bai. Die Pumpen klirrten, einige Mannschaften suchten in das Chaos auf Deck etwas Ordnung zu bringen, andere mühten sich wieder mit dem Einholen der festgefrorenen Segel.

Hafeneinwärts ging die Fahrt, vorüber an den Lichtschiffen und Leuchtbojen, vorbei an den winkenden Feueraugen von Navesink, hinein in den alten Schiffahrtskanal. Das Leuchtturmfeuer blinkte auf, Sandy Hook sandte flimmernde Grüße, bald darauf sprühte es von Coney Island, der lustigen Insel der New Yorker, zum Willkomm. Im Norden illuminierte der Widerschein der Metropole den Nachthimmel, enger rückten die Küsten zusammen, ihre Lichter reihten und vervielfachten sich. Turmgleich ragten die ersten „Wolkenkratzer" zum sternenflimmernden Himmelsbogen, und

spinnwebartig duftig spannte sich der Riesenbogen der Brooklyner Brücke.

Weit zurück lag die Meereseinsamkeit, gepaart mit ihren namenlosen Schrecken, überall regte sich frisch pulsendes Leben. Flinke Fährboote furchten ihren Weg durch die Wasser der oberen Bai, dazwischen schnauften und pusteten nicht minder zahlreiche Schlepper sowie die pfeilschnellen kleinen Regierungskutter und Polizeiboote, in mächtigen Kähnen sandten die zumeist auf dem New Jersey-Ufer gelegenen Eisenbahnen ganze Güterzüge mit Nahrungsmitteln über den Hudson, tagtäglich neu darzubringende Opfer für den Großstadtmoloch. Wohin das Auge des jungen Kapitäns auch schweifen mochte, überall pulsierte reges, geschäftiges Leben.

Die Hafenbeamten kamen an Bord, die üblichen Zollformalitäten mußten erfüllt werden. Aber Karl Wolters war zerstreut, und die Beamten mußten häufig fragen. Seine Sinne weilten bei dem Quarantänearzt, der zugleich mit an Bord gekommen war und nun drinnen in der Kammer bei Frau Annemarie weilte.

Als die Zollbeamten mit ihrer Tätigkeit an Bord zu Ende waren, öffnete sich die Kojentür, und der noch jugendliche Arzt kam zum Vorschein. Er schaute gemessen und undurchdringlich darein. Um seine Mundwinkel zuckte es verärgert, die späte Ankunft des Seglers hatte seine Dienststunden verlängert und mochte durch sein geplantes Weihnachtsvergnügen einen dicken Strich gemacht haben. Deshalb zuckte er auch nur frostig die Schultern, als der verzweifelnde junge Gatte ihn ansprach.

„Ihr könnt nichts sagen, Doktor?“ drang Karl, der sich nicht abschütteln ließ, weiter in ihn. „Um Himmels willen, wozu seid Ihr Arzt, Mann? Seht Ihr nicht, wie ich leide? Wie steht's mit meiner Frau?“

„Ich kann Euch nicht sagen, was ich selbst nicht weiß," gab der Arzt kurz zurück. „Jedenfalls ist die Frau sehr schwer krank und muß sofort nach einem Hospital geschafft werden. Bis spätestens morgen früh wird eine Ambulanz zur Stelle sein."

Doch der Schiffer hielt ihn beim Arm fest. „Nichts da, Doktor, Ihr könnt kein Herz von Stein haben. Der Schlepper hält noch beim Schiff, er kann uns schnell nach dem nächsten Krankenhaus bringen. Nehmt Euch bis dahin meiner Frau an. Ich mach' Euch's wett, Doktor!"

Der Arzt mochte die Verzweiflung in den Zügen des Gatten lesen, vielleicht sprach auch das eisverkrustete Schiff eindringlich zu ihm von all dem ausgestandenen Menschenleid. Er willigte ein.

„Sorg für Karlemännchen!" befahl Karl vor dem Verlassen des Schiffes noch seinem Maat. „Ich geh' mit meinem Weib."

„Geh mit Euch der heilige Christ," rief der alte Maat hinter ihm her, „und für den Kleinen sorgt nicht, den sollen die Könige aus dem Morgenland nicht besser hüten können!"

* * *

Schon läuteten die Kirchenglocken von nah und fern den Weihnachtsfeiertag ein, als Kapitän Karl Wolters zum Umfallen müde auf sein Schiff zurückkehrte.

Unten an der Kabinentür empfing ihn der Maat. „Karlemännchen schläft, hat kaum mal gepiepst. Ist 'n Prachtjunge, Kapitän. — Aber was für 'n Garn bringt Ihr mit?"

„Sie hat's überstanden. Der Himmel war gnädig."

„Gott sei Dank!"

Rauh, wie er war, wischte sich der alte Maat mit dem Ärmel über die Augen.

Aber auch dem jungen Schiffer stand das helle Wasser in den Augen, als er sich nun unten in der Kajüte über sein schlafendes Söhnchen beugte und es behutsam küßte.

Mit einem unartikulierten Laut sank er auf den Bettrand. Er war am Ende seiner Widerstandskraft angelangt. Das stundenlange Warten und Harren im Hospital hatte ihm das Mark aus den Knochen gesogen. Höllenstunden waren es gewesen — endlos und friedlos. Sie drinnen auf dem Operationstisch bewußtlos und unter dem Messer der Ärzte — und er hilfloser wie ein Kind, selbst ihres guten, tapferen Lächelns beraubt, das ihm Lebenstrost und Leuchte war!

Aber wie's dann vorüber gewesen und die Ärzte ihm beglückwünschend die Hand geschüttelt, hatte er auf einen Augenblick zu ihr gehen und sich über sie beugen dürfen.

Da hatte sie ihn erkannt, und so rührend hatte sie zu ihm aufgelächelt!

Wie unheimlich still war es im Schiff. Die Pumpen schwiegen. Nicht länger brüllte das in seinen Grundtiefen entfesselte Meer. Mochte es ein anderer künftig steuern. Er selbst sehnte sich nach dem sanften Säuseln des Frühlingswindes in den Blütenbäumen und nach dem Vogelsang, den seine kleine Frau liebte, und sehnte sich nach ihrem Glückslachen, das fortan den Sonnenschein verdunkeln würde — und danach, mit seinem flügge werdenden Jungen über die Wiesen zu tollen...

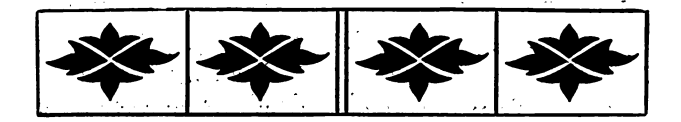
Und dann rannen ihm haltlos wieder die Tränen aus den Augen, und in stummer Ergriffenheit faltete er die Hände und hob sie himmelwärts. Da hatte er gebangt und gezweifelt, war verzagt und verbittert gewesen — und hatte sich nun doch zum Hafen durchgefunden!

Nun lebte frohe, gesicherte Zukunftshoffnung in seiner Seele, sein begnadetes Weihnachtsgeschenk.

Da zwang es ihn auf die Knie nieder, und er preßte das tränenschwere Gesicht in dieselben Kissen, in denen ihr fieberheißes Haupt geruht, und in jubelndem Glückesschrei kam es über seine Lippen: „Sie wird leben! — Vater im Himmel, ich danke dir, mein Weib wird leben!“

Mit einem Satz war er bei der Wiege, aus der sein mittlerweile erwachtes Büblein lustig krähte. Er nahm's in die Arme, drückte es innig an sich und raunte ihm die Heilsbotschaft ins Ohr: „Deine Mutter wird leben — deine Mutter gehört uns wieder!“





Nachtischkünste.

Von L. Brenkendorff.

Mit 7 Bildern. (Nachdruck verboten.)

Man ist bekanntlich niemals so ungern geistreich als nach einer ausgiebigen Mahlzeit. Wenn das Eis serviert ist und die Dessertschalen herumgereicht werden, hat sich namentlich der stärkeren Hälfte der Tischgesellschaft zumeist jene überaus angenehme Stimmung bemächtigt, in der die Empfänglichkeit für heitere Eindrücke beträchtlich erhöht, die Arbeitslust des Gehirns aber noch beträchtlicher herabgesetzt ist. War man während der ersten Gänge noch mit dem Aufgebot aller Verstandeskräfte bemüht, seine Tischnachbarin durch tiefsinnige oder witzige Einfälle zu unterhalten, so fühlt man jetzt unter dem sanften, aber unwiderstehlichen Druck einer holden Müdigkeit die Schwingen des Geistes mehr und mehr erlahmen, und wenn man nicht zufällig das Glück hat, mit dem unerschöpflichen Gedächtnis eines gewandten Anekdotenerzählers begnadet zu sein, sieht man mit Bangen die Gesprächspausen immer länger und häufiger werden.

Die Möglichkeit, seine Umgebung durch einen Aufwand mehr mechanischer als geistiger Hilfsmittel zu amüsieren, würde in dieser für einen richtigen Gesellschaftslöwen immerhin etwas beklemmenden Lage gewiß von vielen mit lebhafter Freude begrüßt werden, und wir haben früher bereits eine Reihe sehr beifällig

aufgenommener Ratschläge für die Ausführung kleiner Taschenspielerkunststücke gegeben, die sich ohne Apparate und umständliche Vorbereitungen mit dem trügerischen Anschein der Improvisation an einer von den lähmenden Geistern der Verdauungsmüdigkeit überschatteten Tafel produzieren lassen.

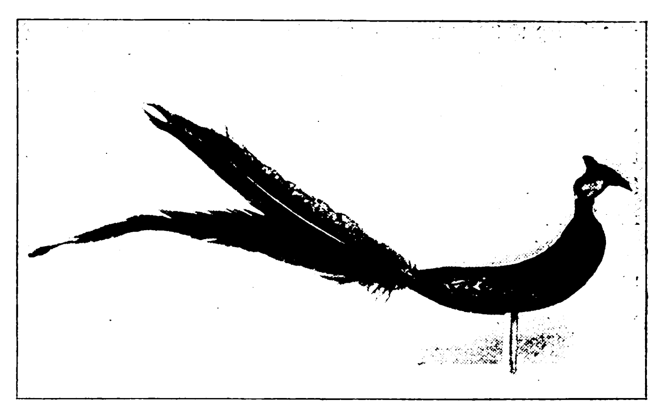
Aber die Fingerfertigkeit des Zauberkünstlers ist am Ende auch nicht jedermanns Sache, und die Gefahr des Mißlingens mag manchen schüchternen Jüngling abgehalten haben, sich unsere Hinweise zunutze zu machen. Diesen Bedrängten sei heute empfohlen, es in der kritischen Nachtischpause zur Rettung ihrer Ehre als amüsante Gesellschafter mit der Bildhauerkunst zu versuchen. Ohne Spachtel und Modellierhölzer natürlich und lediglich unter Verwendung des Materials, das ihnen die Gunst des Augenblicks darbietet.

Eine Mediceische Venus oder eine Laokoongruppe werden sie aus dem Inhalt einer Dessertschale allerdings nicht hervorzaubern können, und die Phantasie der Beschauer wird ihrer eigenen bei der kritischen Würdigung der geschaffenen Kunstwerke erheblich zu Hilfe kommen müssen. Aber gerade in dem primitiven Charakter der Erzeugnisse soll ja auch ihr besonderer Reiz liegen, und es ist sicher, daß schon mancher an den „Gschnas"-Ausstellungen lustiger Künstlerfeste mehr Vergnügen gehabt hat als an den angeblich großen Darbietungen voller Mittelmäßigkeiten und Verstiegenheiten.

Ein besonderer Vorzug der von uns empfohlenen bildnerischen Versuche liegt auch noch darin, daß sie unwiderstehlich zur Nacheiferung reizen, und daß das Gebiet ganz unerschöpflich ist. Es ist aber auch tausend gegen eins zu wetten, daß sich beim Anblick des ersten wohlgelungenen Meisterwerkes eine Anzahl geschickter Damenfingerchen in Bewegung setzen wird, um den

bahnbrechenden Künstler womöglich noch zu übertreffen. Vielfache Erfahrung hat den Schreiber dieser Zeilen gelehrt, daß dabei sehr oft die reizendsten Dinge herauskommen, deren rasche Vergänglichkeit man mit lebhaftem Bedauern empfindet.

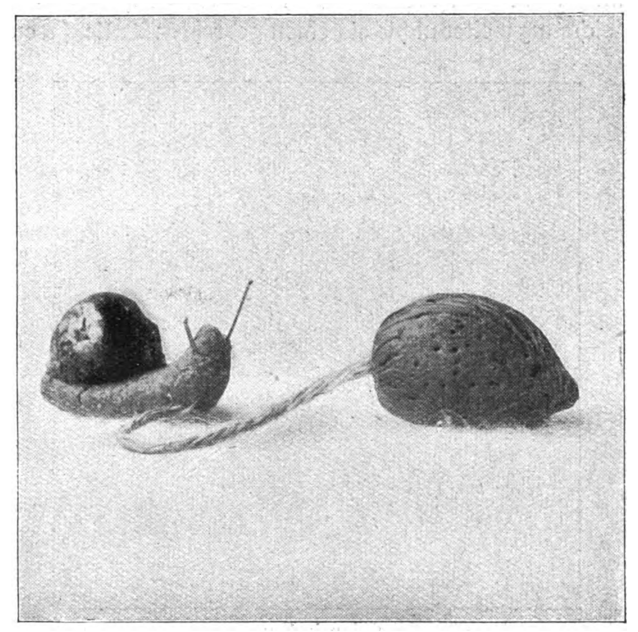
Wer sich durch einige Übung im stillen Kämmerlein auf das Debüt als bildender Künstler vorbereitet hat, handelt natürlich sehr weise, wenn er sein Publikum



Pfau.

nicht sogleich mit genial komponierten Schöpfungen verblüfft, sondern nach und nach vom Einfachen zum Schwierigen emporsteigt. Da liegt zum Beispiel vor ihm auf der Fruchtschale eine Banane, deren Stielansatz — die unentbehrliche Phantasie immer vorausgesetzt — einem Vogelkopf „zum Verwechseln" ähnlich sieht. Unser Künstler bemächtigt sich ihrer, drückt ihr mit der Gabel einige Vertiefungen ein, die recht wohl ein Federkleid vortäuschen können, bringt durch teilweises seitliches Loslösen der Schale die unentbehrlichen Flügel hervor, drückt die Köpfe zweier Streich-

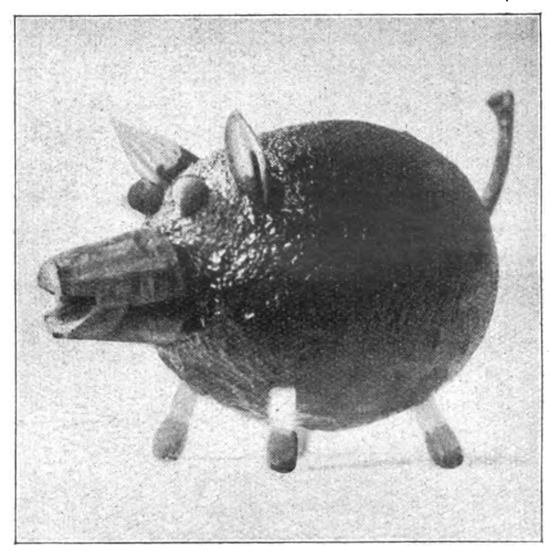
hölzchen als Augen an den richtigen Stellen ein, verwendet den Rest der Hölzer zu standfesten Beinen und krönt sein Werk dadurch, daß er am geeigneten Platz einen aus der Seidenpapierhülle eines Knallbonbons



Schnecke und Maus.

gefertigten prächtigen Schweif anbringt. Ist etwa vorher ein Fasan mit der üblichen Beigabe seines natürlichen Federschmuckes serviert worden, so läßt sich, wie das aus unserem Bilde ersichtlich ist, die Naturwahrheit mühelos noch weiter treiben. Und der auf solche Art innerhalb weniger Minuten hervorgezauberte Pfau darf ohne allen Zweifel der allgemeinen Bewunderung sicher sein.

Noch weniger Kunstfertigkeit setzt die Nachbildung einer Maus aus einer Knackmandel von geeigneter Form oder die Modellierung einer Schnecke aus Brotkrume voraus. Die Maus braucht, um nicht etwa mit einem Igel verwechselt zu werden, zu ihrer Kennzeichnung weiter nichts als einen gedrehten Wollenfaden



Schweinchen.

von angemessener Länge an ihrer hinteren Körperhälfte. Für die Fühlhörner der Schnecke hilft sicherlich eine vorsorgliche Nachbarin mit einigen entbehrlichen Stecknadeln aus, und was das dem kriechenden Geschöpf beigegebene Häuschen aus kandierten Früchten an Naturwahrheit etwa vermissen läßt, das hat es dafür an Appetitlichkeit vor den richtigen Schneckenhäusern voraus.

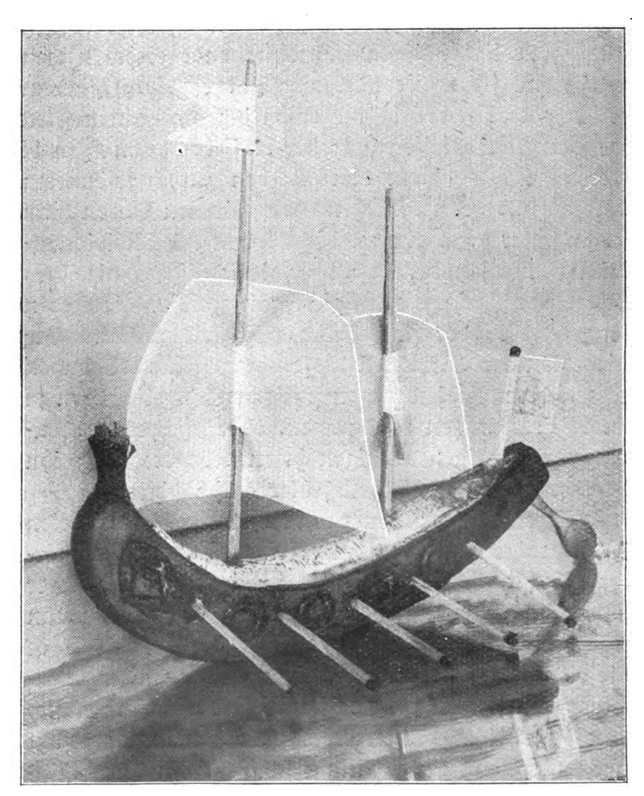
Recht beifällig pflegt auch das Pflaumen-

schwein aufgenommen zu werden, mit dem sich sein Verfertiger allerdings schon etwas mehr Mühe geben muß, wenn er den charakteristischen Schönheiten dieses nützlichsten aller Haustiere nach Verdienst gerecht werden will. Für das lustig aufwärtsstrebende Schwänzchen freilich hat schon die hilfreiche Natur gesorgt, indem sie der gewählten Pflaume einen just am rechten Fleck sitzenden Stiel belassen hat; der Rüssel aber muß wohl oder übel aus einem Korkstückchen zurechtgeschnitten werden, und beim Einsetzen der papiernen Ohren kann der Künstler sogar ein gewisses Talent der Individualisierung beweisen; denn es ist für die Physiognomie eines Schweines durchaus nicht gleichgültig, ob es die Ohren hängen läßt oder sie fröhlich aufwärts richtet. Die wiederum aus Streichholzköpfen hergestellten Beinchen mögen dem Liebhaber von saftigen Schweinshaxen ja ein bißchen trocken vorkommen, aber die pralle Rundung des übrigen wohlgenährten Körpers mag ihn für den kleinen Schönheitsfehler entschädigen.

Während unser Bildner mit diesen eben geschilderten Talentproben um die Gunst seiner schönen Nachbarschaft buhlt, ist ihm vielleicht schon in unmittelbarer Nähe ein gefährlicher Rivale entstanden. Und wenn er so reich mit Phantasie und Erfindergenie begabt ist wie etwa der Schöpfer des auf unserer Abbildung wiedergegebenen Wikingerschiffes, darf man sich ohne Zweifel auf einen erbitterten Wettkampf gefaßt machen. Denn dies Wikingerschiff ist ein Prachtstück im wahrsten Sinne des Wortes. Der Rumpf besteht, wie man sieht, wiederum aus einer gewöhnlichen Banane. Aber wie geschickt ist sie ihrer künstlerischen Bestimmung angepaßt worden! Durch Fortschneiden des oberen Teiles ist die verblüffend richtige Schiffsform gewonnen; zwei Zahnstocher ragen als stolze



Masten empor, zwischen denen sich eine Menükarte als windgeschwelltes Segel bläht. Am Heck flattert ein — allerdings vielleicht etwas anachronistischer — Wimpel



Ein Wikingerschiff.

mit dem Briefmarkenbild der Germania; ein Salzlöffelchen verbürgt als Steuer die rechte Fahrt, und die beiderseits aus den Riemenlöchern hervorragenden Ruder in Form von Streichhölzern geben eine anschau-

liche Vorstellung von der mühseligen Art, in der die alten Wikingsöhne ihre weiten Meerfahrten zurücklegen



Der König von Anam.

mußten. Daß sogar eine mit der Gabel hervorgebrachte Andeutung der am Bordrand hängenden Schilde nicht fehlt, soll als eine besondere Feinheit des Künstlers mit gebührendem Lobe anerkannt werden.

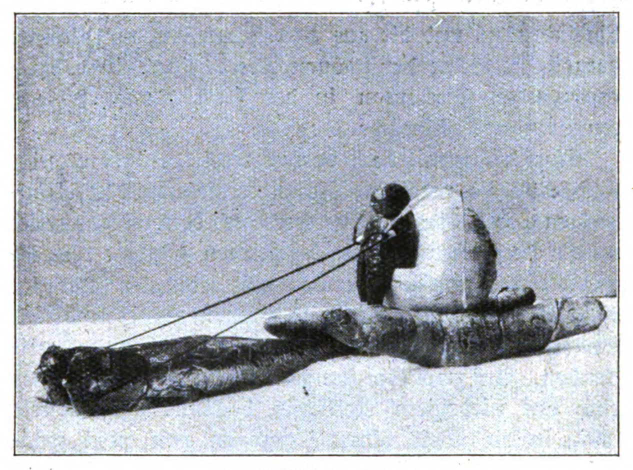
Von geradezu monumentaler Wirkung ist neben der zierlichen Kleinarbeit des Schiffchens die exotisch anmutende Heldengestalt des Königs von Anam, von dem um des kühnen Wurfes willen der Beschauer kaum glauben wird, daß er der schöpferischen Ein-



Familie Feige.

bildungskraft eines zarten weiblichen Wesens entsprungen ist. Daß sich unter der schön drapierten Seidenpapierserviette ein Champagnerglas an Stelle des Körpers verbirgt, kann niemand mehr als einen Mangel empfinden, seitdem man weiß, daß sogar die berühmte Florabüste mit alten Kleidern ausgestopft war. Die Hauptsache ist doch der Kopf, der eine polychrome Be-

handlung nicht erforderte, weil die natürliche Farbe der zur Verwendung gelangten Apfelsine unserer Vorstellung von dem Teint des anamitischen Herrschers vollkommen entspricht. Augen, Nase und Mund sind zwar nur durch entsprechende Einschnitte angedeutet; wer aber wollte in Abrede stellen, daß die Charaktereigenschaften und geistigen Fähigkeiten des fernen



Ein Schlittengespann.

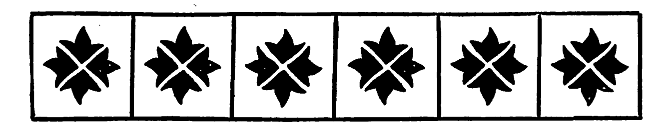
Potentaten trotzdem zu überzeugendstem Ausdruck gelangt sind? Für die Darstellung europäischer Monarchen dürfte sich die Apfelsinenplastik allerdings schon mit Rücksicht auf den Majestätsbeleidigungsparagraphen widerraten.

Daß der Nachtischkünstler dagegen auch vor der schwierigen Aufgabe der Gruppendarstellung nicht zurückzuschrecken braucht, möge die vornehme Familie Feige erweisen, die allerdings mit demselben Recht auch Familie Rosine getauft werden

könnte. Ihre Herkunft läßt sich zur Genüge aus dem Bilde ersehen. Auf Zahnstocher gespießte Feigen und Rosinen ergeben, hie und da unter freundlicher Beihilfe eines feinen Blumendrahtes, Rümpfe, Arme, Beine und Gewänder der modisch gekleideten Dame und ihrer hoffnungsvollen Sprößlinge. In die Feigengesichter kann sich des Beschauers Phantasie ganz nach Belieben jeden der Haltung entsprechenden Ausdruck hineindenken, und die aus einer schwellenden Pflaume hergestellte Büste der schönen Frau bringt einen herzerfreuenden Farbenton in das sonst etwas eintönig anmutende künstlerische Gebilde.

Eine kräftigere, doch darum nicht weniger erquickliche Sprache redet die Zusammensetzung des eigenartigen Schlittengespanns, mit dem wir für heute unsere kleine Kunstgalerie beschließen wollen. Es ist, wie sich aus dem zur Verwendung gelangten Material ohne weiteres ergibt, nicht nach einem üppigen Diner, sondern im Verlauf eines lustigen Frühschoppens entstanden. Auf zwei Salzstangen als Schlittenkufen fährt eine auf niedrigem Rettichsitz hockende Pfeffergurke lustig in die Welt hinaus, gezogen von zwei goldschimmernden Bücklingen, die für solchen Dienst kaum weniger geeignet erscheinen als Arions Delphin oder Lohengrins Schwan.





Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Die Geschichte der „Frau mit den zwei Männern". — In der uralten chinesischen Literatur findet man viele Anklänge an unsere heimatlichen wie an berühmte orientalische Sagen. Diese Ähnlichkeit des Inhalts ist ein neuer Beweis dafür, daß die meisten Sagen tatsächlich aus der Volksseele heraus entstanden sind, und daß die Phantasie auch der verschiedensten Rassen stets unwillkürlich dieselben Stoffe verwandt hat. Besonders deutlich tritt dies bei der Geschichte der „Frau mit den zwei Männern" zutage, die schon in chinesischen Handschriften vor dreitausend Jahren enthalten ist, und der man in veränderter Form in dem Sagenschatz fast aller Völker wieder begegnet.

Tschin-Fo besaß dicht am Flusse ein großes Stück Ackerland und eine Hütte, außerdem Tschin-Li, ein Weib, das treu für ihn sorgte. Tschin-Fo hatte demnach allen Grund, glücklich und zufrieden zu sein. Aber die Götter beneideten ihn um seine Herzensfröhlichkeit. Drei Jahre hintereinander ließen sie den Fluß über die Ufer treten, so daß die Ernte immer wieder von den gelben Fluten vernichtet und fortgeschwemmt wurde. Tschin-Fo war bettelarm geworden. Niemand lieh ihm mehr den zur Aussaat nötigen Reis, und da er auch die Steuern nicht bezahlen konnte, kamen die Leute des Kaisers und trieben ihn mit seinem Weibe aus der Hütte hinaus. In dieser Not beschloß er, in die Fremde zu wandern. Tschin-Li aber wollte sich bei einem reichen Herrn als Magd verdingen, bis ihr Mann mit seinen Ersparnissen zurückkehrte und sie wieder eine Hütte und ein Feld erwerben konnten.

Nach einem schmerzlichen Abschied trennten sich die Gatten.

Tschin-Fo fand in dem fremden Lande bald guten Verdienst, und da er sparsam lebte und nach Möglichkeit zurücklegte, hatte er bald eine kleine Summe zusammen. Da gedachte er, das Geld seiner Frau zu senden, damit sie sich das Leben erleichtern könnte. Er fragte einen Landsmann, der mit ihm zusammen arbeitete, wie er das Geld wohl am besten in die Heimat schicken könne. Der Landsmann war ein Betrüger. Er sagte, daß er alles nach Tschin-Fos Wunsch besorgen würde, nahm das Geld an sich und behielt es. Dem vertrauensseligen Fo aber erzählte er, das Geld sei längst unterwegs.

Monate vergingen. Wieder hatte Fo eine Summe erspart, die er abermals dem falschen Freunde zur Beförderung anvertraute. Dieser behielt sie wie die erste für sich, zeigte aber einige Zeit darauf Tschin-Fo einen Brief, der angeblich von Tschin-Li herrührte. Er las dem des Lesens unkundigen Fo das Schreiben vor, in dem die Frau ihren Gatten aufforderte, fleißig weiter zu erwerben. Sie wollte alles Geld gut aufbewahren.

So verflossen mehrere Jahre. Der nichtsahnende Fo hatte dem listigen Landsmann immer wieder alles ausgehändigt, was er nur zurücklegen konnte. Hoffte er doch, später in der Heimat seine Schätze wiederzufinden.

Da zogen die Pestdämonen durch das fremde Land, und die Menschen starben in Scharen dahin. Auch den falschen Freund Tschin-Fos ereilte das Geschick. Dieser pflegte ihn bis zum letzten Augenblick. Da regte sich das Gewissen in dem Sterbenden. Er beichtete Tschin-Fo, wie schmählich er ihn hintergangen hatte, und bezeichnete ihm auch die Stelle, wo sein eigenes erspartes Geld und dasjenige Fos vergraben lag. Als er tot war, ließ Tschin-Fo den Leichnam einbalsamieren, nähte ihn in Häute ein, kaufte ein Packpferd, lud die Leiche auf und schloß sich einer Karawane an, die nach der Heimat zog. So erfüllte er die letzte Bitte des Verstorbenen, der in heimischer Erde bestattet sein wollte.

Tschin-Li hatte auf diese Weise all die langen Jahre auch nicht ein einziges Mal Nachricht von ihrem Gatten erhalten. Sie glaubte ihn längst tot, und da Liang-Sun, dem sie als

Magd immer treu gedient hatte, sie zu seinem Weibe machen wollte, gab sie nach einigem Zögern seinen Bitten nach. Aber sie konnte trotzdem Tschin-Fo nicht vergessen, besonders da ihr zweiter Gemahl sie mehr wegen ihrer Tüchtigkeit als aus Liebe geheiratet hatte.

Tschin-Fo langte nach einer Reise von mehreren Monaten in der Heimat an. Zunächst suchte er den Ort auf, an dem der in der Fremde dahingeschiedene Landsmann bei seinen Ahnen beerdigt sein wollte. Als er diese fromme Aufgabe erledigt hatte, begab er sich zu dem Manne, bei dem Tschin-Li damals vor Jahren ein Unterkommen gefunden hatte. Er fragte nach seiner Frau. Jener aber wies ihm barsch die Tür. Erst von Nachbarn erfuhr Fo, daß Tschin-Li des Mannes Weib geworden war.

Traurig ging er nun zum Richter und trug diesem die Sache vor. Der Richter hörte ihn freundlich an und bestellte ihn für den nächsten Vormittag wieder zu sich.

Als Tschin-Fo zur bestimmten Zeit bei dem Richter erschien, fand er dort auch Liang-Sun und Tschin-Li vor. Diese brach bei seinem Anblick in Tränen aus. Aber Liang-Sun fuhr sie hart an, so daß ihre Klagen bald verstummten und sie den Totgeglaubten nicht mehr anzuschauen wagte. Der Richter fragte darauf zuerst Tschin-Fo, ob er sein Weib zurückverlange. Dieser bejahte eifrig. Nun wurde Liang-Sun gefragt, ob er Tschin-Li herausgeben wolle. Liang-Sun weigerte sich hartnäckig. Der Richter sann einen Augenblick nach und befahl dann den beiden Männern, nach zwei Tagen wiederzukommen. Er wolle sich den Fall bis dahin überlegen. Tschin-Li aber ließ er, da sie vorerst keinem von beiden angehörte, von seinen Leuten in das Gefängnis abführen. Dort sollte sie bei guter Verpflegung bis zum endgültigen Urteilspruch bleiben.

Die Gegner stellten sich, nachdem die zwei Tage um waren, wieder vor dem Richter ein. Dieser empfing sie mit betrübter Miene und machte ihnen unter vielen Entschuldigungen die Mitteilung, daß Tschin-Li sich am Morgen im Gefängnis aus Gram erhängt habe. Dann sagte er zu Liang-Sun: „Du hast Tschin-Li bis zuletzt als dein Weib betrachtet. Hier nimm

den Schlüssel zu ihrer Zelle. Lasse sie abholen und gib ihr ein Begräbnis nach ihrem Verdienst."

Aber Liang-Sun streckte die Hand nicht nach dem Schlüssel aus. „Ich habe es mir überlegt," sagte er, „Tschin-Fo hat als ihr erster Gatte doch mehr Anrecht auf sie. Mag er sie daher auch begraben."

Der Richter rief seinen Schreiber herbei und ließ diese Äußerung in aller Form zu Papier bringen. Dann wandte er sich an Tschin-Fo: „Tschin-Li ist nunmehr dein. Willst du sie als ihr Gatte bestatten lassen?"

Tschin-Fo griff eilig nach dem Schlüssel. Antworten konnte er nicht. Der Schmerz machte ihn stumm.

Da befahl ihm der Richter, die Tür des Gefängnisses aufzuschließen. Tschin-Fo gehorchte. In der Mitte des Raumes stand Tschin-Li, lebend und gesund. Unter Freudentränen umarmte sie den geliebten, ihr wiedergegebenen Gatten.

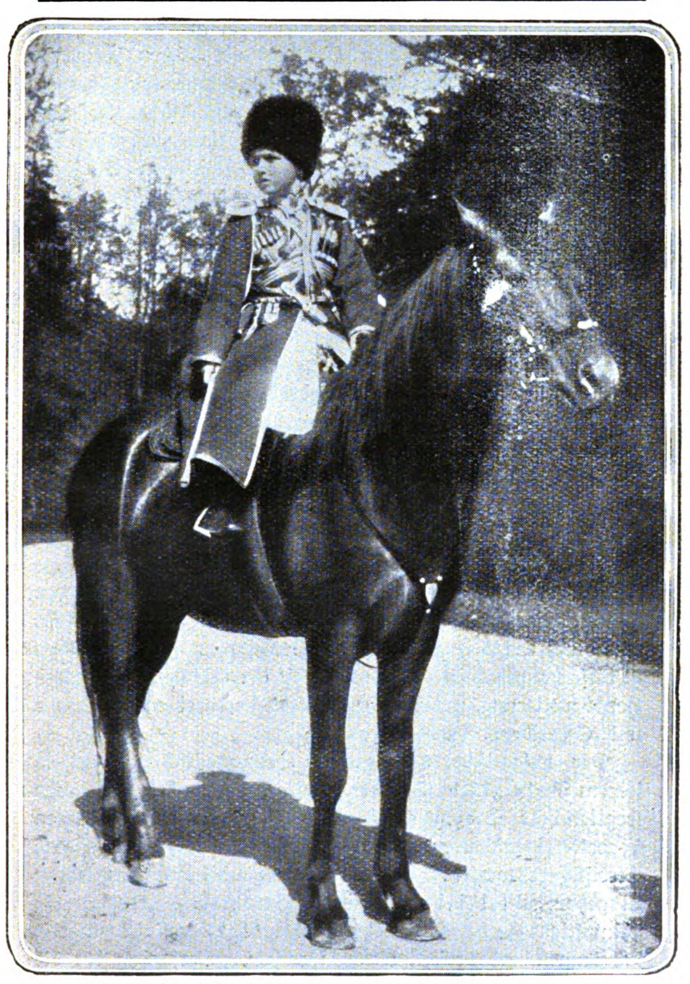
Zu Liang-Sun aber sprach der Richter: „Du hast die Probe nicht bestanden. Die Tote wolltest du nicht, also gebührt dir auch nicht die Lebendige."

Tschin-Fo und Tschin-Li aber lebten in sorgenlosem Glück noch viele Jahre. W. Kabel.

Der Zarewitsch. — Über den russischen Thronfolger, den Zarewitsch Alexei Nikolajewitsch, der sich bisher zu einem gesunden und kräftigen Knaben entwickelte, ist eine ernste Krankheit gekommen. Er hatte sich beim Spie en verletzt. Es trat eine Blutgeschwulst in der Weichengegend auf, die dann auch an anderen Stellen des Körpers Störungen des Blutkreislaufes nach sich zog.

Alexei Nikolajewitsch steht im neunten Lebensjahr. Nachdem dem kaiserlichen Paar vier Töchter beschert worden waren, wurde ihm endlich am 30. Juli 1904 der ersehnte Thronerbe geboren. Anfänglich ein zartes Kind, wuchs er unter der unermüdlichen Fürsorge seiner Mutter allmählich zu einem kräftigen Jungen heran.

Die Kaiserin Alexandra, eine geborene Prinzessin von Hessen, neigt englischem Wesen zu, und so wurde der Sohn auch körperlich und geistig nach englischen Grundsätzen er-



Zarewitsch Alexei Nikolajewitsch als Kosakenhetman.

zogen. Besonderes Gewicht wurde durch Bewegungsspiele und Ponyreiten in den weiten Parkanlagen von Peterhof

und Zarskoje Selo auf die Stählung des Körpers gelegt. Der kaiserliche Vater hat seinen Liebling mit reichen Auszeichnungen bedacht. Schon an seinem ersten Geburtstag ernannte er ihn zum Hetman, dem Oberanführer sämtlicher Kosakentruppen. In der Folge wurde er dann noch zum Chef des finnischen Leibgarderegiments, des 12. sibirischen Schützenregiments, des 16. Twerschen Dragonerregiments, der Moskauer Alexei-Militärschule, der kaiserlichen Leibeskorte, der Flottenequipage, des Eisenbahnregiments und vieler anderer Truppenteile sowie militärischer Anstalten befördert. Auch ist er Ritter des Andreasordens.

Wie schmerzlich das russische Kaiserpaar die Erkrankung seines einzigen Sohnes empfindet, bezeugt der Umstand, daß die Kaiserin Alexandra der Kathedrale von Bari, der Hauptstadt der gleichnamigen italienischen Provinz in der Landschaft Apulien, Weihgeschenke mit der Bitte darbringen ließ, man möge für die Genesung ihres Kindes beten. In der Kathedrale ruhen die Gebeine des heiligen Nikolaus. St. Nikolaus gilt nicht nur in der römischen, sondern auch in der griechisch-orthodoxen Kirche als besonderer Schutzheiliger der Kinder. Th. S.

Prozeßwütige bulgarische Bauern. — Zu den besonderen Charaktereigentümlichkeiten der bulgarischen Bauern gehört eine durch nichts einzudämmende Prozeßwut. Zurückzuführen ist diese hauptsächlich auf die Eitelkeit der reichlich beschränkten Landbevölkerung, unter der man höchst selten einen des Lesens und Schreibens Kundigen antrifft.

Der bulgarische Schriftsteller Ludowawitsch schildert in seinem Buche „Mein Vaterland und meine Landsleute“ einige tragikomische Prozeßgeschichten, die auch auf die sonstigen Charaktereigenschaften des Bulgarenvolkes recht interessante Streiflichter werfen. „Einem Rechtshandel aus dem Wege zu gehen, gilt bei der ländlichen Bevölkerung geradezu als schimpflich. In der Dorfkneipe werden die Prozesse regelmäßig des langen und breiten durchgesprochen. Derjenige, der die meisten führt, bildet den Mittelpunkt der allgemeinen Unterhaltung und ist stolz darauf. Jung und alt staunt ihn an. Und daher wird vielfach aus reiner Eitelkeit um der nichtigsten Dinge

willen die Entscheidung der Behörden angerufen. In jeder kleinen Stadt, mag sie auch nur knappe zweitausend Einwohner zählen, gibt es mindestens ein Dutzend sogenannter Advokaten, die, ohne als Prozeßvertreter bei Gericht zugelassen zu sein, sich lediglich von der Leichtgläubigkeit und Vertrauensseligkeit dieser einfachen Leute nähren.

Ein reicher Bauer erscheint bei seinem langjährigen Rechtsbeistand und will gegen seine Dorfgemeinde klagen, weil diese ohne seine Erlaubnis einen öffentlichen Weg über seinen Acker geführt hat. Der ‚Advokat' weiß sehr gut, daß die Sache vor das Gericht der nächsten größeren Stadt gehört, und daß er hierbei überhaupt nichts ausrichten kann. Trotzdem schlägt er seinem Klienten vor, zunächst eine Eingabe bei Gericht zu machen. Vielleicht würde das schon helfen. Der Prozeßhansel ist einverstanden. Nun kommt die wichtigste Frage. Der Herr Advokat besitzt nämlich drei verschiedene Sorten von Schreibfedern: eine stählerne, eine silberne und eine goldene. Die Benützung der letzteren zur Anfertigung der Eingabe kostet fünf Lev (Frank), dann ist der Erfolg aber auch ganz sicher. Die beiden ersteren sind billiger. Natürlich wird die goldene Feder ausgesucht. Ehrfürchtig schaut der Bauer zu, wie das Schriftstück entsteht. Dann liest der Herr ‚Advokat' das Machwerk vor. Es ist derart unverständlich abgefaßt und enthält so viele grobe Beleidigungen der Dorfgemeinde, daß der Bauer seiner höchsten Zufriedenheit Ausdruck gibt. Jetzt wird die notwendige Stempelmarke möglichst lose auf den Bogen geklebt. Sie kostet weitere acht Lev. Und nun schiebt der Herr Rechtsbeistand die Eingabe in einen Umschlag, versiegelt diesen, versieht ihn mit einer Briefmarke, schreibt seinen eigenen Namen und seine Adresse darauf und läßt den fertigen Brief von dem Bauern selbst in den nächsten Postkasten werfen, damit der Mann auch sicher ist, daß die Eingabe richtig abgeht. Der Bauer, der nicht lesen kann, tut wie ihm geheißen und kehrt vergnügt heim. Hat ihm doch der ‚Advokat' versprochen, die entscheidende Antwort würde spätestens in zwei Wochen eintreffen. Daß die famose Eingabe sich schon am nächsten Tage wieder in Händen seines gewissenlosen Ratgebers befindet,

daß dieser die Stempelmarke von dem Bogen ablöst und so die acht Lev für sich „gespart‘ hat, ahnt der Ärmste nicht.

Drei Wochen vergehen. Der Bauer wird ungeduldig und begibt sich bei Gelegenheit zu seinem Rechtsbeistand. Er habe noch immer keinen Bescheid erhalten. Dann sei die Antwort verloren gegangen. Man müsse noch einmal und noch ausführlicher schreiben.

Wieder zahlt der Bauer seine dreizehn Lev wie das erste Mal. Dasselbe Spiel wiederholt sich. Die Stempelmarke wird wieder „gespart‘.

Nach weiteren zwei Wochen erscheint der Herr Rechtsbeistand, der den weiten Weg nicht gescheut hat, bei dem Bauern und teilt ihm mit, daß das Gericht den Vorschlag mache, die Parteien sollten sich im guten einigen, zeigt ihm auch irgend ein amtliches Schreiben vor, so daß der Geprellte abermals auf den Leim geht. Der Redegewandtheit des ‚Advokaten‘ gelingt es denn auch nach einiger Zeit, einen Vergleich herbeizuführen, wofür weitere dreißig Lev in Rechnung gesetzt werden. So kostet dem Bauern die Geschichte sechsundfünfzig Lev, die er eigentlich für nichts ausgegeben hat. Denn wäre er verständig gewesen, und hätte er sich sofort an den Gemeindevorstand mit einem Vergleichsvorschlag gewandt, so würde die Sache genau so ausgelaufen sein. Aber dieser einfachste Weg hätte sich nie und nimmer mit der Ehre eines bulgarischen Bauern vertragen.

Zwei Nachbarn, bis dahin die besten Freunde, prozessieren um ein Stück Land. Endlich gewinnt Lokitsch endgültig. Sein Gegner ist inzwischen infolge von Mißernten und Viehseuchen völlig verarmt. Was tut jetzt Lokitsch? Er schenkt dem früheren Freunde das Streitobjekt und leiht ihm außerdem noch eine größere Summe, damit jener sich wieder emporarbeiten kann. Er hat ja den Prozeß gewonnen. Nur daran liegt ihm etwas, an dem Acker gar nichts. Die Nachbarn werden wieder gute Freunde, und die Advokaten haben ihre zweitausend Lev bei dem Rechtsstreit verdient.“ W. K.

Riesenwürmer. — Das Meer beherbergt nicht nur das größte aller Säugetiere, den Walfisch, sondern ist auch, wie

erst unlängst festgestellt wurde, die Heimat einiger Arten von Würmern, die man mit Recht als Riesenwürmer bezeichnen kann. Diese im Meere vorkommenden, infolge ihrer Körperlänge besonders interessanten Würmer gehören sämtlich zu der Familie der Ringelwürmer, deren uns bekanntester Vertreter der Regenwurm ist. Die meerbewohnenden Ringelwürmer besitzen durchweg einen deutlich abgesetzten Kopf, starke Kiefer und sehr kompliziert eingerichtete Sehorgane. Sie sind vorzügliche Schwimmer und als gefräßige Räuber gefürchtet.

In der Südsee trifft man die Gattung Eunicidae recht häufig an. Diese Würmer werden über 1 Meter lang und nähren sich hauptsächlich von Fischkadavern, verschmähen aber auch andere Tierleichen nicht. So berichtet der Kapitän eines deutschen Dampfers, der nach der Marschallinsel Taongi Zuchtvieh zu liefern hatte, von einem Erlebnis mit diesen Riesenwürmern folgendes: „Beim Ausladen der Rinder passierte uns das Unglück, daß eines der Tiere gerade in der Brandung von dem Transportfloß ins Wasser fiel und trotz unserer Rettungsversuche ertrank. Am nächsten Tage hatten die Wellen den Kadaver auf eine Untiefe dicht am Ufer getrieben, wo er liegen blieb. Es ragte nur die eine Seite des Tieres aus dem Wasser. Eine Woche später sahen wir uns aber genötigt, das tote Rind, das mittlerweile in Verwesung übergegangen war und die Luft weithin verpestete, an Land zu schleppen und zu vergraben.

Als wir uns im Boote der Untiefe näherten, machte mich der eingeborene Lotse auf einige dunkle Schatten aufmerksam, die pfeilschnell durch das Wasser glitten, und die ich im ersten Augenblick für Schlangen hielt. Der Lotse aber belehrte mich in seinem wunderlichen Kauderwelsch von Deutsch und Englisch eines Besseren. Es seien Sallopowürmer, Leichenfresser, wie die Taonginer sie getauft haben. Und dabei schüttelte der Mann sich vor Abscheu.

Ich ließ dann durch meine Leute an den Hinterbeinen des Rindes Stricke befestigen, um es so ans Land zu ziehen. Während dieser Arbeit bemerkte ich noch mehrere dieser schlangenähnlichen Geschöpfe, die aus dem dichten Vorhang von Seegras,

der sich um das tote Rind angehäuft hatte, eiligst davonschossen. Als wir nach einiger Zeit den Kadaver glücklich an das Ufer geschleppt hatten, fand ich noch drei Sailopowürmer, die sich bis zur Hälfte in den Bauch des Tieres eingefressen hatten, und jetzt erst, nachdem sie ihrem Element entrissen waren, sich langsam aus dem Kadaver herausarbeiteten. Die Würmer waren über 1 Meter lang und in der Mitte vielleicht 20 Zentimeter stark. Das Kopfende konnte man deutlich an den platten Freßkiefern erkennen.

Einige der Insulaner sollten sie auf meinen Wunsch weiter ins Land hineinziehen, da ich sie genauer besichtigen wollte. Aber die Angst der abergläubischen Naturkinder vor den „Leichenfressern" war so groß, daß sie sie nicht anzurühren wagten. Meine Matrosen wollten mit den „Schlangen", die sich krampfhaft im Ufersande hin und her wanden und ihre feuchte Heimat wieder zu erreichen suchten, erst recht nichts zu tun haben. Ich mußte selbst zugeben, daß die Riesenwürmer mit ihrer dunkelbraunen, von helleren Borsten stellenweise bedeckten Haut reichlich widerlich aussahen. Trotzdem überwand ich mich und schlug einen der „Leichenfresser" in der Mitte mit einem Säbel durch. Aus der Schnittwunde floß nicht etwa Blut hervor, sondern ein dunkelgrüner Saft, ähnlich dem, wie man ihn aus den Körpern unserer heimatlichen Raupen beim Zertreten herausquellen sieht." —

Im Gegensatz zu den Eingeborenen der Marschallinseln, die vor den Sailopo eine abergläubische Scheu haben, essen die Bewohner der Samoa- und Fidschiinseln einen nahen Verwandten der Sailopo, den diesen auch äußerlich ähnlichen und ebensolangen Palolowurm, mit größtem Behagen, indem sie Stücke davon zwischen heißen Steinen rösten.

Weiter kommt noch im Kalifornischen Meerbusen, der ja auch die Heimat der größten Tintenfische mit Saugarmen von 6 und mehr Meter Länge ist, ein Riesenwurm vor, von dem man bisher jedoch nur wenige Exemplare hat fangen können, da diese unheimlichen Geschöpfe sich nur in den größten Tiefen des Ozeans aufhalten. Eine amerikanische naturwissenschaftliche Zeitschrift veröffentlichte kürzlich folgenden Auszug

aus dem Bericht der Bakerschen Tiefseeexpedition, die auch im Meerbusen von Kalifornien mit gewaltigen Schleppnetzen die tiefsten Stellen nach unbekannten Meerbewohnern abgesucht hat: „Am 18. Februar brachten wir in unserem Kastennetz aus einer Tiefe von 800 Metern wohl den interessantesten Fang dieser dreimonatigen Reise ans Tageslicht empor, ein zu der Familie der Borstenwürmer gehöriges Tier von fast 2 Meter Länge, das größte bisher gefundene dieser Art. Daß wir diesen Riesenwurm seiner dunklen Wohnung auf dem Grunde des Ozeans entreißen konnten, verdankten wir auch nur einem Zufall. Ein Tintenfisch mußte, kurz bevor unser Kastennetz über den Meeresboden dahinstrich, gerade einen Angriff auf dieses Ungeheuer von Wurm gemacht haben und hatte ihn mit seinen Fangarmen förmlich zu einem Riesenknäuel zusammengedrückt. Es war eine widerwärtige Arbeit, den Wurm mit Messern aus den schleimigen Fangarmen des Tintenfisches herauszuschneiden.

Dieses Exemplar von Borstenwurm war gleichmäßig dunkelgrau gefärbt, in der Mitte etwa 30 Zentimeter dick und verjüngte sich nach dem Schwanzende hin. Die fast kreisrunden Freßkiefer waren ausgezahnt und bestanden aus einer harten, hornigen Masse. Die Sehorgane lagen unter feinen, durchsichtigen Häuten dicht nebeneinander auf dem deutlich abgezeichneten Kopf. Die einzelnen, etwa 20 Zentimeter breiten Ringe des Leibes traten bei der Vorwärtsbewegung ganz deutlich hervor. Die Blutflüssigkeit, die aus einigen bei dem Kampfe mit dem Tintenfisch entstandenen Hautverletzungen hervorquoll, war graugrün, zeigte aber bei der chemischen Untersuchung die Bestandteile des gewöhnlichen Blutes, nur fehlten die roten Blutkörperchen. Der Riesenwurm wurde in ein mit Meerwasser angefülltes Glasbassin gebracht und im unteren Schiffsraume im Dunkeln, also möglichst entsprechend seinen gewohnten Lebensbedingungen, aufbewahrt. Hier konnte festgestellt werden, daß die Sehorgane willkürlich ein phosphoreszierendes Leuchten ausstrahlten, wie dies bei verschiedenen Tiefseefischen schon beobachtet worden ist. Leider lebte das seltene Exemplar nur noch drei

Lage, trotzdem zu seiner Erhaltung alles mögliche versucht wurde." W. K.

Wie die Ananas schmeckt. — Als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit seiner Gemahlin Luise in ihrer dörflichen Sommerwohnung Paretz bei Potsdam einmal zu Tische saß, gab es zum Nachtisch zum ersten Male Ananas, welche Frucht damals ganz neu aus Amerika nach Europa kam. Königin Luise kostete die ihr neue Frucht mit großem Interesse und äußerte sich darüber: „Sie schmeckt wie Erdbeeren."

Der König widersprach, indem er behauptete, sie schmecke nach einer bestimmten Apfelsorte, und da sie sich nicht einigen konnten, schickte Friedrich Wilhelm einen Diener auf die Dorfstraße und ließ den ersten besten Bauernjungen, den er sah, hereinrufen. „Der soll die Entscheidung treffen," sagte er, „denn er ist wenigstens kein voreingenommener Richter, weil er ganz gewiß noch niemals Ananas gegessen hat."

Als der Junge in den Speisesaal trat, schnitt der König eine Scheibe von der edlen Frucht ab und reichte sie dem Knaben mit den Worten: „Koste diese Frucht recht bedachtsam, mein Sohn, und dann sage uns, wonach sie schmeckt."

Der Bursche verspeiste die Scheibe mit sichtlichem Wohlgefallen, meinte dann aber, die Probe genüge ihm noch nicht ganz.

Der hohe Herr steckte ihm noch einige weitere Scheiben zu, bis beinahe die ganze Ananas verschwunden war, und drängte ihn dann: „Nun, erinnert dich das nicht an etwas, was du schon oft mit Behagen gegessen hast?"

Da glaubte der Junge die richtige Fährte gefunden zu haben, und unter gespanntem Aufmerken aller Zeugen brachte er die Entscheidung zutage: „Ja, Herr König, das Zeug schmeckt nach Leberwurst."

Laut auflachend rief der König: „Da sieht man wieder, daß sich über den Geschmack nicht streiten läßt." C. D.

Türkische Jugendwehr. — Zwar sind im Reiche des Sultans noch nicht nach dem Muster der europäischen Staaten eigentliche Jugendwehren eingerichtet worden, aber die Anfänge davon sind doch schon vorhanden. Der unglückliche Ver-

lauf des Krieges mit den Balkanstaaten hat auch die Gemüter der türkischen Knaben erregt und zu eifrigem Kriegspielen angetrieben. Diesen Umstand haben türkische Offiziere in mehreren Städten Kleinasiens benützt, um den mohammedanischen Nachwuchs militärisch einzuüben. Er wird von ihnen im



Legt an — Feuer!

Exerzieren unterrichtet, und es werden auch kleine Felddienstübungen abgehalten. Die Gewehre ersetzen Stöcke, mit denen auf Kommando der Offiziere tüchtig auf die verhaßten Bulgaren, Serben und Griechen gezielt und gefeuert wird. Th. S.

Von der Sterbestunde. — Früher nahm man allgemein an, daß die meisten Menschen, soweit sie eines natürlichen Todes sterben, in den Übergangsstunden zur Nacht ihr Leben aushauchen. So schreibt noch der Leipziger Professor der Medizin Winkler in seinem 1781 erschienenen Werke über die

Funktionen des menschlichen Körpers: „Es ist nicht anzuzweifeln, daß das Scheiden des Tagesgestirns auf den Zeitpunkt der endlichen Auflösung eines bereits mit dem Tode Ringenden einen bestimmten Einfluß hat. Welche Kräfte es sind, die die schon halb vom Körper befreite Seele völlig von dem sterblichen Leibe loslösen, ob hier magnetische Beziehungen obwalten oder ob die Veränderungen der Luftzusammensetzung bei Eintritt der Dämmerung das schnelle Hinscheiden bewirken, läßt sich nicht feststellen. Gewiß ist nur, daß ich bei den meisten Kranken ein plötzliches Aufhören der letzten Widerstandskraft gegen den nahenden Tod gerade bald nach Sonnenuntergang beobachten konnte."

In neuerer Zeit hat dann der englische Arzt Hopkins den Versuch gemacht, diese kritische Zeit durch eine genau geführte Statistik zu ermitteln. Nachdem er die Todesstunde von 2800 Personen verschiedenen Alters in den Jahren 1898 bis 1903 aufgezeichnet hatte, ergab sich für ihn folgendes, durchaus abweichendes Resultat: Die meisten Todesfälle, etwa die Hälfte, kommen zwischen 4 und 6 Uhr morgens vor, die wenigsten, nur 6 Prozent, zwischen 9 und 11 Uhr vormittags.

Diese Feststellung erregte seinerzeit in Fachkreisen einiges Aufsehen. Konnte man doch keinerlei stichhaltige Erklärung dafür finden, warum gerade in der Zeit des Sonnenaufgangs die Sterblichkeitsziffer so besonders hoch und dafür in den Vormittagstunden so auffallend klein war. Jedenfalls gab aber die Hopkinssche Statistik anderen Medizinern die Anregung, dessen Angaben nachzuprüfen. Und da zeigte es sich, daß von einer bestimmten kritischen Zeit für den Schwerkranken nicht die Rede sein kann und Hopkins' Material für derartige Berechnungen offenbar viel zu klein gewesen war. So hat der Franzose Charles Féré von 1901 bis 1911 die Sterbestunde der in den Pariser Krankenhäusern Verschiedenen aufgezeichnet. Aus diesem Material von über 8000 Todesfällen stellte er fest, daß das Sterben in keinerlei Abhängigkeit von den Tagesstunden steht. Zu demselben Resultat gelangten auch zwei österreichische und ein deutscher Arzt, die zusammen ebenfalls ein Material von ungefähr 10,000 Todesfällen zur Verfügung

hatten. Eine besonders gefährliche Tages- oder Nachtzeit für den Schwerkranken gibt es also nicht. W. K.

Der Häuptling auf der Flugmaschine. — Der amerikanische Flieger Thomas Baldwin ist kürzlich von den Philippinen zurückgekehrt, wo er mit einigen Gefährten von Insel zu Insel geflogen ist und dabei auch den eingeborenen Stämmen zum ersten Male das Wunder einer modernen Flugmaschine zeigte. „Für diese Wilden,“ schreibt er, „war die Maschine ein unbeschreibliches Wunder. Sie hielten uns für Abgesandte des Himmels. Ich stand bei einem der bekanntesten Häuptlinge des Kalingastammes, als Leutnant Lahn mit dem Apparat auf uns zugeflogen kam.

‚Da kein Mann drin,‘ sagte der Mann, als er von fern das Fahrzeug erblickte.

‚Doch,‘ erklärte ich, ‚da immer Mann drin, und Mann läßt es fliegen.‘

‚Wenn Mann drin, will ich auch fliegen.‘

Später führte ich ihn zur Flugmaschine, erklärte ihm, ich würde nun aufsteigen, und fragte, ob er mich begleiten wolle.

Er antwortete lakonisch: ‚Wenn du, auch ich.‘

Schweigend nahm er seinen Sitz ein. Nun ging es empor, höher und immer höher. Der Häuptling zuckte mit keiner Wimper. Ich beschrieb eine Acht und glitt dann in Spiralen nieder. Wir landeten glücklich. Aber der brave Häuptling sagte noch immer keinen Ton. Seine Leute stürmten mit markerschütterndem Geheul auf uns zu und begrüßten ihren Herrscher, von dem sie annahmen, daß er nun im Himmel gewesen sei und als Wissender zu ihnen zurückkehrte.

Aber der Häuptling schüttelte nur langsam das Haupt und sagte auf alle ihre Fragen nur immer dasselbe. ‚Dummes Zeug ist's,‘ erklärte er. ‚Weiter nichts!‘“ O. v. B.

Das Frankenburger Würfelspiel. — Im Jahre 1625 gärte es unter den Bauern in Oberösterreich recht bedenklich. Das Land war damals an den Kurfürsten von Bayern verpfändet, dessen Statthalter, Graf Adam v. Herberstorf, ein Mann von Blut und Eisen war. Als es im Kreise Frankenburg am 15. Mai zu Unruhen gekommen war, erließ Graf Adam den Befehl

an alle Kreisinsassen, sich am Donnerstag darauf unbewaffnet auf dem Haushammerfeld einzufinden. Es erschienen fünftausend Bauern, in deren Reihen dumpfes Schweigen herrschte. Graf Adam, der an der Spitze seines Heeres mit Profoß und Scharfrichter gekommen war, ließ die Schultheißen und Ratsmänner von Frankenburg und Vöcklamarkt und die Führer der Bauern, im ganzen achtunddreißig Mann, beiseite führen. Dann rief er mit lauter Stimme: „Ihr habt eigentlich alle euer Leben verwirkt. Aber nur die achtunddreißig hab' ich ausgesucht, und aus besonderer Gnade lasse ich noch der Hälfte von diesen hier das Leben, die sich frei wirft."

Auf einen Wink von ihm breitete der Henker einen schwarzen Mantel auf den Boden. Hierauf geleitete er die ersten zwei von den Achtunddreißig hin und ließ sie würfeln. Wer den höchsten Wurf tat, wurde freigelassen, der Verlierer gefesselt. Als das neunzehnmal geschehen war, erbat und erhielt der Stadtpfleger noch für zwei der Unglücklichen Leben und Freiheit. Von den siebzehn Übriggebliebenen wurden vier an der großen Linde zu Freihammerfeld, drei auf dem Kirchturm zu Neukirchen, drei auf dem zu Vöcklamarkt und sieben auf dem Turm der Kirche in Frankenburg gehängt. Zwei Tage später wurden die Leichen an der Landstraße auf Spieße gesteckt.

Der eiserne Landgraf glaubte durch seine blutige Strenge ein abschreckendes Beispiel gegeben zu haben, aber durch das frivole Würfelspiel um Tod und Leben, das auf die Umstehenden noch grauenhafter wirkte als das Hängen selbst, erreichte er das Gegenteil. Das „Trauerstück der kalten Bosheit", das er den Bauern vorspielen ließ, einigte diese. Unter der Oberleitung des Bauernkönigs Johann Fadinger begann kurz darauf im Lande ob der Enns der große Bauernkrieg, der bis zum März 1627 währte, allerdings mit der Niederlage der Bauern endigte, aber doch dem Adel ein böses Strafgericht für das freventliche Würfelspiel war. W. F.

Zwei merkwürdige Australier. — Im Nordosten Australiens ist der Gouldsche Varan heimisch, eine Eidechsenart von auffällig schlanker Gestalt und schlangenähnlichem Kopf, die, obwohl sie zu den Landtieren gehört, dennoch auch gern das

Wasser aufsucht und in ihm längere Zeit zu weilen vermag. Hierzu befähigen den Varan zwei größere Hohlräume im Innern seiner Oberschnauze, die mit den Nasenlöchern in Verbindung stehen, mit Luft gefüllt sind und durch die beweglichen Ränder der Nasenlöcher abgeschlossen werden können. Außerdem ist aber das Tier ein geschickter Baumkletterer.



Der Gouldsche Varan.

In der Grundfarbe gelblichgrün, wird es bis $1^1/_2$ Meter lang. Die kleinen, fünfeckigen Schuppen des Rückens vergrößern sich nach dem Kopf hin zu umfangreichen Schildern. Die Zunge, die sehr weit hervorgestreckt werden kann, läuft in zwei hornige Spitzen aus. Die kegelförmigen Zähne und Krallen der Zehen sind spitz und scharf.

Der Varan ist außerordentlich raubsüchtig. Auf festem Boden jagt er in schlängelnden Bewegungen hinter Insekten und kleineren Vögeln her, überfällt diese auch in den Nestern oder schlürft die darin liegenden Eier aus. Zuerst betastet er das Ei züngelnd, ergreift es dann mit den Kiefern, zerdrückt es und trinkt nun behaglich den Inhalt aus. Im Wasser verfolgt er sehr gewandt kleinere Fische.

Seiner Raublust gleicht seine Kampflust. Sucht man ihn zu fassen, so beißt er wütend um sich, kratzt mit den Zehenkrallen und schlägt mit dem Schwanz. Das Weibchen legt in eine Erdhöhle eine beträchtliche Anzahl Eier von etwa 5 Zentimeter Länge, die walzenförmig und schmutzigweiß gefärbt sind.

Ein anderer merkwürdiger Australier ist der **Wombat**. Wer den plumpen Gesellen auf unserem beistehenden Bilde betrachtet, wird glauben, einen jungen Bären vor sich zu haben. Allein er hat mit der Familie der Bären nichts zu tun, sondern er ist ein Beuteltier und entspricht unseren Dachsen.



Der Wombat.

Der Wombat hat eine graubraune, dunkelgesprenkelte Behaarung und wird ungefähr 95 Zentimeter lang. Den Tag verbringt er meist schlafend in seiner Erdhöhle, und er begibt sich gewöhnlich erst mit Anbruch der Nacht auf die Nahrungsuche. Hauptsächlich lebt er von einem harten, binsenartigen Gras, wozu dann noch Kräuter kommen sowie Wurzeln, die er mit den starken Sichelkrallen sehr schnell auszugraben versteht. Mitunter besteigt er auch Bäume, um sich an Vogeleiern einen besonderen Leckerbissen zu verschaffen. Alle seine Bewegungen sind ungefügig und langsam. Auch ist er ein ausgesprochener Trotzkopf. Man kann den angefangenen Bau seiner Höhle zehn- und zwanzigmal zerstören, stets beginnt er an derselben Stelle wieder zu graben. Die australischen Ansiedler behaupten, daß, wenn er an einen Bach gelangt, er wie ein Stein in das Wasser plumpst und dann den Weg auf dem Boden des Bachbettes in derselben Richtung fortsetzt, die er auf dem Lande eingeschlagen hatte.

An sich ist er friedlich und gutmütig. Daher läßt er sich auch bis zu einem gewissen Grade zähmen. Die Fischer in

Tasmanien fangen sich öfters Wombate ein, die später wie Hunde zwischen den Hütten herumlaufen.

Das Weibchen wirft drei bis vier Junge, die es, solange sie in seinem Beutel verweilen, mit großer Liebe pflegt und schützt. Th. S.

Eine heitere Erinnerung aus großer Zeit. — Als am Morgen des 3. September 1870 die Botschaft von dem Siege bei Sedan in Berlin allgemein bekannt wurde, strömten in den Vormittagstunden vor dem Königlichen Schlosse ungeheure Menschenmengen zusammen, die immer wieder in begeisterte Hochrufe auf das Herrscherhaus und die Armee ausbrachen. Die Königin Augusta, die stets von neuem von dem Balkon des Schlosses den Tausenden dankend zugewinkt hatte, unternahm dann gegen zwölf Uhr mittags einen Spaziergang die Linden hinauf. Als sie, umdrängt und umjubelt von einer immer mehr anschwellenden Menge, bis zu der Reiterstatue Friedrichs des Großen am Eingang der Linden gelangt war, machte einer der Herren ihrer Umgebung sie auf einen jungen Menschen aufmerksam, der das in Erz gegossene Denkmal unter den größten Schwierigkeiten erkletterte. Um den Hals hatte der verwegene Jüngling einen Kranz weißer Rosen, und diesen Kranz setzte er dann dem Alten Fritz unter dem donnernden Beifall der Massen aufs Haupt.

Die Königin, von dieser dem größten der Hohenzollern dargebrachten Huldigung zu Tränen gerührt, fragte nach dem Namen des jungen Mannes und bestellte ihn, da es ihr infolge der dichtgedrängten Menschenscharen unmöglich war, ihren Weg fortzusetzen, sofort zu sich aufs Schloß.

Der siebzehnjährige Fritz Stanitzki, seines Zeichens ein Tischlerlehrling, wurde dann auch keine zehn Minuten später so, wie er von seiner Kletterpartie kam, der hohen Frau durch einen Adjutanten zugeführt.

Auf die Frage, ob er sich nicht gefürchtet habe, von der Erzstatue herunterzustürzen, erwiderte er: „Für den Ollen Fritz wär' ich noch einmal so hoch jeklettert!“

Als ihm die Königin zum Andenken eine Tasse mit dem Bildnis ihres Gemahls und zwei Goldstücke gereicht hatte und

ihm dann zum Abschied die Hand hinstreckte, wollte er zuerst nicht einschlagen.

Mit einem Blick auf seine arg beschmutzte Rechte meinte er treuherzig: „Dat jeht nich, hohe Majestät. Der Olle Fritz war sehr dreckig.“

Die Königin lachte herzlich und schüttelte ihm trotzdem kräftig die Hand. W. K.

Geschichten von „lieben Nachbarn“. — Nichts macht erfinderischer als Rachsucht. Und wie schnell sprießt diese unedle Pflanze selbst in den Herzen sonst harmloser und oft recht gebildeter Leute auf, wenn sie durch das ihre Ruhe beeinträchtigende Verhalten ihrer Mitmenschen täglich aufs neue geärgert und gestört werden.

Der amerikanische Millionär Shevens besaß in einem Vorort Washingtons eine große, elegante Villa. Das Haus für die Dienerschaft befand sich mehr im Hintergrunde der Besitzung. Shevens hatte nun, um das Personal nach dem Hauptgebäude rufen zu können, auf dem Hofe eine sehr laut schrillende elektrische Glocke aufstellen lassen. Der Nachbar Shevens' war ein anderer Millionär, Thomas Clark, der schlimmste seiner Geschäftskonkurrenten. Clark hielt das ewige Klingeln, das weithin zu hören war, nicht lange aus. Gütliche Vorstellungen, die Glocke abzuschaffen, nützten nichts. So wurden die beiden Männer bald die erbittertsten Feinde. Es kam zum Prozeß, den Clark gewann. Shevens sollte die geräuschvolle Klingel durch einen Haustelegraphen ersetzen. Er tat es nicht, sondern zog aus und schenkte sein Grundstück einer Kirchengemeinde, für die er die Villa zu einer Kapelle mit zierlichem Glockenturm ausbauen ließ. Für den Turm spendete er in seiner „Großmut“ ein wunderbares Glockenspiel, das nach den Bedingungen der Schenkungsurkunde täglich drei Stunden spielen mußte. Clark kam auf diese Weise aus dem Regen in die Traufe. Gegen die Kirchenglocken konnte selbst das Gericht nicht einschreiten, und so blieb Clark nichts übrig, als seinen ihm liebgewordenen Besitz gleichfalls zu veräußern.

In ähnlicher Art wurde in London vor nicht langer Zeit

ein Streit zwischen zwei reichen, infolge allerhand Zänkereien bis aufs Blut verfeindeten benachbarten Villenbesitzern ausgefochten. Nachdem der eine alles mögliche umsonst versucht hatte, um dem anderen sein Besitztum zu verleiden, schenkte er das seinige der Stadt zu dem Zweck, dort ein Asyl für Obdachlose einzurichten. Dies geschah, und das Gesindel der ganzen Gegend gab sich von nun an dort ein Stelldichein, wodurch dem lieben Nachbar natürlich sehr bald der fernere Aufenthalt in seinem eleganten Heim unmöglich gemacht wurde. Auch gegenüber dieser „Menschenfreundlichkeit“ war das Gericht machtlos.

Viel von sich reden machte seinerzeit der Fall Crocker. Dieser, ein bekannter Milliardär in San Franzisko, hatte zu seinem ursprünglichen Villengrundstück allmählich die benachbarten Besitzungen zur Erweiterung seines Parkes angekauft. Nur ein Sonderling, dessen kleines Häuschen nebst bescheidenem Gärtchen schon längst von dem Crockerschen Park vollständig eingeschlossen war und nur einen schmalen Zugangsweg nach der nächsten Straße besaß, weigerte sich hartnäckig, seinen Besitz an den Milliardär zu verkaufen. Eines Tages erschien nun ein Heer von Arbeitern und begann auf der Grenze zwischen den beiden Grundstücken eine Mauer aufzuführen, die von Tag zu Tag mit beängstigender Schnelligkeit wuchs, bis sie die stattliche Höhe von fünfzehn Meter erreicht hatte. Sie war so breit, daß man oben auf ihrem Mauerkranz bequem spazieren gehen konnte. Der arme Sonderling, der den Milliarden Crockers zu trotzen gewagt hatte, lebte fortan auf seinem Grundstück wie in einer riesigen Falle. Er sah um sich nichts als die roten Backsteine und über sich nur noch ein Stückchen Himmel. Der Milliardär sorgte jedoch noch weiter für die Gemütsruhe seines lieben Nachbars. Er öffnete täglich für ein paar Stunden seinen Park dem Publikum, und die Leute kamen natürlich in hellen Scharen und ergingen sich besonders gern auf der längst berühmt gewordenen Mauer, von der aus sie so bequem das Heim des inzwischen vor Ingrimm halb krank gewordenen Mannes bewundern konnten.



In diesem Falle hatte jedoch eine höhere Macht ein Einsehen. Bei dem letzten großen Erdbeben, das halb San Franzisko in einen Trümmerhaufen verwandelte, stürzte auch die Riesenmauer ein und begrub unter sich jenes Häuschen, dessen Besitzer zum Glück rechtzeitig geflohen war. Crocker zeigte sich jetzt von einer besseren Seite als bisher. Vielleicht war ihm durch das Eingreifen der Naturgewalten die ganze Erbärmlichkeit seines Benehmens zum Bewußtsein gekommen. Die Mauer wurde abgetragen, und ebenso ließ er auf seine Kosten das Heim des Sonderlings in derselben Gestalt wieder aufbauen und schenkte ihm noch ein Stück seines Parkes als Gartenland dazu.

Zum Schluß noch eine recht tragisch endende Geschichte. In einem Pariser Vorort bewohnte der Graf v. Sorby, ein Junggeselle und begeisterter Bonapartist, eine kleine Villa. Eines Tages wurde das Nachbargrundstück verkauft. Der neue Eigentümer richtete in dem Hause ein Konservatorium für Musik ein, in dem in der warmen Jahreszeit zumeist bei offenen Fenstern Instrumente aller Art bearbeitet wurden. Sorbys Ruhe war dahin. Da ihm der Weg vor den Richter nicht standesgemäß erschien, kaufte er nicht weniger als sechs große Orchestrions an, die er vor den nach der Musikschule hin mündenden Fenstern seines Hauses aufstellte und deren Kurbeln er durch eigens dazu gemietete Leute vom Morgen bis zum Abend drehen ließ. Der dadurch verübte Lärm war so furchtbar, daß Sorby nicht nur von dem Konservatoriumsbesitzer, sondern auch von mehreren anderen Nachbarn verklagt wurde. Trotzdem stellte er den ruhestörenden Lärm nicht ein. Als er dann verschiedentlich zu hohen Geldstrafen verurteilt wurde, da er seine Orchestrions entgegen richterlichem Befehl weiter in Tätigkeit setzte, beantragte seine Familie, da er sein Vermögen auf diese Weise schnell vergeudete, seine Entmündigung, die vom Gericht auch ausgesprochen wurde. In der Nacht darauf versuchte der Graf das Konservatorium in Brand zu stecken, wurde aber dabei überrascht und sofort in eine Privatirrenanstalt gebracht, wo er drei Jahre später starb. Er hatte infolge des erbitterten Kampfes

mit der verhaßten Nachbarschaft tatsächlich den Verstand verloren. W. K.

Freiwillige Leibeigene. — Nicht immer muß das Los der Leibeigenen hart und drückend gewesen sein, denn aus verschiedenen Urkunden geht hervor, daß noch bis in das 16. Jahrhundert hinein ganze Familien freiwillig in die Leibeigenschaft gegangen sind.

Aus einem Schriftstück vom Mittwoch vor dem Sonntag Okuli 1481 erfahren wir, daß Hanns Hartman zu Eppißhusen und seine gesamte Familie sich aus freien Stücken in die Hörigkeit des Junkers Ulrich Rugg v. Tannegk zu Eppißhusen und dessen Erben und Nachkommen begeben haben „umbe des willen, das wir die zeitt unsers lebens vester in besserm schirm und frid beleiben mögen.“ K. K.

Das „güldene Ei“. — Nur wenigen dürfte heute das „güldene Ei“ bekannt sein, das in früheren Zeiten als eine wertvolle Universalmedizin galt. Damals verwendete man in der Heilkunde die Eier nicht allein zur Ernährung schwächlicher und kranker Personen, wie wir das auch heute tun, sondern schrieb ihnen noch besondere Wirkungen zu. Gern verwendete man zu Heilzwecken Eier, die selten waren. So empfahl man bei Rheuma und Podagra, die schmerzenden Teile mit dem Gelb von Pfaueneiern zu bestreichen. Das Eulenei, in Wein gequirlt und nüchtern getrunken, sollte gegen die Trunksucht helfen.

Des größten Rufes erfreute sich aber das „güldene Ei“. Es wurde nach besonderen Vorschriften hergestellt, die man häufig geheimhielt. In der Regel öffnete man das Ei am stumpfen Ende und ließ das Eiweiß herauslaufen; dann füllte man den leergewordenen Raum mit Safran, allen möglichen Gewürzen und seltsamen Stoffen wie pulverisierten Schmetterlingsraupen, Käfern, Krebsaugen und dergleichen. Zuletzt schloß man die Öffnung und stellte das Ei an einen warmen Ort so lange, bis der Inhalt völlig verdorrte und sich zu Pulver zerreiben ließ. Dieses „güldene Ei“ half nun gegen allerlei Fieber, gegen die Pest und sonstige Gebresten. Anderen Arzneien hinzugefügt, machte es diese um so heilkräftiger.

Dieses kuriose Heilmittel war für geriebene Heilmittelschwindler buchstäblich ein güldenes Ei, denn es wurde von Leichtgläubigen oft mit Gold aufgewogen. v. Z.

Die ewige Dankbarkeit. — Der berühmte Pariser Chirurg Dr. L., der besonders in den vornehmen Kreisen der französischen Hauptstadt sehr beliebt ist, erzählte folgendes amüsante Geschichtchen. Ein bekannter, sehr reicher Bankier hatte sich eine Verletzung am Bein zugezogen, die sehr schwerer Natur war. Er rief seinen Hausarzt, der zur Behandlung noch einige Kollegen heranzog. Man kam zur Ansicht, daß das verletzte Bein amputiert werden müßte. Der Bankier, über diesen Ausspruch verzweifelt, machte aber noch, ehe er sich zu der Operation entschloß, einen letzten Versuch. Er begab sich zu L. Dieser untersuchte sorgfältig und meinte dann zur größten Erleichterung des Patienten: „Ich glaube Ihnen versprechen zu können, daß eine Amputation nicht notwendig sein wird."

„Ach, Herr Doktor," rief der Bankier, „wie dankbar will ich Ihnen sein! In meinem ganzen Leben werde ich nicht vergessen, was Sie mir getan haben."

„Schön," entgegnete der Arzt, „beginnen wir gleich mit der Kur."

Einige Monate später machte der nunmehr wieder völlig hergestellte Bankier dem Arzte seinen Besuch, um auch zugleich seine Schuld zu berichtigen. „Herr Professor," erklärte er, „wollen Sie so liebenswürdig sein und mir sagen, was ich Ihnen schulde?"

„Fünftausend Franken, mein Herr!"

„Was, fünftausend Franken? Das ist ja ungeheuer!"

„Es ist so viel, wie jeder meiner Kollegen, die Sie vorher konsultierten, gefordert hätte."

„Das kann wohl sein. Aber erlauben Sie, Herr Professor, Sie haben doch gar keine Amputation gemacht!" O. v. B.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

„Benefactor“ *verfolgt das Prinzip* ***Schultern zurück, Brust heraus!***

bewirkt durch seine sinnreiche Konstruktion
sofort gerade Haltung ohne Beschwerde u. erweitert die Brust!
Beste Erfindung f. eine gesunde militärische Haltung.
Für Herren u. Knaben gleichzeitig Ersatz für Hosenträger.

Preis Mk. 4.50 für jede Grösse.

Bei sitzender Lebensweise unentbehrl. Massang.: Brustumf., mässig stramm, dicht unter den Armen gemessen. Für Damen ausserdem Taillenweite. Bei Nichtkonveniens Geld zurück.

Man verlange illustrierte Broschüre.

E. Schaefer Nchf., Hamburg 72.





Nasenformer „Zello“. Die Wirkung kann jedermann an obenstehenden Bildern ersehen. Es sind weder Retuschen noch Zeichnungen, sondern Original-Photographien, welche bei mir zur Einsicht liegen. Der Erfolg wurde in 5 Wochen erzielt. Mit meinem orthopädischen Nasenformer „ZELLO“ können alle Nasenfehler beseitigt werden, mit Ausnahme der Knochenfehler. Preis einfach **M. 2.70**, scharf verstellbar **M. 5.–**, mit Kautschuk **M. 7.–**. (Nachbestellungen von Prinzessinnen und höchsten Herrschaften.) ✦ 25000 Stück im Gebrauch. ✦ Spezialist **L. M. BAGINSKI, BERLIN 119,** Winterfeldstraße 34.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Neue Romane beliebter Autoren:

Willst du dein Herz mir schenken — Roman von **Georg Hartwig** (Emmy Koeppel). Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Georg Hartwig greift seine Probleme sicher heraus, gibt ihnen Gestalt und Leben und scheut sich nicht, falsche Anschauungen und althergebrachte Vorurteile kräftig zu beleuchten. Hartwigs Romane sind deshalb eine dankbare und insbesondere von der Frauenwelt vielbegehrte Lektüre.

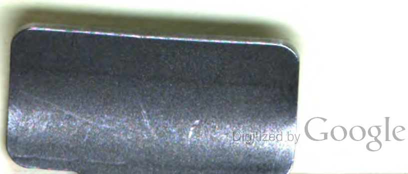
Wege des Schicksals. Roman von **E. Werner.** Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

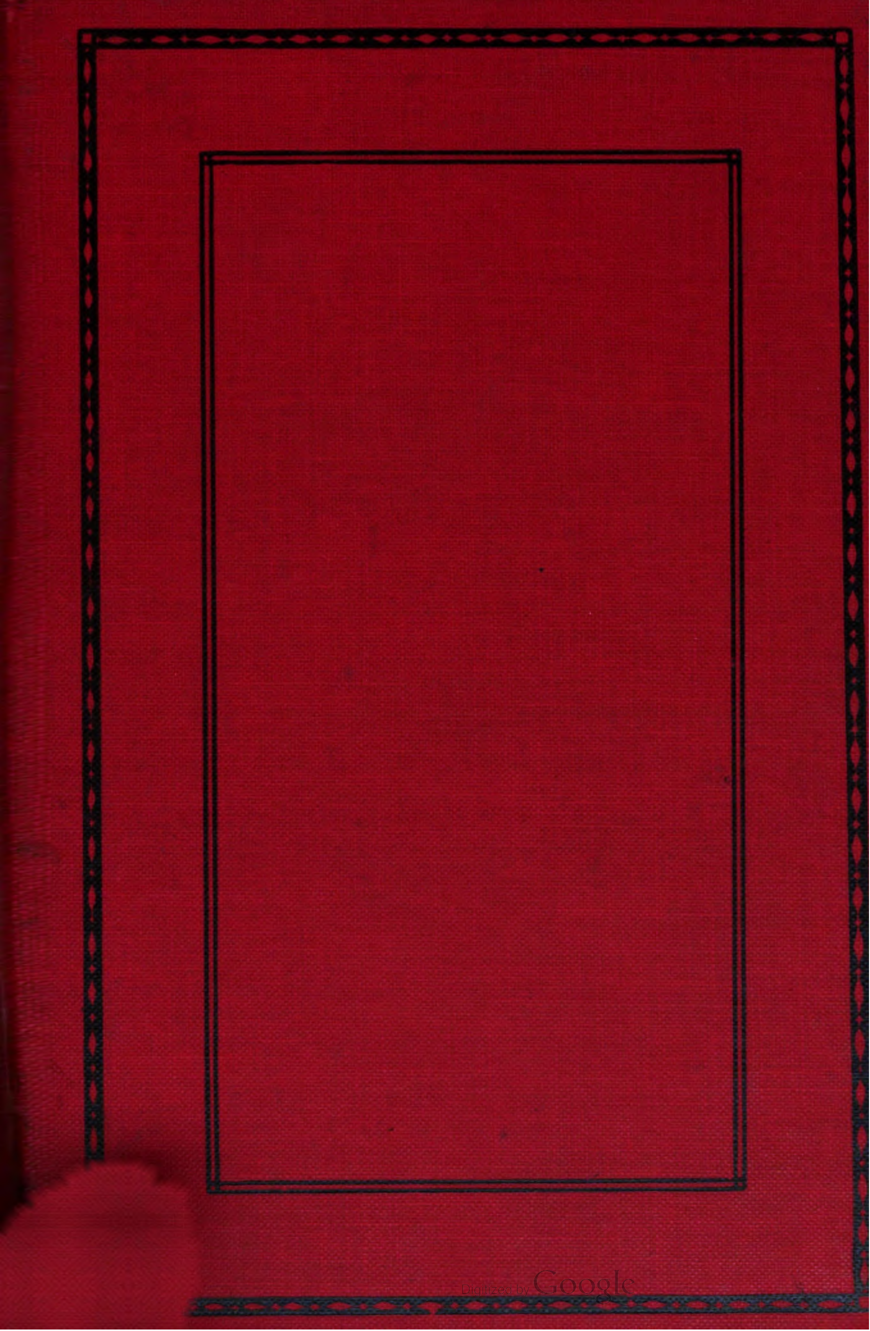
E. Werner führt uns in die Welt des Ringens und Schaffens, in der nicht nur Menschen, sondern auch Geistesströmungen miteinander streiten, sie beleuchtet Personen und Zustände mit freiem Wagemut. Ihre „Wege des Schicksals“ werden die Leser um so mehr fesseln, als die Handlung zum großen Teil in Rußland, dann in Berlin spielt und hochinteressante Einblicke gewährt in Verhältnisse, die auch heute noch zulassen, daß die heiligsten Menschenrechte ungestraft gebeugt und verletzt werden können.

✦ **Zu haben in allen Buchhandlungen.** ✦



DATE DUE




Digitized by Google